Fischer, Kuno,

Geschichte der neuern Philosophie

Bd.: 6,1

Heidelberg 1872

er
schte
eren
phie
1
2

Geschichte der neuern Philosophie

von

Kuno Fischer.

Sechster Band.
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Erstes Buch.
Schellings Leben und Schriften.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Friedrich Bassermann.

1872.

Geschichte der neuern Philosophie

von

Kuno Fischer.

Sechster Band.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Friedrich Bassermann.

1872.

Geschichte der neuern Philosophie

von

Kuno Fischer.

Sechster Band.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.

Erstes Buch.

Schellings Leben und Schriften.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Friedrich Bassermann.

1872.

Dem Geheimen Staatsrath

Herrn Dr. Moritz Seebeck

Curator

der Gesammtuniversität Jena.

Vorrede.

Der Herausgeber der sämmtlichen Werke Schellings wollte auch sein Biograph werden, aber er starb über den Anfängen seiner Arbeit, und das hinterlassene Fragment läßt bedauern, daß die Ausführung des biographischen Denkmals von der Hand des Sohnes unterblieb. Die Sammlung der Briefe: „Aus Schellings Leben", die in drei Bänden (1869 und 1870) erschien, hat dieses Fragment aufgenommen und durch Uebersichten ergänzt. Einer der willkommensten und werthvollsten Beiträge zu einer biographischen Darstellung Schellings, der freilich nur ein Jahrzehnt seines Lebens, aber das fruchtbarste erleuchtet, sind die beiden Bände gesammelter Briefe, die Waitz unter dem Titel „Caroline" im vorigen Jahre herausgab. Erst jetzt, nachdem die Werke erschienen und jene beiden Briefsammlungen veröffentlicht sind, läßt sich mit einiger Sicherheit ein Leben Schellings schreiben. Schon sind wir in dem Decennium, in dessen Mitte das hundertjährige Jubiläum des Philosophen fällt. Es ist der einzige unserer großen Philosophen, von dem es bisher eine eingehende Biographie nicht gab und geben konnte. Da nun das

vorliegende Werk in seiner Entwicklung der neuern Philosophie gerade Schelling gegenübersteht, so habe ich es für nothwendig und zeitgemäß gehalten, hier nicht bloß einen Lebensabriß, sondern die Lebensgeschichte des Mannes in dem Umfange zu geben, der ihrer Dauer und Bedeutung entspricht. Ich habe dabei auch den culturgeschichtlichen Hintergrund, die Züge der Zeit, aus denen dieses Leben hervortritt und die in seinen Gang mitbestimmend eingreifen, so zu schildern gesucht, daß aus dem persönlichen Lebensbilde zugleich der historische Charakter desselben einleuchtet. Jenes bekannte Wort, welches Schiller von dem Helden seiner größten dramatischen Dichtung gesagt hat, ist unter den Heroen unserer Philosophie auf keinen so anwendbar als auf Schelling: „von der Zeiten Gunst emporgetragen, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Ich glaube, die Zeit ist gekommen, den genialen, in der Geschichte der deutschen Philosophie hochbedeutenden Mann ruhig und ohne Parteiverblendung zu fassen, auf fester, von leidenschaftlichen Affecten unbewegter Grundlage sein Bild zu errichten in seinen wahren, unentstellten Zügen. Ich habe ernsthaft nach dieser Wahrheit gestrebt, schon aus eigenem Bedürfniß. Wo ich einen seiner Züge verfehlt, ist an meinem Irrthum wenigstens kein verwirrender Affect weder der Gunst noch weniger der Ungunst oder des Hasses Schuld gewesen, sondern ein Schein, der mein Auge getäuscht hat.

Da ich von der Darstellung des Lebens die der Lehre im Großen und Ganzen trenne, während sie doch den tiefsten Inhalt desselben ausmacht, war es schwierig, hier die nothwendige Grenz-

linie richtig zu treffen und genau einzuhalten. Die philosophische Lebensaufgabe Schellings habe ich gleich in den Vordergrund gestellt und den Fortgang ihrer Lösung, wie er literarisch und didaktisch stattfindet, überall erzählend charakterisirt. Dagegen habe ich diejenigen Vorträge und Schriften, welche die Lehre selbst nicht fortbewegen, sondern als gewonnenes Resultat, als geistiges Erlebniß mittheilen, sei es propädeutisch oder programmatisch, innerhalb der Lebensgeschichte an ihrem biographischen Orte analysirt und entwickelt. Dahin gehören die propädeutischen Vorträge namentlich in Würzburg, Erlangen und München, die Antrittsvorlesungen in München und Berlin, die Vorreden zu Cousin und Steffens. Diese, wie ich glaube, sach- und zweckgemäße Anordnung hat mir zugleich einige Vortheile verschafft. Ich habe auf diese Weise schon innerhalb der biographischen Darstellung den inneren Gang des Philosophen so viel als möglich erleuchten und ihn an gewissen Punkten seiner Lebensgeschichte so zeigen können, wie er sich selbst sieht; ich gewinne dadurch für die letzten Lebensabschnitte, deren biographisches Material unverhältnißmäßig gering ist, eine innere Fülle, welche die Darstellung derselben den vorhergehenden gleichförmiger macht; endlich erspare ich dem folgenden Buch Ausführungen, die dort Unterbrechungen sein würden, während sie hier Vorbereitungen sind. Niemand wird mir bestreiten, daß die propädeutischen Vorträge in München, die beiden Antrittsvorlesungen in München und Berlin, die beiden Vorreden zu Cousin und Steffens in einer Darstellung Schellings unmöglich übergangen werden können, aber biographisch bei weitem wichtiger sind als didaktisch.

Das folgende Buch, welches mit diesem zusammen den sechsten Band des vorliegenden Werkes ausmacht, zum großen Theil schon ausgearbeitet, enthält „Schellings Lehre". Daß ich das erste schon jetzt herausgebe, hat außer den dargelegten, in ihm selbst enthaltenen Gründen noch ein persönliches Motiv. Da mit meiner Berufung und Uebersiedlung nach Heidelberg ein Abschnitt in meinem akademischen Lebensgange stattfindet, der für einige Zeit meine literarischen Arbeiten unterbricht, so ist es mir willkommen, auch hier eine bestimmte, von außen erkennbare Grenze erreicht zu haben.

Bewegten Herzens schließe ich mit diesem Buch mein Wirken in Jena, dankbar zurückblickend auf sechszehn erfüllte Jahre akademischer Lehrthätigkeit, auf diese Universität, welche die deutsche Philosophie seit Kant am mächtigsten erlebt und gefördert hat, die fast jede Epoche in deren Fortbildung aufgehen und die Früchte reifen sah, die wir nur sammeln.

Dieses Buch, die letzte meiner jena'schen Schriften, sei dem Manne gewidmet, dessen väterlicher Name fortleuchtet unter den entdeckenden Forschern jener naturphilosophischen Zeit, die einst Schelling erweckte, dessen eigene Kraft und Weisheit das Steuer dieser Universität lenkt, dessen persönliche mir geschenkte Freundschaft unter die Güter zählt, welche der Wechsel der Dinge nicht anrührt.

Jena, den 26. September 1872.

Kuno Fischer.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Schellings Leben und Schriften.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Seite

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Achtes Capitel.

Neuntes Capitel.

Zehntes Capitel.

Elftes Capitel.

Seite

Zwölftes Capitel.

Dreizehntes Capitel.

Seite

Vierzehntes Capitel.

Fünfzehntes Capitel.

Sechszehntes Capitel.

Seite

Siebzehntes Capitel.

Achtzehntes Capitel.

Neunzehntes Capitel.

Druckfehler.

S. 172 Z. 15 v. o. statt ruhig lies richtig
S. 239 Z. 8 v. o. = sein lies seien
S. 310 Z. 10 v. o. = sichere lies sichern.

Erstes Buch.

Schellings Leben und Schriften.

Erstes Capitel.

Schellings philosophische Aufgabe. Seine Jugendjahre.

1775—1795.

I.

Die philosophische Aufgabe Schellings.

Das Gesammtergebniß der fichte'schen Lehre trug zwei Aufgaben in sich, welche die Arbeit und Richtung der nächsten Philosophie zielsetzend bestimmen. Die Wissenschaftslehre hatte dargethan, daß die gegenständliche Welt, also auch die Natur, nur aus dem Ich, das Ich, also auch der Erkenntnißproceß, nur aus dem absoluten Sein oder Gott abgeleitet werden könne; sie hatte in der ersten Rücksicht das naturphilosophische, in der zweiten das theosophische Problem gestellt, aber keines von beiden gelöst*). Fichte war von der theoretischen Wissenschaftslehre zur praktischen, zur Rechts- und Sittenlehre, von hier zur Religionslehre fortgeschritten und sah zuletzt die Aufgabe vor sich, aus dem Gottesbegriff, als dem tiefsten Princip, das er erfaßt, sein ganzes System in einem einzigen Gusse neu hervorgehen zu lassen. Das hat er gewollt, aber nicht vollbracht. An der Lösung der naturphilosophischen Frage ist die Wissenschaftslehre vorüber gegangen

*) S. vorigen Band dieses Werks, Schlußabhandlung.

und hat sich unmittelbar der sittlichen Welt zugewendet, die ihr eigentliches Element war. Als es sich zuletzt um die Begründung des Ich aus dem absoluten Sein handelte, gerieth sie in unvermeidliche und bei dem Grundcharakter, dem sie treu blieb, unauflösliche Schwierigkeiten.

Es mußte aus dem innersten Triebe der Wissenschaftslehre heraus ein neuer und frischer Anlauf genommen und der Weg ergriffen werden, den Fichte zwar unverkennbar gezeigt, aber nicht selbst aufgeschlossen, noch weniger geebnet hatte. An der Richtschnur der Wissenschaftslehre mußte die Philosophie durch das Labyrinth der Natur emporsteigen zu der geistigen Oberwelt. Der Angriff und die Auflösung der naturphilosophischen Frage war im Gebiet der deutschen Philosophie, die unmittelbar von Fichte herkam, die allernächste Forderung. Jene drei Grundprobleme alles speculativen Nachdenkens, die Fragen nach dem Wesen der Natur, der Menschheit, Gottes, hängen so genau zusammen, daß keines ohne das andere gelöst werden kann, aber die Möglichkeit der Lösung ist bedingt durch die Ordnung der Probleme. Die Natur ist das nothwendige Geistesobject, die vorgestellte, anschauliche, in ihrer Anschaulichkeit dem Bewußtsein unmittelbar als vorhanden einleuchtende Welt. Ohne Geisteserkenntniß d. h. ohne Selbsterkenntniß ist nicht zu wissen, worin ihr Wesen b[illegible]. Daher ist die Selbsterkenntniß, die Einsicht in die Bedingungen aller Erkennbarkeit und alles Bewußtseins nothwendig die erste und sicherste That, um das Wesen der Dinge zu verstehen und den Blick frei zu haben auf die Welt als das wirkliche Object aller Erkenntniß. So ist die herangereifte Philosophie bei den Griechen fortgeschritten von Sokrates zu Plato und Aristoteles, bei den Deutschen von Kant und Fichte zu Schelling und Hegel. Das Räthsel der Dinge ist nur lösbar

aus dem tiefsten Grunde menschlicher Selbsterkenntniß; auf jedem andern Wege muß man es verfehlen. Der Weg durch die Selbsterkenntniß ist der kritische im Sinne Kants.

Zunächst bedurfte die kritische Selbsterkenntniß einer systematischen Vollendung und Einheit. Ihre Einsichten mußten gesammelt, geordnet, aus einem einzigen Princip folgerichtig und methodisch entwickelt werden. Sobald dieses Ziel erreicht ist, drängt alles zu der nächsten Aufgabe, zu dem Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft. Jenes Ziel ist erreicht in der fichte'schen Wissenschaftslehre, es kommt nicht erst in ihrem Verlauf allmälig zum Vorschein, sondern gleich in den ersten Grundzügen, in dem Begriff und der Aufgabe der Wissenschaftslehre steht es klar und deutlich vor dem sehenden Auge. Daher wartet der Durchbruch aus der Wissenschaftslehre in die Naturphilosophie und Kosmologie nicht erst, bis Fichte seine Arbeit vollendet hat, sondern die jüngere dazu berufene, von dem Geist der Wissenschaftslehre ergriffene und unglaublich schnell gereifte Kraft ist gleich bei der Hand. An diesem Punkte des Durchbruchs steht Schelling. Seine ganze Bedeutung in der deutschen Philosophie nach Kant liegt darin, daß ihm in der Fortbewegung der letzteren dieser Ort, diese Aufgabe, diese Kraft zugefallen war. Er sollte die Wendung und den Anfang der neuen von dem kritischen Geist erfüllten Welterkenntniß machen. Alles was der Anfang einer solchen großen geistigen Bewegung fordert von jugendlichem Feuer und kühnem Geistesdrange, von entschlossener Denkkraft und genialem Vorblick, alles was zugleich Unvollkommenes und Unreifes dem Anfange anhaftet, charakterisirt den Mann, dem diese Stelle in der deutschen Philosophie kein Zweiter bestreitet.

In einem sehr bemerkenswerthen Gegensatze zu Kant, der

nach langem Nachdenken endlich die epochemachende That vollbringt, bedächtig und gemessen von Frage zu Frage fortschreitet, die er alle gleichmäßig und einmüthig beherrscht, bemächtigt sich jetzt ein ungestümer und ungeduldig vorwärtstreibender Drang der philosophischen Forschung. Es giebt auch im Leben der Ideen Wendungen und Krisen, die zu ihrer Entscheidung der frischesten Jugendkraft bedürfen. Es ist als ob die Philosophie in ihrem Fortgange von Kant zu Fichte und Schelling sich mit jedem Schritte zu verjüngen strebt. Kant war siebenundfunfzig, als er sein grundlegendes Werk herausgab, Fichte war zweiunddreißig, als er die Wissenschaftslehre einführte. Schelling steht mit zwanzig Jahren auf der Höhe der kantisch-fichteschen Philosophie und betritt zwei Jahre später seine eigenthümliche Bahn. Kaum hat Fichte das erste Wort seiner neuen Lehre gesprochen, so hat es niemand besser begriffen als der neunzehnjährige Schelling, der jetzt gleichzeitig mit dem Meister die Wissenschaftslehre entwickelt und schon den Uebergang zur Naturphilosophie macht, während Fichte noch beschäftigt ist, das System seiner Sittenlehre auszuführen.

Als Schelling den 26. November 1827 seine Professur in München antrat, charakterisirt er am Schluß seiner Rede treffend den Moment, in und zu welchem er auf dem Gebiete der deutschen Philosophie erschien. „Als ich vor bald dreißig Jahren zuerst berufen wurde, in die Entwicklung der Philosophie thätig einzugreifen, damals beherrschte die Schulen eine in sich kräftige, innerlich höchst lebendige, aber aller Wirklichkeit entfremdete Philosophie. Wer hätte es damals glauben sollen, daß ein namenloser Lehrer, an Jahren noch ein Jüngling, einen so mächtigen und ihrer leeren Abstractheit ohnerachtet doch an manche Lieblingstendenzen der Zeit sich eng anschließenden Philosophie sollte Meister

werden? Und dennoch ist es geschehen, freilich nicht durch sein Verdienst und seine besondere Würdigkeit, sondern durch die Natur der Sache, durch die Macht der unüberwindlichen Realität, die in allen Dingen liegt, und er kann den Dank und die freudige Anerkennung, die ihm damals von den ersten Geistern der Nation zu Theil wurde, nie vergessen, wenn auch heutzutage wenige mehr wissen, wovon, von welchen Banden und Schranken die Philosophie damals befreit werden mußte, daß der Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft, in dem sie sich jetzt ergehen können, diese Freiheit und Lebendigkeit des Denkens, deren Wirkung sie selbst genießen, damals errungen werden mußte *)."

Von der Selbsterkenntniß zur Welterkenntniß, zur Gotteserkenntniß; von der Wissenschaftslehre zur Naturphilosophie und Kosmologie, von hier zur Theosophie: dieser in sich nothwendige Gang der Probleme bezeichnet die Stadien, welche Schellings philosophischer Entwicklungsgang durchläuft. Die ersten Jahre sind von der Wissenschaftslehre beherrscht, der zweite Abschnitt umfaßt die Naturphilosophie und Identitätslehre, der dritte und längste die Theosophie. Die philosophische Entwicklung, die Schelling vor den Augen seiner Mitwelt durchlebt und beurkundet hat, beschreibt kaum mehr als fünfzehn Jahre; sie sind der glänzendste und wirksamste Theil seines Lebens. Er war neunzehn Jahr alt, als er diesen bedeutungsvollen Lebensabschnitt antrat, vierunddreißig, als er aufhörte, die Mitwelt zu Zeugen seiner Geistesarbeit zu machen und sich literarisch in eine fast verschlossene Einsamkeit zurückzog, die er nur selten durch ein in die Oeffentlichkeit gesprochenes Wort unterbrach.

*) Fr. W. J. von Schellings sämmtliche Werke. Abth. I. B. IX. S. 366.

II.

Die Jugendjahre*).

1. Elternhaus und Schule.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling wurde in dem würtemberg'schen Städtchen Leonberg, der Vaterstadt unseres großen Astronomen Johann Keppler, den 27. Januar 1775 geboren. Hier war sein Vater seit 1771 zweiter Diakonus, ein in der alttestamentlichen Theologie und dem Gebiete der morgenländischen Sprachen und Literatur bewanderter Mann, der durch seine praktisch erbauliche Bearbeitung der Sprüche und des Predigers auch als theologischer Schriftsteller sich bekannt machte. Schellings Großoheim mütterlicherseits und der erste seiner Taufpathen war Fr. v. Rieger, einst Günstling des Herzogs Karl, dann lange Jahre in schrecklicher Gefangenschaft auf Hohentwiel, zuletzt Commandant von Hohenasperg, wo der Dichter Schubart durch eine Gewaltthat des Herzogs in seine Hände gegeben war; er ist der Held der schiller'schen Erzählung „Spiel des Schicksals".

Im Frühjahr 1777 wurde Schellings Vater als Prediger und Klosterprofessor nach Bebenhausen bei Tübingen berufen, einer ehemaligen Cisterzienserabtei, die jetzt als theologische Bildungsanstalt und Vorschule diente, um die jungen Leute von ihrem sechszehnten bis achtzehnten Lebensjahre für das tübinger Stift vorzubereiten. Hier wurde der Knabe zuerst in der kleinen deutschen Schule und seit 1783 im Lateinischen unterrichtet.

---

*) Aus Schellings Leben. In Briefen. 3 Bände. (Lpz. 1869. 70.) In Betreff der Jugendjahre zu vgl. I Bd., insbesondere das biographische Fragment „Schellings Leben", welches die ersten 21 Jahre umfaßt. (Die Herausgabe der Briefe hat Plitt in Erlangen besorgt, das biogr. Fragment ist von dem verstorbenen Sohne des Philosophen.)

Er hatte das zehnte Jahr überschritten, als ihn (Ostern 1785) die Mutter auf die lateinische Schule nach Nürtingen brachte und der Aufsicht ihres Schwagers des Diakonus Köstlin anvertraute. Die Aufnahmsprüfung bestand er vortrefflich. Schon gegen Ende des folgenden Jahres, noch bevor er sein zwölftes Jahr vollendet hatte, erklärten die Lehrer, daß er auf der Schule zu Nürtingen nichts mehr zu lernen habe.

So sah sich der Vater genöthigt, ihn nach Bebenhausen zurückkommen und an dem Unterricht der so viel älteren Seminaristen theilnehmen zu lassen. Es zeigte sich bald, wie weit der Knabe seinen Jahren vorausgeeilt war und daß er keiner Anstrengung bedurfte, um mit den Klosterschülern gleichen Schritt zu halten. Er war ihnen gewachsen und überlegen. Seine Arbeiten erregten die Bewunderung der Lehrer, die bald sahen, daß dieser Knabe ein seltenes „ingenium praecox“ sei. Er war in der lateinischen Grammatik sicher, geschickt im Styl, leicht und gewandt in der Behandlung der Verse, er zeigte sich in der Auseinandersetzung seiner Schulthemata umsichtig, mit den überlieferten Argumenten vertraut, fähig zu eigenen Gedanken. Aus dieser Schulzeit stammt eine Arbeit über die Beweisgründe des göttlichen Ursprungs der Bibel, ein lateinisches Gedicht auf die Größe Englands, ein anderes über den Ursprung der Sprache.

In Bebenhausen blieb er vier Jahre, vom October 1786 bis October 1790. Hätte es sich bloß um die geistige Reife gehandelt, so würde er schon im Herbst 1789 mit der dritten Promotion, die er in Bebenhausen erlebte, auf das tübinger Stift gekommen sein. Indessen hielt ihn aus Rücksicht auf sein Alter der Vater selbst zurück. Es fehlten ihm noch vier Jahre bis zur vorgeschriebenen Altersstufe. Als aber im nächsten Jahr die Promotion der Denkendorfer Klosterschule einige ihrer Glieder (aus disci-

plinarischen Gründen) verloren hatte, so wünschte der Vater, daß seinem Sohne erlaubt werden möge, in eine jener Lücken einzutreten und auf diese Weise drei Jahre früher, als das Gesetz vorschrieb, die Universität zu beziehen. Die Erlaubniß wurde in Stuttgart nicht ohne Schwierigkeit ertheilt, und so kam der fünfzehnjährige Schelling im October 1790 nach Tübingen. Das natürliche Selbstgefühl seiner geistigen Kraft und Begabung hatte durch die Frühreife und den immer siegreichen Wetteifer mit so viel älteren Mitschülern schon eine scharfe Ausprägung genommen.

2. Die akademischen Jahre.

Die nächsten fünf Jahre gehören dem tübinger Stift, davon waren die beiden ersten philosophischen Studien, die letzten der Theologie gewidmet. Die Glieder einer Promotion wurden bald nach ihrem Eintritt in Tübingen durch eine Prüfung locirt, jeder erhielt seinen bestimmten Platz, der öffentlich bekannt gemacht wurde. Nach dem Ersten hieß die Promotion; Schelling wurde in seiner Promotion der Zweite, der Erste war ein gewisser Beck. Wenn der Herzog nach Tübingen kam und in seiner Gegenwart die Seminaristen prüfen ließ, so war es Sitte, daß ihn der Primus durch eine Anrede begrüßte. Die Gelegenheit bot sich bald. Beck, zu schüchtern, um sich vor dem Herzoge hören zu lassen, bat Schelling, die Anrede zu halten; dieser that es, und der Herzog soll damit so zufrieden gewesen sein, daß er befahl, bei der nächsten Location Schelling zum Primus zu machen. Nicht immer war ihm Herzog Karl so günstig. Bei einem andern Fall, der sich einige Jahre später ereignete, stand ihm die fürstliche Ungnade sehr nahe. Die französische Revolution, damals in der Hochfluth begriffen, hatte auch unter den tübinger Studenten bis in das Stift hinein große Begeisterung geweckt,

die Berichte aus Paris wurden eifrig gelesen, französische Freiheitslieder, namentlich die Marseillaise, übersetzt und gesungen*). Schelling gehörte zu den Enthusiasten und galt für den Uebersetzer der Marseillaise. Der Herzog, der jetzt erfüllt sah, was er bei Schillers Räubern gefürchtet, hatte kaum von der Sache gehört, als er nach Tübingen eilte, um selbst den Sturm im Glase zu beschwören; er ließ die Seminaristen versammeln, einige, darunter Schelling, mußten vortreten, der Herzog hatte die Uebersetzung der Marseillaise in der Hand und hielt sie Schelling mit den Worten hin: „da ist in Frankreich ein sauberes Liedchen gedichtet worden, wird von den Marseiller Banditen gesungen, kennt Er es?" Dann folgte eine tüchtige Strafpredigt, und zuletzt wandte sich der Herzog mit der Frage an Schelling, ob ihm die Sache leid sei? worauf dieser mit dem Gemeinplatz geantwortet haben soll: „Durchlaucht, wir fehlen alle mannigfaltig." Der Vorfall aus dem Frühjahr 1793 machte den Eltern Schellings großen Kummer, wie einige besorgte Briefe des Vaters an den Prorector bezeugen**).

Unter seinen Compromotionalen befreundete sich Schelling besonders mit Pfister, der später Generalsuperintendent wurde und sich als Historiker hervorgethan hat; unter den älteren Stiftlern sind uns namentlich zwei wichtig, mit denen Schelling eine vertraute Jugendfreundschaft pflegte, beide fünf Jahre älter als er: Hölderlin und Hegel. Mit dem ersten führte ihn die Begeisterung für das griechische Alterthum, mit dem andern der Eifer

*) Die Sage erzählt, daß die jungen Leute einen Freiheitsbaum errichtet und umtanzt haben. Die Thatsache ist richtig, aber sie hat sich erst nach Schellings Studienzeit begeben. Aus Schellings Leben. III. S. 251 flgd.

**) Ebendaselbst. I. S. 31 flgd.

für Philosophie zusammen. Ein dritter jener älteren Freunde Namens Renz, den Schelling für den Talentvollsten seiner Commilitonen gehalten haben soll, ist früh gestorben.

Von der Klosterschule und dem väterlichen Unterrichte her hatte Schelling eine Vorliebe für die semitischen Sprachen nach Tübingen mitgebracht, er galt für einen tüchtigen Hebräer, trieb unter der Leitung von Christian Friedrich Schnurrer fleißig alttestamentliche Studien, und es schien, daß er in dem philologischen und namentlich orientalischen Fach seinen Beruf und seine eigentliche Stärke habe. Allmälig drängten sich die philosophischen Studien mehr in den Vordergrund, genährt freilich nur durch Bücher und eigenes Nachdenken, kaum durch Vorlesungen; denn es gab in Tübingen keinen Lehrer, der in der Philosophie einen ähnlichen lehrenden Einfluß auf Schelling hätte ausüben können, als Schnurrer in der alttestamentlichen Theologie und Storr in der Dogmatik. Ploucquet war todt, Bök langweilig, Abel (einst Schillers Lehrer auf der Carlsschule) höchstens in der Psychologie noch einigermaßen anregend. So hatte von dem Katheder aus Schelling nichts zu erwarten. Den ersten Antrieb verdankte er einem seiner Lehrer von Bebenhausen her, Namens Reuchlin, dieser hatte ihm philosophische Bücher zu lesen gegeben, zuerst Feders Logik und Metaphysik, dann Leibniz' Monadologie und eine Sammlung philosophischer Aufsätze von Leibniz, Clarke, Newton u. a. in französischer Sprache, welches Buch er dem hoffnungsvollen Schüler zum Andenken schenkte. Die beiden letzten Schriften wirkten in der That anregend auf Schelling, dagegen hatte Feders Metaphysik ihn völlig niedergeschlagen, und der Grund davon ist charakteristisch genug: das Buch mit seinem trivialen Inhalt erschien ihm so deutlich und so leicht, daß er überzeugt war, es unmöglich verstanden zu haben. So hatte er,

als er nach Tübingen kam, von Seiten der Philosophie nur einen Eindruck der leibnizischen Lehre empfangen. Die kantische war ihm noch verborgen. Da lernte er Schulze's Erläuterungen der Kritik der reinen Vernunft kennen und beendete nach einer eigenhändig dem Buche eingeschriebenen Bemerkung die erste Lectüre den 23. März 1791. Drei Jahre später, in der letzten Zeit seines tübinger Aufenthalts, wird er durch die ersten Schriften Fichte's über den Geist der kritischen Lehre völlig ins Klare gesetzt, und seine eigene productive Selbstthätigkeit in der Philosophie kommt zum Durchbruch; er erkennt in der Wissenschaftslehre den wahren und einzig möglichen Fortschritt der kritischen Denkweise, in den Kantianern des gewöhnlichen Schlages den völlig zurückgebliebenen und unächten Kantianismus, beides mit einer wirklichen Macht über die neuen fortbewegenden Ideen der Philosophie. Diesen Standpunkt erobert zu haben, ist die reifste und wichtigste Frucht seiner akademischen Lehrjahre.

Unterdessen hat er auch auf theologischem Gebiete, namentlich in den alt- und neutestamentlichen Studien, rüstig fortgearbeitet; er ist auch hier selbstdenkend zu Ueberzeugungen vorgedrungen, aus denen er die Richtschnur zu einer wissenschaftlichen Erforschung der biblischen Schriften sich vorzeichnet. Es ist in der That bewunderungswürdig, mit welcher reifen und sichern Einsicht dieser achtzehnjährige Jüngling die Nothwendigkeit der historisch-kritischen Richtung sich klar macht. Ein richtiger Tact leitet den Gang seiner neutestamentlichen Studien von den paulinischen Briefen zu den synoptischen Evangelien. In den Jahren von 1793—94 hatte er die Absicht eine Reihe historisch-kritischer Abhandlungen zu schreiben, wozu der Entwurf der Vorrede noch erhalten ist. Hier gilt ihm die rein geschichtliche Erklärung der Bibel, „die historische Interpretation derselben im weitesten

Sinn" als der leitende Gesichtspunkt, als das Ziel aller gelehrten und kritischen Untersuchung; eine davon unabhängige philosophisch-allegorische Erklärungsweise sei in wissenschaftlicher Hinsicht ebenso unvermögend als die dogmatische Inspirationstheorie; Ernesti habe mit Recht die grammatische Erklärung der allegorischen und philosophischen entgegengesetzt, aber sie reiche bei den weiten Grenzen, innerhalb deren sie sich bewege, zu der Lösung der wissenschaftlichen Aufgabe nicht aus. Es sei nicht genug, den Wortsinn herauszubringen, man müsse die Bedeutung und den Inhalt der Vorstellungen erkennen und genau wissen, was sich dieser Schriftsteller in diesem Ausspruch wirklich gedacht habe; das aber sei nur möglich, wenn man die geschichtliche Entwicklung der Vorstellungsarten, den geschichtlichen Charakter der Schriftsteller und Schriften, den Geist der Zeitalter und deren Sonderung verstehe. So wird die ganze Erklärungsweise der Bibel auf einen Gesichtspunkt geführt, wo sie mit aller Unbefangenheit der historisch-kritischen Grundfrage gegenübersteht: wie sind die biblischen Schriften entstanden? Die Nothwendigkeit dieses Gesichtspunktes läßt sich nicht einfacher und überzeugender aussprechen, als es in dieser Vorrede des tübinger Stipendiaten geschieht: „Man betrachtete nur gar zu oft die heiligen Urkunden als Schriften, die plötzlich vom Himmel gefallen wären, die man aus allem Zusammenhang herausnehmen und als ganz isolirte Denkmale betrachten müsse, die unabhängig von den Vorstellungen, den Bedürfnissen und allen Umständen derjenigen Zeit, in der sie entstanden, nur auf ein in entfernten Jahrhunderten erst vollkommen auszubildendes System berechnet wären, in die man oft auch alle mögliche Weisheit, ohne Rücksicht auf die Empfänglichkeit derjenigen Menschen, denen sie zunächst bestimmt wären, hineintragen dürfte, wenn sie nur zuvor durch das hergebrachte

System geheiligt wären, das dann doch wieder nur aus jenen Schriften geschöpft sein sollte." „Historische Interpretation im weiteren Sinn befaßt demnach nicht nur grammatische, sondern auch historische Interpretation im engern Sinne des Worts. Jene geht blos auf die Bedeutung der Worte, auf ihre verschiedenen Wendungen, Formen und Constructionen, diese nimmt ihre Belege aus der Geschichte überhaupt, insbesondere aber aus der Geschichte der Zeit, aus der die Urkunde, welche ausgelegt werden soll, herstammt, aus dem Geist, den Begriffen, den Vorstellungs- und Darstellungsarten, die jener Zeit eigenthümlich sind*)."

Nicht bloß die dogmatische Inspirationstheorie, sondern auch die philosophisch-allegorische Erklärungsweise steht der geschichtlichen entgegen. Bei der Willkür, die alles aus allem zu machen versteht, verliert die Philosophie, wenn sie die Erklärung der Bibel bevormunden will, alle wirkliche Einsicht und widerstrebt aller ächten religiösen Aufklärung. Im Interesse der letztern wird treffend auf die Abwege hingewiesen, die eine solche ungeschichtliche und willkürliche Erklärungsweise unter dem Namen der Philosophie nimmt. „Der so gepriesene philosophische Scharfsinn pflegt den gesunden Menschenverstand und die helle historische Anschauung nur gar zu oft und gerade da am meisten zu verlassen, wo gerade diese nur seine sichersten Führer zur Wahrheit werden konnten." „Es ist eine Kleinigkeit, allen möglichen Behauptungen eine gewisse philosophische Tinktur zu geben und durch eine gewisse Philosophie selbst die größten und auffallendsten Ungereimtheiten im Reiche der Theologie zu naturalisiren; es ist leichter, gegen einen offenbaren Feind, der sich freiwillig

*) Entwurf der Vorrede zu den historisch-kritischen Abhandlungen der Jahre 1793—94. Aus Schellings Leben. I. S. 43 u. 45.

und offenherzig aller Philosophie entschlägt, die Sache der Aufklärung zu vertheidigen, als gegen einen heimlichen Feind, der den gesunden Menschenverstand zu bestechen und in den „„Schaafskleidern der Philosophie"" einherzugehen sucht *)."

Aus seinen biblischen Studien schöpft Schelling die Themata sowohl für die philosophische Abhandlung, womit er den 26. September 1792 den Magistergrad der Philosophie erwirbt, als für die theologische, die er im Juni 1795 unter dem Vorsitz von Storr vertheidigt und womit er seine akademische Bildungszeit im tübinger Stift vollendet. Das Thema der letzteren war eine wichtige Frage aus dem Urchristenthum, das Verhältniß des Gnostikers Marcion zum Apostel Paulus betreffend: ob nämlich Marcion die paulinischen Briefe wirklich verfälscht habe? In seiner Abhandlung „de Marcione Paullinarum epistolarum emendatore" wollte Schelling beweisen, daß jene Beschuldigung grundlos sei. Das philosophische Thema geht auf die biblische Erzählung des Sündenfalls im dritten Capitel der Genesis: „kritischer und philosophischer Versuch zur Erklärung des ältesten Philosophems über den ersten Ursprung der menschlichen Uebel **)."

Wir wissen bereits, wie in Schellings theologischen und biblischen Studien jener historisch-kritische Gesichtspunkt sich frühzeitig geltend machte, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und die Entstehungsweise religiöser Vorstellungen lenken mußte. Er hatte gesehen, wie es in der Natur dieser Vorstellungen liegt, namentlich in ihren ersten Entwicklungsstadien unwillkürlich in die Form der Dichtung einzugehen und den Charakter des My-

*) Ebendas. S. 40.

**) Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis Genes. III explicandi tentamen criticum et philosophicum. S. W. Abth. I. Bd. I.

thus anzunehmen. Daher mußte bei seinem Ideengange dieser Begriff des Mythus und seine Erscheinung in der Religionsgeschichte ihn besonders fesseln und wissenschaftlich beschäftigen. Die biblische Erzählung vom Sündenfall war gleichsam das concrete Beispiel, an dem er zeigen wollte, was Mythus ist, wie er entsteht, was er in dem gegebenen Falle bedeutet: ein Versuch, den Begriff des Mythus auf die Bibelerklärung anzuwenden, mit dem sein Lehrer Schnurrer keineswegs einverstanden war. Die Geistesart und Sprache der ältesten Menschheit bedinge, daß allgemeine Wahrheiten sinnlich und sinnbildlich dargestellt werden, unwillkürlich und ungesucht. So entstehe der Mythus. Der biblischen Geschichte vom Sündenfall liege ein Philosophem zu Grunde, dessen Ursprung man auf ägyptische Priesterweisheit und hieroglyphische Darstellung zurückführen müsse. Mit beiden sei Moses vertraut gewesen; er habe eine ägyptische Priesterlehre in hieroglyphischer Darstellung als Vorbild vor sich gehabt, aus den hieroglyphischen Charakteren erkläre sich Baum und Schlange. Der verborgene Sinn aber des Ganzen, das eigentliche Philosophem sei die Lehre von dem Anfang und Beweggrunde aller menschlichen Uebel, womit das goldene Zeitalter verloren gehe, nämlich von der Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande, welche selbst aus dem Streben nach Höherem entspringe, und die tiefste Wurzel dieses Strebens sei die Wißbegierde. Sie streben nach höchster Kenntniß und sie erreichen Elend und Tod; daher der Grundgedanke des Ganzen, wie sich Schelling in der nächsten Abhandlung ausdrückt, pessimistisch gefärbt sei, es sei „die Klage eines zweifelnden Weisen". Als er diesen Versuch schrieb, waren ihm Kants Abhandlung über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte und über das radicale Böse in der Menschennatur gegenwärtig, ebenso Herders Aufsatz über den

Geist der hebräischen Poesie und über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Jetzt trieb es ihn, seine Gedanken über den Mythus wissenschaftlich zu ordnen und als Theorie darzustellen; seine Untersuchung galt nicht mehr diesem oder jenem einzelnen Fall religiös-mythischer Vorstellung, sondern der Entstehung der Mythenbildung überhaupt. Um Klarheit in die Begriffsbestimmung zu bringen, müsse genau unterschieden werden zwischen Mythus, Sage, Philosophem. Im folgenden Jahr 1793 veröffentlichte Schelling im fünften Stück der Paulus'schen Memorabilien seinen Aufsatz „über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt", worin gezeigt wurde, wie Mythus und Sage sich beide auf dem Wege der Ueberlieferung durch unwillkürliche Dichtung ausbilden, die Sage Thaten und Begebenheiten, geschichtliche oder erdichtete, der Mythus im engeren Sinn Lehren und Wahrheiten zum Kern habe, daher eine Verschmelzung von Philosophem und Sage bilde, denn er gebe Wahrheit in geschichtlicher Form. Im weiteren Sinn wird auch die Sage Mythus genannt; daher werden historische und philosophische Mythen, mythische Geschichte und mythische Philosophie unterschieden und auch die Möglichkeit dargethan, wie sich beide vereinigen, historische Sagen philosophisch werden, Philosopheme sich in dieselben einkleiden können; es wird hingewiesen auf die traditionelle Herkunft, auf die poetische Entstehung mythischer Vorstellungsweisen, auf die psychologischen Triebfedern einer solchen Dichtung, die unwillkürlich hervorgehe aus einer kindlichen Geistesart, aus dem Bedürfniß, die Wahrheit sinnlich anzuschauen, aus der Unfähigkeit, sie schon abstract zu denken und darzustellen. Aus den verschiedenen Arten menschlicher Vorstellung und aus dem Ursprunge derselben wird der Inhalt sowohl

der mythischen Geschichte als der mythischen Philosophie dargethan und der Gesichtspunkt erschlossen, unter dem sie betrachtet und erklärt sein wollen.

Die philosophischen Abhandlungen aus den Jahren 1794 und 1795 über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, die neue Deduction des Naturrechts, die philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, sollen hier nur biographisch erwähnt sein; wir werden sie später, weil sie der philosophischen Entwicklung Schellings angehören und deren ersten Abschnitt ausmachen, genau verfolgen.

3. Das geistige Ergebniß.

Erwägen wir den Geistesertrag der tübinger Jahre, so sind große und fruchtbare Ergebnisse in dem zwanzigjährigen Jüngling reif geworden: er hat in der Philosophie den Standpunkt der Wissenschaftslehre so sicher und eigenmächtig ergriffen, daß er dicht neben dem Meister steht und geraden Weges das ihm eigenthümliche Ziel erreichen wird; er hat in der Theologie, gegenüber den biblischen Urkunden, den historisch-kritischen Standpunkt gewonnen und sich aus eigener Einsicht mit aller Klarheit vorgesetzt, d. h. er erhebt die geschichtliche Denkweise und macht sie geltend im Gegensatz zur abstract-philosophischen, und, was mit der geschichtlichen Denkweise genau zusammenhängt, er hat die Bedeutung des Mythus in der Religion, der Mythologie in der Religionsphilosophie bereits so tief und gründlich erfaßt, daß diese Einsicht nothwendig in ihm fortwirkt. So ist nicht zu verkennen, daß in dem tübinger Stiftler schon die Anlagen beisammen und entwickelt sind, welche die großen Geistesarbeiten des künftigen Philosophen reifen und bedingen. Die

Geist der hebräischen Poesie und über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Jetzt trieb es ihn, seine Gedanken über den Mythus wissenschaftlich zu ordnen und als Theorie darzustellen; seine Untersuchung galt nicht mehr diesem oder jenem einzelnen Fall religiös-mythischer Vorstellung, sondern der Entstehung der Mythenbildung überhaupt. Um Klarheit in die Begriffsbestimmung zu bringen, müsse genau unterschieden werden zwischen Mythus, Sage, Philosophem. Im folgenden Jahr 1793 veröffentlichte Schelling im fünften Stück der Paulus'schen Memorabilien seinen Aufsatz „über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt", worin gezeigt wurde, wie Mythus und Sage sich beide auf dem Wege der Ueberlieferung durch unwillkürliche Dichtung ausbilden, die Sage Thaten und Begebenheiten, geschichtliche oder erdichtete, der Mythus im engeren Sinn Lehren und Wahrheiten zum Kern habe, daher eine Verschmelzung von Philosophem und Sage bilde, denn er gebe Wahrheit in geschichtlicher Form. Im weiteren Sinn wird auch die Sage Mythus genannt; daher werden historische und philosophische Mythen, mythische Geschichte und mythische Philosophie unterschieden und auch die Möglichkeit dargethan, wie sich beide vereinigen, historische Sagen philosophisch werden, Philosopheme sich in dieselben einkleiden können; es wird hingewiesen auf die traditionelle Herkunft, auf die poetische Entstehung mythischer Vorstellungsweisen, auf die psychologischen Triebfedern einer solchen Dichtung, die unwillkürlich hervorgehe aus einer kindlichen Geistesart, aus dem Bedürfniß, die Wahrheit sinnlich anzuschauen, aus der Unfähigkeit, sie schon abstract zu denken und darzustellen. Aus den verschiedenen Arten menschlicher Vorstellung und aus dem Ursprunge derselben wird der Inhalt sowohl

der mythischen Geschichte als der mythischen Philosophie dargethan und der Gesichtspunkt erschlossen, unter dem sie betrachtet und erklärt sein wollen.

Die philosophischen Abhandlungen aus den Jahren 1794 und 1795 über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, die neue Deduction des Naturrechts, die philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus, sollen hier nur biographisch erwähnt sein; wir werden sie später, weil sie der philosophischen Entwicklung Schellings angehören und deren ersten Abschnitt ausmachen, genau verfolgen.

3. Das geistige Ergebniß.

Erwägen wir den Geistesertrag der tübinger Jahre, so sind große und fruchtbare Ergebnisse in dem zwanzigjährigen Jüngling reif geworden: er hat in der Philosophie den Standpunkt der Wissenschaftslehre so sicher und eigenmächtig ergriffen, daß er dicht neben dem Meister steht und geraden Weges das ihm eigenthümliche Ziel erreichen wird; er hat in der Theologie, gegenüber den biblischen Urkunden, den historisch-kritischen Standpunkt gewonnen und sich aus eigener Einsicht mit aller Klarheit vorgesetzt, d. h. er erhebt die geschichtliche Denkweise und macht sie geltend im Gegensatz zur abstract-philosophischen, und, was mit der geschichtlichen Denkweise genau zusammenhängt, er hat die Bedeutung des Mythus in der Religion, der Mythologie in der Religionsphilosophie bereits so tief und gründlich erfaßt, daß diese Einsicht nothwendig in ihm fortwirkt. So ist nicht zu verkennen, daß in dem tübinger Stiftler schon die Anlagen beisammen und entwickelt sind, welche die großen Geistesarbeiten des künftigen Philosophen reifen und bedingen. Die

Wendung, die er entscheiden soll und zu der er selbst in jenem spätern Rückblick sich berufen fand, ist schon vorgebildet. Denn er wird diese beiden Factoren, die noch auseinander liegen, die Wissenschaftslehre und die geschichtliche Denkweise, zusammenfügen und sich den Weg bahnen müssen aus der Einsicht in die Entstehung der Erkenntniß zur Einsicht in die Entstehung, das Werden, die Entwicklung der Dinge. Es ist nichts geringeres als, wie er selbst diese Wendung bezeichnet hat, „der Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft." Der Durchbruch an einem Punkt ist in einem Kopf, wie der seinige, der Durchbruch überhaupt. Was er der Religion gegenüber schon gefordert hat, wird er der Natur gegenüber nothwendig versuchen und, wenn die Sache gründlich geschehen soll, zunächst versuchen.

Vorderhand sehen wir ihn, am Ende seiner akademischen Lehrjahre, auf gleicher Höhe mit Fichte, weniger von ihm geleitet, als von seinen Ideen erfüllt und vorwärts getrieben. Als Hölderlin Ostern 1795 von Jena, wo er Fichte gehört hatte, in seine Heimath zurückreiste und Schelling in Tübingen besuchte, konnte er den jüngeren Freund, der sich in der Philosophie nicht genug gethan hatte, mit der Versicherung trösten: „sei nur ruhig, du bist gerade so weit als Fichte, ich habe ihn ja gehört*)."

*) Aus Schellings Leben. I. S. 71.

Zweites Capitel.

Von den akademischen Lehrjahren zur akademischen Laufbahn. Die Hofmeisterzeit.

(Nov. 1795 — Juli 1798.)

I.

Neue Lebensstellung.

1. Innere Gährung.

Diese Jahre sind im Leben Schellings die Sturm- und Drangepoche. Die Lehrjahre sind aus, die Wanderzeit beginnt. Was in einem bedeutenden und zukunftsvollen Menschenleben in solchen Epochen zu gähren pflegt, ist in diesem Jünglinge mächtig: das Gefühl jugendfrischer schon erprobter Geisteskraft, eine feurige Thatenlust, die große Aufgaben noch unbestimmt vor sich sieht, die Sehnsucht ins Weite, die Begierde nach andern Weltzuständen, die das aufwärts strebende, von neuen Ideen erleuchtete Geschlecht heraufführen soll. Der Schwung der französischen Revolution hatte ihn ergriffen; die deutsche Philosophie, deren er sich in ihrer damals höchsten Form bemächtigt, hatte ihn gegen das alte System der Theologie und Philosophie in einen energisch ausgeprägten Gegensatz gebracht. Der Kantianismus gewöhnlichen Schlages erschien ihm schon alt und lebensunfähig. Er und seine Freunde sollten für „die gute Sache" wirken und werben;

Wendung, die er entscheiden soll und zu der er selbst in jenem spätern Rückblick sich berufen fand, ist schon vorgebildet. Denn er wird diese beiden Factoren, die noch auseinander liegen, die Wissenschaftslehre und die geschichtliche Denkweise, zusammenfügen und sich den Weg bahnen müssen aus der Einsicht in di Entstehung der Erkenntniß zur Einsicht in die Entstehung, da Werden, die Entwicklung der Dinge. Es ist nichts geringer als, wie er selbst diese Wendung bezeichnet hat, „der Durchbru in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft.“ Der Dur bruch an einem Punkt ist in einem Kopf, wie der seinige, Durchbruch überhaupt. Was er der Religion gegenüber sc gefordert hat, wird er der Natur gegenüber nothwendig versu und, wenn die Sache gründlich geschehen soll, zunächst suchen.

Vorderhand sehen wir ihn, am Ende seiner akadem Lehrjahre, auf gleicher Höhe mit Fichte, weniger von ihm g als von seinen Ideen erfüllt und vorwärts getrieben. Als derlin Ostern 1795 von Jena, wo er Fichte gehört hatte, i Heimath zurückreiste und Schelling in Tübingen besuchte, er den jüngeren Freund, der sich in der Philosophie nich gethan hatte, mit der Versicherung trösten: „sei nur ru bist gerade so weit als Fichte, ich habe ihn ja gehört*)

---

*) Aus Schellings Leben. I. S. 71.

über

und

mir

Schelling

elterlichen

schon seit meh-

einigemale für

und die Welt in

gegebenen Ver-

meister und

Reisen

sich bald.

sie auf Univ

Brief ist vom

seine enge Heimath, „das Pfaffen- und Schreiberland", wie er sie nannte, stieß ihn ab; in der Ferne lockte ihn am meisten Paris. Wir lassen seine damalige Gemüthsstimmung selbst reden, wie er sie in einem Brief aus dem Anfange des Jahres 1796 gegen seinen Freund Hegel äußert. „Gewiß, lieber Freund, bist du indeß nicht unthätig gewesen. Hast du von deinem Plane indeß nichts ausgeführt? Ich wartete immer etwas von den Resultaten deiner Untersuchungen irgendwo zu finden. Oder hast du etwas Größeres unter der Hand, das Zeit fordert, und womit du deine Freunde auch einmal überraschen willst? In der That, ich glaube von dir es fordern zu dürfen, daß du dich auch öffentlich an die gute Sache anschließest. Sie hat indeß mehr Freunde und Vertheidiger bekommen, als ich in meinem letzten Briefe zu hoffen wagte. Es kommt darauf an, daß junge Männer, entschieden alles zu wagen und zu unternehmen, sich vereinigen, um von verschiedenen Seiten her dasselbe Werk zu betreiben, nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen dem Ziel entgegenzugehen, und der Sieg ist gewonnen. Es wird mir alles zu enge hier — in unserm Pfaffen- und Schreiberland. Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte athme. Erst dann ist es mir vergönnt, an Pläne ausgedehnter Thätigkeit zu denken, wenn ich sie ausführen kann, und auf dich, Freund, auf dich darf ich gewiß dabei rechnen*)?" Ein Hauptobject seines Widerwillens war die orthodoxe mit kantischen Argumenten bewaffnete Theologie. Als er ein halbes Jahr früher demselben Freunde seine theologische Abhandlung über den Marcion schickte, schilderte er in seinem Briefe dieses damals sehr verbreitete und einflußreiche Gemisch, welches die kantische Philosophie mit der

*) Aus Schellings Leben. I. S. 92 flgd.

Orthodoxie eingegangen war, und das ihm schlimmer und verderblicher erschien, als das äußerste Gegentheil der Aufklärung. „Ignoranz, Aberglaube und Schwärmerei hatten allmälig die Maske der Moralität und, was noch weit gefährlicher ist, die Maske der Aufklärung angenommen.“ „Man wollte keine gelehrte, man wollte nur moralisch-gläubige Theologen, Philosophen, die das Unvernünftige vernünftig machen und der Geschichte spotten. Doch du sollst einst mündlich eine Charakteristik dieser Periode bekommen, ich glaube ihren Geist so gut als irgend ein anderer zu kennen. Ich bürge dir dafür, daß du erstaunen würdest. Du erhälst hier meine Disputation. Ich war genöthigt, sie schnell zu schreiben, und erwarte deswegen deine Nachsicht. Gerne hätte ich ein anderes Thema gewählt, wenn ich frei gewesen wäre und das erste Thema, das ich bearbeiten wollte, über die Hauptwaffen der älteren Orthodoxen gegen die Ketzer, und das ohne mein Verdienst die beißendste Satire gewesen wäre, mir nicht gleich anfangs privatim mißrathen worden wäre*).“

2. Stellung als Hofmeister.

Nachdem er das tübinger Stift verlassen, brachte Schelling die letzten Sommermonate des Jahres 1795 in dem elterlichen Hause zu Schorndorf zu, wo damals sein Vater schon seit mehreren Jahren Superintendent war. Hier hat er einigemale für den Vater gepredigt. Sein Wunsch zu reisen und die Welt in der Fremde kennen zu lernen ließ sich unter den gegebenen Verhältnissen nur dadurch erfüllen, daß er Hofmeister und Begleiter junger Edelleute wurde, zu deren Ausbildung Reisen im Auslande gehörten. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Ein solcher Hofmeister, der ihre Studien leiten und sie auf Universitäten und

*) Ebendas. I. S. 78 flgd. Der Brief ist vom 21. Juli 1795.

Reisen begleiten sollte, wurde für zwei Barone Riedesel gesucht, die damals in Stuttgart bei dem Professor der französischen Literatur Ströhlin in Pension waren. Der Vater bewarb sich um diese Stelle für den Sohn, Ströhlin empfahl ihn, und die Vormünder willigten nicht ohne Bedenken ein. Schelling ging schon gegen Anfang des Herbstes 1795 nach Stuttgart, um sich vorzustellen und mit den persönlichen Verhältnissen vertraut zu machen, und wurde im November Hofmeister der beiden jungen Edelleute. Es war bei dem Antritt der Stelle eine Reise nach Frankreich und England, wie es scheint, in sicherste Aussicht gestellt, indessen wurde aus der Sache nichts, denn seine Zöglinge sollten Frankreich erst betreten, nachdem das Königthum wiederhergestellt und der Friede mit England geschlossen sei. So blieben gerade die schönsten von Schelling gehegten Hoffnungen unerfüllt. Statt der Reise nach Paris, von der er geträumt hatte, sollte er zunächst die beiden Riedesel nach Leipzig auf Universität und dann weiter auf einer Rundreise an den deutschen Höfen begleiten. Vorher aber wollten ihn die Vormünder noch persönlich kennen lernen und seine Gesinnungen prüfen. Diese Vormünder waren der Geheimrath von Gatzert in Darmstadt, der zugleich die vormundschaftlichen Geschäfte führte, und der Erbmarschall von Riedesel auf Lauterbach in Oberhessen. Man hatte sich schon sorgfältig erkundigt, ob er Demokrat, Aufklärer u. s. f. sei. Und Schelling konnte wohl zweifeln, ob man ihn in diesem Punkte sicher befinden werde. Für alle Fälle aber war er froh, wenigstens aus Würtemberg herauszukommen, und entschlossen, selbst wenn das Verhältniß sich lösen sollte, zunächst nicht in die Heimath zurückzukehren, sondern auf eigene Rechnung sich einen Platz im Auslande zu suchen. Er dachte an Hamburg*).

*) Ebendas. I. S. 92.

3. Reise nach Leipzig.

Endlich zu Anfang des Frühjahrs (den 29. März 1796) wurde die Reise angetreten, man blieb fast vier Wochen unterweges und kam erst Ende April nach Leipzig. Eine Reise von Stuttgart nach Leipzig in der damaligen Zeit und für jemand, der zum erstenmal die Fremde sah, enthielt eine Menge denkwürdiger Erlebnisse, die Schelling ausführlich in einem Tagebuch nach Hause berichtete. Der Weg ging über Ludwigsburg, Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Gotha, Weimar, Jena. In Heilbronn wird die Familie Degenfeld besucht, bei welcher Gelegenheit die Frau Gräfin Schelling ihre schweren Bedenken anvertraut über die gefährliche Verbindung bürgerlicher Hofmeister und adliger Zöglinge, denn diese Art Hofmeister stehe im geheimen Bunde mit der französischen Propaganda, um die adlige Jugend demokratisch zu machen. Entzückt beschreibt er Heidelbergs Lage und Schloß und schildert ergötzlich einen kleinen Professorenkreis, in den er gerathen. Mannheim, jetzt das Hauptquartier Wurmsers, kurz vorher das Pichegru's, trägt noch alle Spuren der Verheerung des Krieges, den das deutsche Reich, seinem Untergang nahe, mit der französischen Republik führt; von der Rheinbrücke aus sieht er die prächtigen Jagdschiffe der Kurfürsten von Mainz und Trier, ein Bild aus dem mittelalterlichen Deutschland, dessen Tage gezählt sind! Wo er eine Gelegenheit findet, von Pfaffen und österreichischen Soldaten zu reden, kann er seinen Widerwillen nicht stark genug äußern. In Heilbronn sieht er eine Menge östreichischer Officiere, „lauter rohe, unausstehliche Menschen, die mit einigen preußischen Officieren einen sehr starken Contrast machten. Brandwein und S. Majestät der Kaiser waren der einzige Gegenstand ihrer Ge-

spräche, so wie es weiter ging, waren sie verloren. Noch sah ich da einen Kanonikus von Schell, die verworfenste Creatur, die man sehen kann, zwergartig, mit einem Höcker, eingebogenen Beinen, ein Gesicht, wo auch der letzte menschliche Zug verwischt war, das leibhafteste Bild der Erbärmlichkeit. Ich hätte gewünscht, ihn copiren zu können. Er hätte meine Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen, wenn er nicht auf dem Extrem der Menschheit stünde. Dieser Mensch saß den ganzen Tag am Spieltisch, verspielte ein Goldstück um's andere, und solche Auswürflinge füttert die deutsche Nation mit Pfründen und Kanonikaten zu Tode*)." In Darmstadt erwartete den jungen Hofmeister die erste Prüfung von Seiten des Geheimrath von Gatzert. Schelling hatte sich auf einen aufgeblasenen Emporkömmling gefaßt gemacht, so schilderte ihn der Ruf, er fand zu seiner angenehmen Ueberraschung einen hochgebildeten Mann, der den ehemaligen göttinger Professor nicht verleugnete, einen begeisterten Verehrer der Alten, voll der vernünftigsten Ansichten über Erziehung und ganz der Meinung, daß die Leitung junger Edelleute nicht eingewurzelte Vorurtheile zu nähren, sondern ächte und humane Geistesbildung zu befördern habe. In völligem Einverständniß entwarfen beide den akademischen Studienplan, wonach die allgemeinen Wissenschaften, Philosophie, Geschichte u. s. f. die Grundlage bilden sollten. So war Schellings hofmeisterliche Stellung fürs Erste befestigt. Auch der freiherrliche Erbmarschall in Lauterbach fand Gefallen an ihm und versprach, wenn er seine Pflicht erfülle, alles für ihn thun zu wollen, was Menschen möglich sei**).

---

*) Ebendaselbst. I. S. 95 flgd.

**) Ebendas. I. S. 115.

Unter den weiteren Orten, welche die Reise berührte, waren die letzten vor dem Reiseziel für Schelling die interessantesten: Weimar und Jena, damals vor allen anderen die beiden Musenstädte Deutschlands. „Das weltberühmte Jena", schreibt er in sein Tagebuch, „ist ein kleines, zum Theil häßlich gebautes Städtchen, wo man nichts als Studenten, Professoren und Philister sieht." Hier lernte er Schütz und Griesbach kennen, welchen letzteren er seinem tübinger Lehrer Schnurrer auffallend ähnlich fand, Paulus hatte er schon in Weimar gesehen, Fichte war abwesend in Halle, und Schelling hatte nicht Zeit genug, um auf ihn zu warten. Aber die interessanteste Bekanntschaft, die er machte und deren persönlichen, ihm damals unheimlich imposanten Eindruck er sehr lebendig schildert, war sein großer Landsmann Schiller. „Ich habe Schiller gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemand sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob das nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dieß nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller dem Schriftsteller lieber, als eine stundenlange Unterredung mit Schiller dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen

Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang *)."

II.

Die leipziger Jahre.

1. Erlebnisse, Studien, Arbeiten.

Sein Aufenthalt in Leipzig, mit dem seine Hofmeisterstellung aufhörte, dauerte über zwei Jahre, bis in den August 1798. Von äußeren Lebensereignissen aus jener Zeit ist wenig zu berichten: ein gemeinschaftlicher Ausflug während der letzten Juniwoche 1796 nach Wörlitz und Dessau, eine Reise mit seinen Zöglingen im Mai des nächsten Jahres nach Potsdam und Berlin, und im Mai 1798 ein kurzer Aufenthalt in Jena, wobei er Göthe's persönliche Bekanntschaft machte und zu seiner Berufung nach Jena, von der schon früher die Rede gewesen war und die bald darauf erfolgte, einige vorbereitende Schritte that.

Für seine innere Entwicklung sind die leipziger Jahre von einer großen Bedeutung. In diese Zeit fällt der Wendepunkt, womit Schelling den Fortschritt von der Wissenschaftslehre (genauer gesagt innerhalb der Wissenschaftslehre) zur Naturphilosophie und so den Anfang seiner eigenthümlichen Laufbahn macht. Es sind drei Schriften, die den Fortgang darthun und an dieser Stelle ebenfalls nur biographisch erwähnt werden: „allgemeine Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur", später unter dem Titel „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre", dann der erste Theil der „Ideen zur Philosophie der Natur" und die Schrift „von der Weltseele". Die „Uebersicht" schrieb Schelling Ende 1796 und Anfang 1797 und

*) Ebendas. I. S. 113.

veröffentlichte die Arbeit in dem Fichte-Niethammer'schen Journal; sie erregte Fichte's Interesse in hohem Maß und machte, daß dieser Schellings Berufung nach Jena eifrig wünschte und betrieb. Die „Ideen" erschienen Ostern 1797, die Schrift „von der Weltseele" ein Jahr später. Der innere Zusammenhang dieser Untersuchungen wird später nachgewiesen werden. Um ihre Bedeutung mit einem Worte zu charakterisiren: es war die Erweiterung der Wissenschaftslehre zur speculativen Naturlehre, die erste That des Durchbruchs. Und hier lag das Motiv, welches Göthe's Aufmerksamkeit auf Schelling lenkte und seine Theilnahme für ihn gewann.

Mit der philosophischen Richtung dieser Arbeiten hängen seine leipziger Studien genau zusammen. Er treibt Mathematik, Physik und mit vorzüglichem Interesse Medicin, von der er die größten Erwartungen hegt. „Wenn er sich der Medicin widmet", schrieb er seinen Eltern in Rücksicht auf seinen Bruder Karl, „so ist er in sechs bis sieben Jahren ein gemachter Mensch. Diese Wissenschaft hat in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht und wird, bis er anfängt zu studiren, so einfach sein, daß er in wenigen Jahren Meister davon sein kann. Wie glücklich schätze ich mich diese Wissenschaft noch jetzt studiren zu dürfen, so wie ich sie auch wirklich zu studiren angefangen habe*)." Unter den leipziger Professoren, die er kennen lernte, fühlte er sich von Hindenburg am meisten angezogen, er hörte dessen Vorlesungen über Mathematik und Physik und besuchte gern sein Haus und die Gesellschaften, welche die geistvolle Hausfrau belebte. Von Hindenburg selbst sagt er in einem seiner Briefe: er ist „einfach wie ein Erfinder"**).

*) Ebendas. I. S. 206. Der Brief ist vom 4. Septb. 1797.
**) Ebendas. I. S. 112, 119.

2. Lebenspläne. Berufung nach Jena.

Bei solchen Arbeiten und Plänen, die sein Interesse ganz fesselten und ein der Wissenschaft völlig gewidmetes Leben verlangten, mußte Schelling bald empfinden, daß eine abhängige und zeitraubende Hofmeisterstelle, auch unter den anständigsten und freundlichsten Verhältnissen, unmöglich sein Platz auf längere Dauer sein konnte, um so weniger, als auch die äußeren Vortheile keineswegs der Art waren, daß sie einen längeren Zeitverlust hätten aufwiegen können; ja sie deckten kaum seine Lebensbedürfnisse, und bei einer Krankheit, die er in Leipzig durchzumachen hatte, fürchtete er, selbst die Kosten zu tragen. Ihn lockte unwiderstehlich die wissenschaftliche Laufbahn. Die Vorstellung, in einer Hofmeisterstelle zu altern, fiel ihm unerträglich; auch das Bischen weltmännische Bildung, das bei dieser Gelegenheit durch Gesellschaft und Reisen etwa zu erreichen war, bot ihm keine Entschädigung. „Sie haben mich einmal", schrieb er im September 1797 seinen Eltern, „zum Gelehrten erzogen und müssen jetzt nicht wollen, daß ich auch noch den Weltmann daneben spiele. Eins oder das andere ganz. Ein alter Hofmeister, der über dem Hofmeisterleben alt geworden, taugt zu nichts mehr. Für die goldene Mittelmäßigkeit ist er verdorben, für die höhere Sphäre zu kurz. Es giebt für mich kein Glück als in dem Stande, den ich einmal gewählt habe. Ich will nichts und verlange nichts als studiren zu dürfen. Wollen Sie, daß ich aufs Vaterland Verzicht thue, so bin ich sogleich bereit dazu; wer den Grad von Aufklärung und literarischer Thätigkeit in andern Gegenden z. B. Sachsen kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Würtemberg. Aber Ihretwegen und der Geschwister wegen will ich dahin. Zur Theo-

logie tauge ich nicht, weil ich indeß um nichts orthodoxer geworden bin*)."

Eine wissenschaftliche und völlig unabhängige Muße für die nächsten Jahre würde ihm vielleicht das Liebste und zur Ausreifung seiner Ideen auch wahrscheinlich das Zweckmäßigste gewesen sein. Aber dazu mochten die erforderlichen Mittel fehlen, und so richteten sich seine Wünsche und Lebenspläne sogleich auf die akademische Laufbahn und ein philosophisches Lehramt, für welches er sich nicht erst habilitiren, sondern unmittelbar berufen sein wollte. Natürlich wünschten die Eltern nichts lebhafter als den Sohn in ihrer Nähe in Tübingen zu sehen, aber er wollte nicht als Repetent, sondern nur als Professor dorthin zurückkehren. Die Möglichkeit einer Berufung eröffnete sich, da Bök Prälat wurde und Abel aufhörte Metaphysik zu lesen. Schelling selbst that keinen förmlichen Bewerbungsschritt, sondern ließ den Vater gewähren, der in Tübingen durch Briefe an Schnurrer, in Stuttgart durch ein Schreiben an den Minister Spittler die Berufung des Sohnes betrieb. Diesen lockte die Nähe des elterlichen Hauses und auch wohl der Ehrgeiz, an die Universität als Professor zu kommen, die er vor weniger Zeit als Candidat verlassen hatte. Im Uebrigen stand sein Sinn nicht nach Würtemberg. Die Sache, die eine Zeit lang schwebte, schlug fehl, Spittler begünstigte einen anderen, und sowohl in Tübingen als in Stuttgart scheint die Stimmung gegen ihn gewesen zu sein, bei den Einen aus persönlicher Abneigung, bei Anderen aus theologischen Bedenken. Schelling selbst hatte von vornherein die richtige Witterung und rechnete nie auf einen günstigen Erfolg der väterlichen Bewerbungen.

*) Ebendas. I. S. 207, 208.

Während die letzteren ihren Gang gingen, zeigte sich ihm von fern eine andere Aussicht. Schon im November 1797 hatte er gehört, daß man geneigt sei, ihn nach Jena zu berufen; Fichte wirkte dafür, und in Weimar hatte sich, wie es scheint, der Minister Voigt auch für ihn ausgesprochen. Dann verstummte die Sache wieder, es hieß, die anderen Höfe machten Schwierigkeiten. Indessen hatte sich Goethe für Schellings erste naturphilosophische Schrift interessirt und im Mai 1798 dessen persönliche Bekanntschaft gemacht. Unter seiner Förderung kam die Berufung zu Stande, und den 5. Juli 1798 schickte ihm Goethe sein Anstellungsdecret, begleitet mit einigen freundlichen Worten*). Freilich war die Anstellung nicht, wie sie Schelling gewünscht und der Vater sie in einem Briefe an Schnurrer dargestellt hatte. Er kam als außerordentlicher Professor nach Jena, vorläufig unbesoldet, ein Gehalt wurde für die Zukunft in Aussicht gestellt.

Seine bisherige Stellung löste sich aufs beste; sie mag ihm bisweilen drückend gewesen sein, aber so viel man sieht, ist sie ihm nie durch seine Zöglinge oder deren Vormünder verleidet worden. Die Kosten seiner Krankheit wurden ohne Widerrede bezahlt; auch sein Wunsch, mit den beiden jungen Edelleuten nach Göttingen zu gehen, wurde bereitwillig gewährt; und als er auf Grund der Berufung nach Jena um seine Entlassung bat, wurde ihm dieselbe von beiden Vormündern mit allem Bedauern und unter ehrenvollen Ausdrücken ertheilt**).

So hatte Schelling seine Hofmeisterzeit, dieses gewöhnliche Uebergangsstadium von den akademischen Lehrjahren zu der akademischen Laufbahn, das bei Kant neun Jahre gedauert, in we-

*) Ebendas. I. S. 236—37.

**) Die Entlassungsschreiben von Gatzert und Riedesel sind vom 16. und 28. Juli 1798.

niger als drei Jahren zurückgelegt. Noch nicht vierundzwanzig alt, betritt er als Professor den akademischen Lehrstuhl an der geistig bewegtesten, für seine Ideen empfänglichsten Universität des damaligen Deutschlands. Die Systeme dreier in der Entwickelung der deutschen und insbesondere nachkantischen Philosophie epochemachender Denker sind in Jena herangereift: der Philosophen Fichte, Schelling und Hegel. Was Schellings weltkundige Bedeutung in der Geschichte der Philosophie und die Früchte seiner Arbeitskraft betrifft, so ist diese nächste jena'sche Periode, im Wendepunkte der beiden Jahrhunderte, in seinem Leben entschieden die wichtigste und die reichste.

Drittes Capitel.

Von Leipzig nach Jena. Die jena'sche Zeit.

(Oct. 1798 — Mai 1803.)

I.

Aufenthalt in Dresden. Die Romantiker.

Mit dem Antritt der akademischen Laufbahn kommt man gleichsam zum zweiten male auf Universität, und jener glückliche, von allem Druck freie, zukunftsvolle Moment, der auf dem Uebergange vom Schüler zum Studenten erlebt wird, kehrt in erhöhtem Grade wieder auf dem Uebergange vom Hofmeister zum akademischen Lehrer. Diese kurze Zwischenzeit hat Schelling in vollen Zügen genossen. Er war in der zweiten Hälfte des August von Leipzig abgereist, und da er erst Anfang October in Jena eintreffen wollte, so ging er nach Dresden und lebte hier eine Reihe unvergeßlicher Tage, hingegeben in der empfänglichsten Stimmung dem Genuß herrlicher Kunstschätze und einer angenehmen Natur. Und was diesen fast sechswöchentlichen Aufenthalt in Dresden in Schellings Leben besonders denkwürdig machte und jenen genußreichen Tagen den höchsten Reiz gab, war die Gemeinschaft mit neuen, bedeutenden und anregenden Menschen, die hier nicht zufällig zusammengetroffen waren und Schelling wie einen der Ihrigen empfingen.

Die sogenannte romantische Dichterschule Deutschlands war

eben in ihrer Entstehung begriffen, in den Anfängen ihres eigenen literarischen Daseins. Die Gebrüder Schlegel hatten sich im „Athenäum" eine besondere Zeitschrift gegründet, deren erstes Stück Ostern 1798 erschienen war. Seit dem Frühjahr 1796 lebte der ältere Schlegel, gleichsam von Schiller gerufen, in Jena, ein willkommener Mitarbeiter der Horen, ungemein und in hervorragender Weise als Kritiker thätig an der allgemeinen jena'schen Literaturzeitung, außerdem beschäftigt mit einer Menge ästhetischer Arbeiten, unter denen die wichtigste seine berühmte damals beginnende Shakespeare-Uebersetzung war. Friedrich Schlegel war dem Bruder im August 1796 nach Jena gefolgt, Hardenberg, damals in Weißenfels und seit Jahren mit Friedrich Schlegel vertraut befreundet, kam in jener Zeit oft nach Jena herüber, um seine leidende Braut und den Freund zu besuchen. So schloß sich hier der erste kleine Kreis einer geistigen Verbindung, die verwandte Elemente anzog, sich erweiterte und bald eine literarisch bedeutsame Genossenschaft wurde. In der Bewunderung fichte'scher Philosophie und goethe'scher Dichtung stimmten die Freunde zusammen. Friedrich Schlegel nannte neben der französischen Revolution den Wilhelm Meister und die Wissenschaftslehre die größten Tendenzen des Jahrhunderts, aber eine neidische Abneigung stachelte ihn gegen Schiller, und durch eine anmaßende, übelwollende und mehr als unbillige Beurtheilung des Musenalmanachs von 1796 verdarb er sich die Stellung in Jena und seinem Bruder das gute Einvernehmen mit Schiller. Andere störende Einflüsse traten dazu. Das Verhältniß zu den Horen, die selbst schon dem Ende nahe waren, löste sich, auch das zu der Literaturzeitung fing an sich zu lockern; in dem schlegel'schen Kreise regte sich das Bedürfniß nach einer eigenen Zeitschrift, die dann im Athenäum zu Stande kam. Friedrich Schlegel ging im

Anfang des Sommers 1797 nach Berlin und trat hier in neue für die beginnende Dichterschule wichtige Beziehungen, er lernte Tieck kennen, schloß mit Schleiermacher eine innige Freundschaft und fand in Dorothea Veit, der Tochter Mendelssohns, eine Frau, die ihn anbetete und bereit war, das Ideal der poetischen Liebe mit ihm zu verwirklichen.

So entstanden in Jena und Berlin die beiden ersten Sammelpunkte der neuromantischen Richtung, verknüpft zunächst in der Person Friedrich Schlegels. Jeder der beiden Kreise fand in einer genialen Frau sein weibliches Centrum, der berliner in Rahel Levin, der jena'sche in Caroline Schlegel. Diese Frauen hatten, jede in ihrer Weise, das volle Vermögen, goethe'sche Poesie und fichte'sches Philosophiren nicht bloß zu verstehen, sondern nachzuleben und in dem productiven Geiste der beiden einander so unähnlichen Erscheinungen das Gleichartige zu empfinden. Hier lag, weiblich vorempfunden, eine Synthese, die wissenschaftlich gesucht und gestaltet werden sollte durch einen Kopf, der sich berufen fühlte, die Wissenschaftslehre mit einer der goethe'schen Betrachtungsweise congenialen Weltanschauung zu sättigen und aus dem schaffenden Ich die schaffende Natur zu lösen. Dieser Kopf war Schelling. Und diesen seinen Beruf, in dem Reiche der Philosophie der Erbe Fichte's und Goethe's zu werden, hat niemand größer gesehen als Caroline Schlegel, die erst seine Freundin, dann seine Frau wurde und in dem thatenvollsten und geistig fruchtbarsten Jahrzehnt seines Lebens in Wahrheit seine Muse gewesen ist.

Die erste Begegnung beider war im August 1798 in Dresden. Hier lebte schon seit dem Mai Caroline mit ihrer Tochter Auguste Böhmer, damals einem Mädchen von dreizehn Jahren *),

*) Nicht sechszehn, wie es in Schellings Leben I. S. 245 heißt.

Schlegel kam mit seinem Bruder von Berlin, Hardenberg besuchte Dresden von Freiberg aus, wo er Geologie unter Werner studirte, und Gries, der dem Hamburger Contor untreu geworden und in Jena umsonst gesucht hatte, sich mit der Rechtswissenschaft zu befreunden, war seit einigen Monaten in Dresden, gleichsam in seinem ersten poetischen Semester, mit den Anfängen der Tassoübersetzung beschäftigt. Zuletzt kam durchreisend auch noch Fichte. Es fehlte nur noch Tieck, und der große Rath der Romantiker war beisammen *). Alle Vormittage trafen sich Schelling, die beiden Schlegel und Gries in der Gemäldegallerie. Den letzten Abend verlebte Schelling mit Fichte und Gries. Mit diesem reiste er gemeinschaftlich über Freiberg und Altenburg nach Jena, wo er den 5. October ankommt. Während des dresdener Aufenthalts findet er nur einmal Zeit, an die Eltern zu schreiben. „Ich sage Ihnen nur mit wenig Worten, daß ich hier glücklicher, als ich es in langer Zeit nicht mehr gewohnt war, gelebt habe. Die hier angehäuften Schätze der Kunst und der Wissenschaft, die Reize einer außerordentlich mannigfaltigen Natur, herrlicher Umgang mit braven und frohen Menschen, dies alles hat mich keinen Augenblick verdrießlich werden lassen als jetzt, da leider die Stunde des Abschieds bald schlagen wird **)."

Gries hat in seinen Aufzeichnungen den Eindruck, den Schelling damals auf ihn machte, geschildert. „Schelling ist einer von den wenigen Menschen, deren persönlicher Umgang den vor-

---

*) Beiläufig seien hier die Altersdifferenzen bemerkt: der ältere Schlegel ist den 8. September 1767 geboren, Fr. Schlegel den 18. März 1772, Hardenberg den 2. Mai 1772, Tieck den 31. Mai 1773, Gries war einige Wochen jünger als Schelling.

**) Aus Schellings Leben. I. S. 240. Der Brief ist vom 20. September, die Abreise von Dresden den 1. October.

theilhaften Eindruck ihrer Schriften noch erhöht. Er stand eben im vierundzwanzigsten Jahre; sein Aeußeres ist, ohne schön zu sein, kraftvoll und energisch, wie sein Geist. Die Großheit seiner Ideen entzückte mich oft, ich fühlte mich selbst durch ihn erhoben, in unseren politischen Ideen trafen wir meist zusammen. Der Schwung seines Geistes ist höchst poetisch, wenn er gleich nicht das ist, was man einen Dichter nennt *)."

II.

Die jena'sche Zeit.

1. Allgemeine Charakteristik.

Schelling's jena'sche Periode umfaßt neun Semester, und da er während des Sommers 1800 beurlaubt war, so hat seine Lehrthätigkeit in Jena vier Jahre gedauert. Gleich in das erste Semester fällt der fichte'sche Atheismusstreit, dessen Verlauf und Ausgang wir früher erzählt **). Als Fichte im Sommer 1799 Jena verließ, soll er, wie Gries berichtet, bedauert haben, daß er nicht weiter mit Schelling gemeinschaftlich arbeiten könne, er sei systematischer, der andere genialer ***). Indessen scheinen sie persönlich wenig mit einander verkehrt zu haben †). Im Januar 1801 kam Hegel von Frankfurt, um sich hier neben dem an Jahren jüngeren, an Werken älteren Freunde als Docent zu habilitiren.

*) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt. (1855.) S. 28.

**) S. vorigen Band dieses Werks. II Buch. Cap. IV. S. 275 bis 300.

***) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. S. 33.

†) Was ich erlebte. Von H. Steffens. IV Band. S. 123.

Der Zeitpunkt, in welchem Schelling sein Lehramt in Jena antrat, ist durch große Dinge bezeichnet; das geistige Leben Deutschlands, in Weimar und Jena am mächtigsten concentrirt, war in der vollsten Entfaltung, das politische Dasein (nach dem Frieden von Campo Formio) schon in der Auflösung begriffen; die classische Poesie war auf ihrer Höhe, die romantische begann; die goethe'sche Dichtung stand bei dem wiederaufgelebten und durch den Prolog zur divina commedia erhobenen Faust, die schiller'sche beim Wallenstein. Buonaparte hatte mit dem italienischen Feldzuge seinen ersten gewaltigen Siegeslauf vollendet und den Krieg, der England treffen sollte, nach Aegypten getragen.

Während der jena'schen Jahre begründet Schelling sein System. Es schreitet mit den Vorlesungen vorwärts und entwickelt sich durch dieselben. Die Aufgaben, die sich aus seinem Ideengange ergeben, sucht er auf dem Katheder zu lösen und gestaltet was er mündlich lehrt zum Buch. Aehnlich verhielt es sich bei Fichte. Diese Entstehungsart übt auf die Ausbildung der Lehre einen charakteristischen, günstigen sowohl als ungünstigen Einfluß. Der mündliche Lehrvortrag steht unter dem Zwang der Stunde, er muß fertig sein, auch wenn es die Ideen nicht sind; daher kann er den Gang der letzteren wohl beleben, treiben, beschleunigen, aber selten ausreifen und vollenden. Dieser Charakter der Eilfertigkeit, die nirgends mehr als in der Philosophie Unfertigkeit ist, theilt sich den Schriften mit, wenn sie die Lehrvorträge unmittelbar abbilden, sie kommen nicht zu der inneren Festigkeit, zu der sicheren und geistig ausgetragenen Reife, die den dauernden Werth des schriftlichen Worts ausmacht. Man merkt, daß sie eben erst aus dem Ei geschlüpft sind und noch die Eierschalen des Katheders mit sich führen. Nicht bloß die eilige Geburt, auch die unfertige macht sich fühlbar, denn es bleibt etwas Em-

bryonisches in ihnen zurück. Und dieses unbehagliche Gefühl des Unreifen drängt sich nach dem Werke dem Philosophen selbst auf, jetzt ist er bemüht, in einer neuen Bearbeitung die Sache besser zu machen, und da diese Wandlungen alle vor dem Auge der Welt geschehen, da seine Werkstätte nicht hinter dem Riegel, sondern gleichsam unter freiem Himmel liegt, so sieht man eine Lehre vor sich mit unfesten, schwankenden, selbst widerstreitenden Zügen. Diesen Charakter des Unfertigen trägt keines der kantischen Werke, einige haben Spuren des Alters, keines die der Unreife, denn sie sind alle unabhängig vom Katheder und vom Drange des Augenblicks entstanden. Anders und schlimmer schon steht es bei Fichte, auch die Wissenschaftslehre hat sich immer von neuem gehäutet, und sie ist in keiner ihrer Gestalten in allen Gliedern reif geworden. Am schlimmsten aber verhält es sich in diesem Punkte mit Schelling, und gerade was die Hauptsache betrifft. Ihm war in der Naturphilosophie ein Werk zugefallen, dessen Ausreifung, ich meine nur die relative, die längste Zeit bedurfte, und das er in der kürzesten auszuführen unternahm. Sein Lehramt stellte die Forderung, er selbst hatte die Zuversicht. So ging er mit großen und richtigen Grundgedanken, mit einer schnellen und geringen Ausrüstung im Positiven, im Vertrauen auf seine geniale Geisteskraft und deren Blick tapfer an das unermeßliche Werk. Da er ein Ganzes geben wollte, dessen bis in die einzelnen Theile hinein gleichmäßig entwickelte Ausführung ein Ding der Unmöglichkeit war, so mußte er auf weite und umfassende Formeln bedacht sein, um zu erschöpfen ohne auszuführen. Er setzte an die Stelle der wissenschaftlich entwickelten und das Object wirklich auflösenden Vorstellung das Schema, das unbestimmte, schwankende, wandelbare, und gab das Ganze der Naturphilosophie, indem er es zum großen Theil schematisirte. Nichts

ist werthvoller als die Formel, die sich entwickelter Gedankenreihen bemächtigt, nichts unfruchtbarer und öder als die Formel statt der Entwicklung. In diesen Uebelstand mußte die Naturphilosophie gerathen, deren Formelwesen und Schematismus sich vielfach aus der hastigen und unreifen Ausbildung des Systems nicht rechtfertigt, aber erklärt. Es sind jene Eierschaalen, die es mit auf die Welt brachte und aus denen es nie herauskam.

Was Schelling wirklich in seiner Gewalt hatte, das vermochte er aus dem Tiefsten heraus zu gestalten und mit einer bewunderungswürdigen Klarheit bis zu künstlerischer Vollkommenheit darzustellen. In solchen Werken bleibt er als Denker und Schriftsteller ein Meister von dauernder Geltung. Daß er darstellen mußte, was er mit allem Genie unmöglich in seiner vollen Gewalt haben konnte, daß er es mußte unter dem Antriebe des Zeitalters, das mit der gespanntesten Erwartung auf ihn sah, unter den täglich erneuten Forderungen des Katheders, unter der Macht einer großen und unvermeidlichen Aufgabe, die er ergriffen hatte, die ihn mit Zuversicht erfüllte: darin erkenne ich ebenso viel Tragisches, als ich Schicksal darin finde. Kant wurde bei der Spätreife seines Werks bange um dessen Vollendung; Schelling mochte bei der Frühreife des seinigen zuletzt ähnliche Empfindungen haben, nicht weil ihm die Jahre, sondern weil dem Werke selbst die innere Kraft der Ausreifung fehlte. Die Kühnheit der Jugend und das feurige Selbstvertrauen ließen nach, und mir scheint, daß ein Widerwille gegen alles Veröffentlichen und Druckenlassen, ein Mißtrauen gegen das eigene gedruckte Wort mit unter den verborgenen Beweggründen war, die ihn noch im jugendlichen Mannesalter literarisch stumm machten.

Es giebt auch in der Wissenschaft Aufgaben, die man nicht willkürlich ergreift, sondern die einem der Geist zuruft, die er-

griffen werden müssen, die unter allen nur der Berufene auf sich nimmt, und doch ist der vollen lösenden That weder er noch seine Zeit gewachsen. Auch in der Wissenschaft ist dieser Fall tragisch. Er war Schellings Schicksal, und man kann in seinem Leben sehr wohl die Zeiten unterscheiden, wo er wie ein Prophet an sein Werk ging und später wie ein Hamlet das Wort, in welchem die That lag, zurückhielt. Die innersten Beweggründe erwogen, so war beides in ihm ächt und darum ist keines von beiden zu schelten. Aber es könnte sein, daß die Miene, die er annahm, nicht immer mit den wahren Beweggründen übereinstimmte, und darin freilich müßten wir etwas Unächtes erkennen, das schlimmer zu beurtheilen wäre.

2. Aufgaben und Arbeiten. Vorlesungen und Schriften.

Die jena'schen Jahre sind die prophetischen und productiven. Er kam als ein Schüler und Fortbildner der Wissenschaftslehre und wurde hier der Meister eines eigenen Systems. Auf welchem Wege und durch welche Arbeiten er dazu fortschritt, läßt sich erzählen, ohne daß wir jetzt in die Sache näher eingehen. So lange ihm die Wissenschaftslehre als das ganze System der Philosophie und die Naturphilosophie nur als ein Theil oder eine Provinz derselben galt, blieb er auf dem Gebiet, welches Fichte beherrschte. Sobald er fand, daß die Naturphilosophie nicht bloß eine Lücke innerhalb der Wissenschaftslehre ausfülle, sondern dieser gegenüber ein relativ selbständiger und ergänzender Theil der Philosophie sei, konnte das gesammte System weder bloß auf dem Grunde der Naturphilosophie noch bloß auf dem der Wissenschaftslehre erbaut werden, sondern bedurfte eines tiefer und umfassender angelegten Princips, das kein anderes sein konnte, als schon Fichte in dem Versuch einer neuen Darstellung der Wissen=

schaftslehre (1797) als die Wurzel des Selbstbewußtseins und des Wissens bestimmt hatte: nämlich die absolute Einheit oder Identität des Subjectiven und Objectiven*). Die Philosophie als Ganzes wurde Identitätslehre, ihre beiden Haupttheile Naturphilosophie und Wissenschaftslehre oder transscendentaler Idealismus.

Hieraus ergeben sich drei Aufgaben, die den Fortgang Schellings bestimmen und seine Epoche entscheiden. Zuerst mußte die Naturphilosophie, die er in den „Ideen" und der „Weltseele" erst versuchsweise angegriffen hatte, lehrbar d. h. systematisch gemacht werden, dann mußte er als den zweiten Haupttheil der Philosophie die Wissenschaftslehre in seiner Weise entwickeln, endlich das ganze System aus dem Princip der Identität herleiten und darstellen.

Diese Aufgaben sind zu gleicher Zeit didaktisch und literarisch, sie beschäftigen ihn als akademischen Lehrer und philosophischen Schriftsteller. Gleich in den ersten Semestern liest er über Naturphilosophie und transscendentalen Idealismus. Während er die erste Vorlesung hält, schreibt er im Winter von 1798/99 den „ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie." Er lebt von der Hand in den Mund. Die Schrift wird bogenweise ausgegeben und an die Zuhörer vertheilt. (Aehnlich hatte es Fichte mit seiner ersten systematischen Schrift über die „Grundlehre der gesammten Wissenschaftslehre" gehalten.) Unmittelbar darauf schreibt er die „Einleitung zum Entwurf", die Einleitung ist später und reifer als das Werk, zu dem sie gehört; beide Schriften erscheinen 1799, die letzte dient seinen Vorlesungen im Sommer dieses Jahres zum Leitfaden. In einer besonderen Ab-

*) S. vorigen Band dieses Werks. Buch IV. Cap. I. S. 801 bis 804.

handlung „allgemeine Deduction des dynamischen Processes" (1800) faßt er, soweit er es vermag, die Summe der Naturphilosophie zusammen. Gleichzeitig arbeitet er an seinem „System des transscendentalen Idealismus" und vollendet das Werk im März 1800, eine seiner gelungensten Schriften, abgerundet und entwickelt, im günstigen Unterschiede von den naturphilosophischen Entwürfen und Skizzen. Hier hatte ihm Fichte vorgearbeitet. Das höchste Ergebniß dieser Schrift enthält die Grundzüge einer neuen Aesthetik, die Identitätsphilosophie gipfelt in der Kunstphilosophie, die jetzt auch in dem Kreise seiner Vorlesungen erscheint.

Die Darstellung des gesammten Systems versucht Schelling auf dreifache Art: systematisch in der Weise Spinoza's, dialogisch in der Weise Plato's, methodologisch in seiner eigensten Weise. Diese Entwicklung fällt in die Jahre von 1801—1803. Die erste Form ist die „Darstellung meines Systems der Philosophie" (1801), die er selbst wiederholt für die gültige und beste erklärt hat; sie ist Bruchstück und Skizze geblieben, er suchte hier zu erfüllen, was ihm lange als das Ideal der Wissenschaft vorgeschwebt hatte: ein neues aus dem Geiste der kritischen Philosophie hervorgegangenes Universalsystem, gestaltet nach dem Vorbilde Spinoza's. Den Zeitpunkt dieser Schrift bezeichnet Schelling in seinem Entwicklungsgange als epochemachend: „seit dem Augenblicke, daß mir das Licht in der Philosophie aufgegangen ist, seit 1801", schreibt er in einem späteren Briefe an Eschenmayer*). Die zweite Form, den platonischen Timäus nachahmend, wählt Schelling in seinem „Bruno" (1802), der das erste Glied einer Trilogie bilden sollte, die nicht ausgeführt

*) Der Brief ist vom 30. Juli 1805. Aus Schellings Leben. II Bd. S. 60.

wurde, das zweite Glied war nicht dialogisch, das letzte blieb aus. In der dritten Form fällt die Schrift mit der Vorlesung zusammen, er las im Sommer 1802 „über die Methode des akademischen Studiums“ und ließ diese Vorträge im folgenden Jahre erscheinen. Ohne fremdes Vorbild, bei gedrängter Kürze doch in sich gerundet und abgeschlossen, ist diese Schrift eine der freisten und glücklichsten Darstellungen seiner Lehre und zugleich ein Meisterstück des Katheders.

Es war nicht genug, daß Schelling seine Lehre auf dem Katheder und in Büchern entwickelte, er wollte ihr durch Zeitschriften einen unmittelbaren und weiteren Einfluß auf die Tagesliteratur verschaffen, wie einen solchen die kantische Philosophie durch die jena'sche Literaturzeitung übte, die fichte'sche durch das philosophische Journal versucht hatte. In dieser Absicht gründete er zuerst die „Zeitschrift für speculative Physik“ als Organ der Naturphilosophie, dann mit seinem Freunde Hegel gemeinschaftlich das „kritische Journal der Philosophie“. Beide Blätter waren kurzlebig und gingen zu Ende noch bevor Schelling Jena verließ. Die erste Zeitschrift erschien während der Jahre 1800—1802, im Jahre 1802 als „neue Zeitschrift für speculative Physik“; mit dieser letzteren gleichzeitig ist das kritische Journal. Die erste Zeitschrift für speculative Physik enthält drei wichtige Aufsätze Schellings: in den beiden ersten Heften die „allgemeine Deduction des dynamischen Processes oder der Kategorien der Physik“, im dritten eine Abhandlung „über den wahren Begriff der Naturphilosophie und die richtige Art ihre Probleme aufzulösen“, im letzten die „Darstellung meines Systems der Philosophie“.

Im Jahre 1802 erlebten die „Ideen“, Schellings erste naturphilosophische Schrift, eine zweite Auflage; die Vorrede (De-

cember 1802) und die Zusätze zeigen den Abstand der beiden Auflagen, zwischen denen die Versuche einer systematischen Begründung der Naturphilosophie liegen.

Ich gebe in der Schlußanmerkung die Folge der jena'schen Vorlesungen, die recht erkennbar macht, wie hier eine durchgängige Wechselwirkung zwischen Katheder und Schriften besteht, die beide gegenseitig von einander leben*).

*) Winter 1798/99: Naturphilosophie und Einleitung in den transscendentalen Idealismus.

Sommer 1799: das ganze System des transsc. Idealismus und Naturphilosophie nach seinem Buch.

Winter 1799/1800: organische Physik nach den Principien der Naturphilosophie und (publice) über die Grundsätze der Kunstphilosophie.

Winter 1800/1801: Kunstphilosophie, Naturphilosophie und transsc. Idealismus.

Sommer 1801: Philosophische Propädeutik nach seinem „System des transsc. Idealismus". Das System der gesammten Philosophie unter Hinweisung auf die Darstellung desselben, die in der Zeitschrift für speculative Physik demnächst erscheinen soll; publice über Kunstphilosophie.

Winter 1801/1802: das gesammte System der Philosophie nach der Darstellung in der Zeitschrift für spec. Physik.

Sommer 1802: über die Methode des akademischen Studiums (publice), über das gesammte System der Philosophie (privatim).

Winter 1802/1803: das gesammte System der Philosophie (nach der Darstellung in der Zeitschrift) und Kunstphilosophie.

In dem ersten Semester hatte Schelling in seiner Privatvorlesung vierzig Zuhörer, im letzten in beiden Vorlesungen zusammen zweihundert. (Aus Schellings Leben. In Br. I. S. 256, 432.)

Viertes Capitel.

Schellings Anfänge und erste Wirkungen.

I.

Die Einheitstendenz des Zeitalters.

1. Politik, Philosophie, Poesie.

Die Naturphilosophie, angelegt und begründet in der von Kant und Fichte bewegten Speculation, einleuchtend und sicher in ihren Grundideen, schwankend und unbestimmt, wie es nicht anders sein konnte, in ihren ersten Ausführungen, wirkte zündend und traf, wie sehr auch die zurückgebliebene Philosophie und die gewöhnliche Naturforschung sich dagegen sträubten, das Zeitalter mit einer erstaunlichen Gewalt. Selbst in dem Unreifen, das sie mit sich führte, lag etwas unwiderstehlich Anregendes, und ihre Formeln übten eine Art magischer Kraft. Um diesen Einfluß zu verstehn, der heute den Meisten unglaublich erscheint, muß man sich die geistigen Triebfedern jenes Zeitalters und deren Grundrichtung vergegenwärtigen.

Der Zug nach Einheit und Universalität war damals der mächtigste, er hatte alle Lebensgebiete ergriffen und trieb alle bewegenden Kräfte der geistigen Welt in seine Richtung, so daß sie unwillkürlich auf jenes Ziel hinstrebten und in ihm convergirten. Die französische Revolution wollte den Staat aus einem Stück,

den Vernunftstaat aus der Idee der Freiheit und Gleichheit, welche die Unterschiede der politischen Stände aufhob, und eine diesem Staat conforme Vernunftreligion, die keine Unterschiede der Bekenntnisse und Culte gelten ließ. Sie hatte nach Innen die Republik, die eine untheilbare, erzeugt, nach Außen die Bahn der kriegerischen Propaganda betreten, die bald die Richtung auf die Welteroberung und ein neues Weltreich einschlug. Diese Einheitstendenz war es, welche die Revolution nach beiden Seiten, nach Außen und Innen, in Cäsarismus umwandelte. Dieselbe Zeitstimmung, welche der Revolution und Republik zugejubelt hatte, bewunderte den Cäsar, „diese Weltseele", wie Hegel sagte, weil sie in ihm die alles beherrschende Macht, gleichsam die politische Welteinheit verkörpert sah.

Der Zug nach dem All-Einen hatte sich auch der Geister in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie und Dichtung bemächtigt und traf, wo er erschien, die empfänglichsten Organe des Zeitalters. Die Weltanschauung aus einem Stück, die Erkenntniß aus einem Princip war seit Kant Aufgabe und Thema der deutschen Philosophie. Nichts anderes als diese Sehnsucht hatte plötzlich den fast vergessenen Spinoza wiedererweckt, und seine Lehre kam den Einheitsdurstigen wie ein Labsal. In der Einheit ihres Princips lag die Macht und Wirkung der Wissenschaftslehre. Keiner unter den deutschen Philosophen ist von dem Einheitsdrange der Philosophie so früh erfaßt und wirklich beseelt worden als Schelling. Während er mit Fichte dachte, sah er empor zu Spinoza als seinem Leitstern.

Unsern großen Dichtern galt die Kunst nicht als ein vereinzeltes Schaffen, sondern wurde ihnen die Seele der Welt, der Weltbetrachtung, der Menschenerziehung, die gestaltende und vollendende Macht der Natur und Bildung. In dieser ästhetischen

Betrachtungsweise im universellsten Sinne des Worts begegneten sich Goethe und Schiller, jener ruhte in ihr als seinem Element, dieser erreichte in ihr den höchsten Ausdruck und das Ziel seines philosophischen Denkens.

Die neuromantischen Poeten trieben in dieser Richtung weiter; sie waren wie inspirirt von dem Thema, daß alles phantasiegemäß und poetisch werden müsse, daß die Poesie alles in allem sei, zugleich das Mysterium der Welt und dessen Enthüllung; Natur und Geschichte seien das göttliche Weltgedicht, die geniale menschliche Dichtung dessen Offenbarung, so sei die Poesie in Wahrheit die höchste Realität, zugleich Urbild und Abbild; abgetrennt von ihr gebe es weder ächte Erkenntniß noch ächte Religion noch überhaupt wahre universelle Bildung. Zu der letzteren aber gehört vor allem, daß man die Weltdichtung in sich aufnimmt, die großen Dichter der Menschheit congenial erkennt und so lebendig als möglich sich aneignet. Friedrich Schlegel möchte der Winckelmann der griechischen Dichtung werden; sein Bruder übersetzt den Shakespeare, Tieck den Don Quixote, Gries den Tasso; durch den älteren Schlegel wird gleichzeitig Dante in den Kreis der poetischen Forschung gezogen und schon die Aufmerksamkeit auf die indische Poesie gerichtet; durch ihn und Gries später Calderon übersetzt. Das Weltreich der Poesie, das im Plane der Romantiker liegt, breitet sich aus, diese Uebersetzungen und Erforschungen fremder Dichtung sind nicht wie gelehrte Streifzüge, sondern wie eroberte Provinzen der *einen* poetischen Welt. Das Streben nach Einheit und Universalität erfüllt dieses neupoetische Geschlecht und erklärt (abgesehen von den Beweggründen zweiten und dritten Ranges), wie dieselben Geister zuerst in der Verherrlichung der französischen Revolution und später in der Verherrlichung der katholischen Kirche schwelgen konnten.

Es ist nicht bloß der Fall aus einem Extrem in das andere, sondern, aus der Einheitstendenz betrachtet, sind hier entgegengesetzte Verwandtschaften im Spiel, die sogar zugleich empfunden werden konnten. Während Friedrich Schlegel noch für die Weltrevolution schwärmt, ist sein Busenfreund Novalis schon begeistert für die Weltkirche. Und Dorothea Veit, während sie sich als Lucinde fühlt, hat schon die Vorempfindung ihres Uebertritts zum Katholicismus.

Den Romantikern kommt Schellings Naturphilosophie wie gerufen, sie leistet, was diese Poeten begehren, sie erkennt in der Natur den bewußtlos wirkenden und schaffenden Geist in seinem gesetzmäßigen Stufengange, sie enthüllt und übersetzt gleichsam aus der göttlichen in die menschliche Sprache das große Epos der Natur, sie erobert die Naturwissenschaft dem Weltreich der Poesie. „Die ächten Physiker", so schreibt im Juni 1800 der ältere Schlegel an Schleiermacher, „seh' ich im Geist schon alle zu uns übergehen. Es ist doch wirklich etwas Ansteckendes und Epidemisches dabei, der Depoetisationsproceß hat freilich schon lange genug gedauert, es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisirt werden. Goethe hat lange friedlich am Horizont gewetterleuchtet, nun bricht das poetische Gewitter, das sich um ihn versammelt hat, wirklich herein, und die Leute wissen in der Geschwindigkeit nicht, was sie für altes verrostetes Geräthe als Poesieableiter auf die Häuser stellen sollen. Dies Schauspiel ist zugleich groß, erfreulich und lustig*)."

2. Schelling und die religiöse Romantik.

Der ästhetische Charakter dieser Richtung, die universalistische Tendenz, die Erhebung des Genialen und Poetischen, die gänz-

*) Aus Schleiermachers Leben. III. S. 182 flgd.

liche Geringschätzung alles Platten, das vornehme Selbstgefühl entsprachen Schellings Gemüthsart, und es mußte ihm willkommen sein, gleich im Beginn seiner Lehre einen so starken und fortwirkenden Wiederhall zu finden. Kaum ist je ein Philosoph bei seinem ersten Auftreten so wenig isolirt gewesen als er, so umgeben mit guten Leitern. Während des Sommers 1799 hatte sich der romantische Kreis in Jena zusammengefunden, Tieck mit seiner Frau, Friedrich Schlegel mit seiner Freundin waren zu längerem Aufenthalte hierhergekommen, Novalis besuchte die Freunde von Weißenfels aus, so oft er konnte. A. W. Schlegel, gleichzeitig mit Schelling zum außerordentlichen Professor ernannt, hatte im Winter 1798/99 seine Vorlesungen über Aesthetik und schöne Literatur begonnen*).

In diesem Kreise lebte Schelling, von den Elementen desselben keineswegs gleichmäßig angezogen, er war wissenschaftlich wie persönlich zu selbständig und eigenartig, um für alle Tendenzen, die sich hier durcheinander bewegten, empfänglich oder auch nur nachgiebig zu sein. Mit dem Hause des älteren Schlegel stand er im nächsten Verkehr und befreundete sich mit Tieck; dagegen war zwischen ihm und Friedrich Schlegel nie ein herzliches Einvernehmen, und Novalis' Gemüthsart widerstrebte der seinigen. Als dessen Nachlaß erschienen war, schrieb er an den älteren Schlegel: „ich kann diese Frivolität gegen die Gegenstände nicht gut vertragen, an allen herumzuriechen, ohne einen zu durch-

*) A. W. Schlegel hielt in Jena folgende Vorlesungen: er las im Winter 1798/99 über Geschichte der deutschen Poesie, deutschen Stil, Aesthetik; Sommer 1799 über Aesthetik, Horaz' Gedichte, Alterthumsstudium; Winter 1799/1800 über griechische und römische Literaturgeschichte; Sommer 1800 über Aesthetik und Horaz. In den nächsten Semestern figurirt nur noch sein Name in den Vorlesungsverzeichnissen.

dringen*)." Fr. Schlegel hatte gleich bei jener ersten Bekanntschaft in Dresden Schellings Abneigung gegen Novalis erkannt und sie für Unfähigkeit genommen, er hielt sich und seinen Freund für die höheren Naturen, zu denen Schelling nicht hinaufreiche. Indessen konnte er sich auf die Dauer über Schellings tiefen und energischen Geist nicht verblenden, und daß der Ernst, die Dinge zu durchdringen, daß seine strengere und objective Sinnesart der Grund war, warum er sich gegen das laxe Phantasiren spröde verhielt. Seitdem sprach er von Schelling mit größerem Respect und ließ ihn als eine gewaltige Kraft gelten, der es nur an Feinheit und Beweglichkeit fehle. Seine Freundin drückt dieses Urtheil in einem Briefe vom 28. October 1799 an Schleiermacher so aus: „Schelling? ich weiß noch nicht viel von ihm, er spricht wenig, sein Aeußeres ist aber so, wie man es erwartet, durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er sollte eigentlich französischer General sein, zum Katheder paßt er wohl nicht so recht, noch weniger glaube ich in der literarischen Welt**)." Caroline Schlegel sagte kurz: „er ist ächter Granit", ein Wort, das ihr Schwager halb spöttisch nachsprach. Von dem letzteren urtheilte sie entgegengesetzt und fand mit Schelling, daß nichts in ihm fest sei. Mit den Thesen, die er den 14. März 1801 in Jena vertheidigt hatte, trieb sie ihren Scherz und machte daraus ein Porträt Friedrich Schlegels nach ihrer Art, indem sie dieselben „frank und frei übersetzte"***).

---

*) Aus Schellings Leben. I. S. 431 flgd. Der Brief ist vom 29. November 1802.

**) Aus Schleiermachers Leben. III. S. 128 flgd.

***) Z. B. Platonis philosophiae genuinus est idealismus = Meine Philosophie ist der einzige ächte Idealismus. Poësis ad rempublicam bene constituendam est necessaria = Die Poesie ist er-

Schelling hatte, wie wir gesehen, seinen philosophischen Standpunkt in einem sehr entschlossenen und nachdrücklichen Gegensatz gegen die Theologie gefaßt und ausgebildet, seine Naturphilosophie trug einen entschieden pantheistischen Charakter, dem eine derbe Naturvergötterung näher lag als jede andere religiöse Schwärmerei. Darum war er der Romantik, wie sie in Novalis und auch Schleiermacher lebte, abgeneigt. Die Reden über Religion kannte er zunächst nur oberflächlich, er hat sie bald in ihrer großen Bedeutung gewürdigt. Hier wurde zum erstenmale aus jener Einheitstendenz, die sich in der Philosophie längst Bahn gebrochen hatte, das religiöse Leben betrachtet und als dessen bewegendes Element das Grundgefühl der Abhängigkeit von dem Unendlichen, von dem einen ewigen Universum, dargethan, so daß der Redner zugleich mit Novalis und Spinoza begeistert übereinstimmte. Wenn nun Schleiermachers pantheistische Empfindungsweise diese beiden entgegengesetzten Elemente, das christlich mystische und das rein naturalistische, in sich aufnehmen konnte, so fühlte sich Schellings pantheistische Denkweise damals dem spinozistischen Gedanken der Gott-Natur weit verwandter als dem christlich phantasirenden Novalis, und es reizte ihn, seinen Widerwillen gegen die religiösen Ueberschwänglichkeiten der Romantik stark auszulassen. Er schrieb in Versen nach Art des Hans Sachs gleichsam als Gegenwurf gegen die neureligiöse Poesie ein Gedicht unter dem Titel: „epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Wider-

forderlich, um Alles unter einander zu rühren. Non critice, sed historice est philosophandum = Nicht im Zusammenhange, sondern fragmentarisch muß man philosophiren u. s. f. Caroline, Briefe. II Bd. Beil. I. S. 57. Ueber die Disputation, die ein halbes Jahr nach der Habilitation stattfand, vgl. Schiller an Goethe, den 16. März 1801; Haym, die romantische Schule. S. 676 flgd.

vorstens". Friedrich Schlegel, der damals den Sprung aus dem antichristlichen Pantheismus in das antiprotestantische Christenthum noch nicht gemacht hatte, war ganz damit einverstanden. „Schelling hat", schrieb er an Schleiermacher, „einen neuen Anfall von seinem alten Enthusiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn denn auch aus allen Kräften bestätigte*)." Das Gedicht sollte im Athenäum erscheinen, Goethe widerrieth die Veröffentlichung, so blieb es geheim, und nur ein kleines Bruchstück ließ Schelling im zweiten Heft seiner naturphilosophischen Zeitschrift abdrucken. Das Ganze ist erst jetzt in den Briefen erschienen**). Einige Stellen dürfen als ein charakteristischer Ausdruck seiner damaligen naturphilosophischen Grundanschauung gelten:

„Darum ist eine Religion die rechte,
Müßt sie im Stein und Moosgeflechte,
In Blumen, Metallen und allen Dingen
So zu Luft und Licht sich dringen,
In allen Höhen und Tiefen
Sich offenbaren in Hieroglyphen."
„Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen."
„Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus
Noch sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,

*) Aus Schleiermachers Leben. I. S. 134. Der Brief ohne Datum ist wohl aus dem November 1799.

**) Aus Schellings Leben. I. S. 282—289.

In todten und lebendigen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen."
„Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wiederschafft,
Ist eine Kraft, ein Pulsschlag nur, ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben."

Der Verkehr mit den Dichtern weckte in Schelling den poetischen Schwung, den er hatte, ohne ein Dichter zu sein, und reizte ihn zu einigen dichterischen Versuchen. Drei derselben sind im Schlegel-Tieck'schen Musenalmanach 1802 erschienen. Sein wirksamstes Gedicht, wozu Steffens ihm den Stoff gab, sind „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland." Da unter dem Gedicht ein Name stehen sollte, so wünschte er „Venturus" zu heißen; Schlegel nannte ihn „Bonaventura" *).

3. Schelling und Goethe.

Wir finden Schelling gegen Novalis und die romantisch Religiösen ähnlich gestimmt als Goethe gegen Jacobi; sein „epikurisch Glaubensbekenntniß" erinnert (nicht durch seine poetische Beschaffenheit, sondern) in der Absicht an das vortreffliche Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser," womit Goethe zwölf Jahre später Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen abwies, dieselbe Schrift, welche der herausgeforderte Schelling mit seinem Denkmal Jacobi's vernichtend beantwortete. Gegen Novalis regte sich „sein Enthusiasmus für die Irreligion", gegen Jacobi ließ er „den religiösen und theosophischen Charakter seiner weitergeführten Lehre in einem Lichte hervortreten, worin von dem „epikurischen Glaubensbekenntniß" nichts mehr zu sehen war.

In der That war die Grundanschauung der schelling'schen

*) Schellings S. W. Abth. I. Bd. X. S. 431 flgd.

Naturphilosophie, die Idee des lebendigen Zusammenhangs und der Einheit aller natürlichen Dinge, der Entwicklung, des organischen Stufenganges, der stetigen Metamorphose u. s. f. dem Sinne Goethes völlig gemäß. Selbst die ihm wenig genießbare, abstract philosophische Form der Darstellung, die streckenweise im Schematismus fortlief, hinderte nicht, daß Goethe den Zug der Verwandtschaft mit Schelling lebhaft empfand. Er beschäftigte sich mit dem System des transscendentalen Idealismus und der Deduction des dynamischen Processes. Ueber das erste schreibt er an Schelling den 19. April 1800: „ich glaube in dieser Vorstellungsart sehr viele Vortheile für denjenigen zu entdecken, dessen Neigung es ist, die Kunst auszuüben und die Natur zu betrachten"*). Ein halbes Jahr später äußert sich Goethe noch positiver: „seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hierhin oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang früher oder später zu bewirken hoffe"**). Diese Aeußerungen waren nicht bloß goethe'sche Artigkeiten, sondern ernsthaft gemeint. Friedrich Schlegel hatte den 25. Jannar 1800 ein langes Gespräch mit Göthe und schrieb den folgenden Tag seinem Bruder: „von Schellings Naturphilosophie spricht er immer mit besonderer Liebe"***). Auf die Einladung des Dichters brachte Schelling die nächsten Weihnachtsferien als Gast im goethe'schen Hause zu und erlebte mit ihm

*) Aus Schellings Leben. I. S. 297.

**) Ebendaselbst. I. S. 314.

***) Vgl. Haym, die romantische Schule. S. 609.

den Anbruch des neuen Jahrhunderts; in der Neujahrsnacht war ein großer Maskenaufzug bei Hofe, den Goethe entworfen hatte, und hier vereinigten sich nach Mitternacht in einem Nebenzimmer zu einem kleinen Gelage Goethe, Schiller und Schelling.*)

II.

Einfluß auf die Naturwissenschaft.

1. Eschenmayer.

Nicht bloß bei den Dichtern, insbesondere bei dem größten von allen, fand die Naturphilosophie eine so günstige Aufnahme, sie gewann gleich bei ihren ersten Schritten auch unter den Naturforschern begeisterte Anhänger. Dieser Umstand hat viel dazu beigetragen, sie emporzuheben und eine Zeit lang zu einer Art Herrschaft zu bringen. Seitdem die Naturwissenschaft die Speculation aufgegeben, und sich ganz unter die Richtschnur der sinnlichen Erfahrung und Beobachtung gestellt hatte, mußten sich ihre Gebiete und Untersuchungen immer mehr von einander trennen und zerstückeln. Die Idee der Einheit und des Ganzen, die in dem Objecte selbst doch so einleuchtend vor Augen lag, war den empirischen Naturforschern abhanden gekommen; nur so weit die Mathematik die Objecte durchdrang, in der Astronomie und mechanischen Physik, gab es in der Naturlehre ein Erkenntnißsystem. Lebhafter als je war jetzt auch in den physikalischen Gebieten unter dem Antriebe des Zeitalters die Einheitstendenz und damit die Empfänglichkeit für speculative Ideen, das Bedürfniß nach einer neuen Naturphilosophie erweckt worden. Diesem Drange, der sich in vielen unbestimmt regte, in einigen schon ausgeprägter in einer vorgefundenen Richtung hervortrat, kam Schelling wie der Erwartete entgegen und gab ihm die Fassung.

*) H. Steffens. Was ich erlebte. IV. S. 295, 312, 411 flgd.

Von der speculativen Seite her hatte Kant durch seine metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft den Anstoß zu einer transscendentalen Ableitung der Naturphänomene, zu einer dynamischen Bewegungslehre, zur Construction der Materie und der Bewegung gegeben. Ein Landsmann Schellings, der namentlich später in der mystischen Ausartung der Naturphilosophie sich hervorthat, der würtembergische Arzt Eschenmayer, damals (1798—1800) Physicus in Sulz, nahm von der kantischen Naturphilosophie seinen Ausgang. Seine ersten Untersuchungen betrafen die Anwendbarkeit der kantischen Principien auf die Naturlehre und wollten die Anwendung über die von Kant gestellten Grenzen hinaus erweitern. Er versuchte die Anwendung auch auf chemische und pathologische Gegenstände, aber am bedeutungsvollsten war sein Versuch, der mit Schellings ersten naturphilosophischen Schriften gleichzeitig auftrat: die Möglichkeit der magnetischen Erscheinungen und deren allgemeine und besondere Gesetzmäßigkeit aus kantischen Grundsätzen abzuleiten.*) Er zeigte sich mit dem Geiste der letzteren vertraut und traf in Absicht auf den Magnetismus eines der Grundprobleme der schelling'schen Naturphilosophie. Hier war der erste Berührungspunkt beider. Eschenmayer ging mit lebhaftem Antheil auf Schellings Untersuchungen ein, und dieser wünschte dringend seine Mitwirkung für die von ihm gegründete Zeitschrift für speculative Physik. Auch in der Art, wie Eschenmayer sein Problem auflöste, war eine Uebereinstimmung mit Schellings Ideen gegeben, nämlich darin, daß er die verschiedenen Qualitäten der Materie auf die Grade des Gleichgewichts der beiden Grundkräfte der Repul-

*) Versuch die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln. Von C. A. Eschenmayer. Tübingen. 1798.

sion und Attraction zurückführen wollte, welche durch ihr Zusammenwirken die Materie überhaupt ermöglichen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Eschenmayer einen sehr bewegenden Einfluß auf Schellings Lehre geübt hat, namentlich durch die Differenzen, die er hervorhob. Es waren besonders drei Punkte, die zwischen ihm und Schelling streitig wurden. Der erste lag innerhalb der Naturphilosophie und betraf deren mathematisches Element, welches Eschenmayer forderte und in Schellings Deductionen vermißte; der zweite ging auf das Verhältniß zur Transscendentalphilosophie; der dritte auf das Verhältniß der Philosophie überhaupt zur Religion. Die zweite Frage hatte zur Folge, daß Schelling seinen Aufsatz „über den wahren Begriff der Naturphilosophie" schrieb, der in dem Fortgange der letztern eine beachtenswerthe Stelle einnimmt; der dritte Punkt wurde zur ernsthaften Streitfrage und veranlaßte Schelling zu seiner Schrift über „Philosophie und Religion", die schon jenseits der jena'schen Periode liegt.

2. Ritter.

Von der physikalischen Seite her schienen die Entdeckungen Galvani's plötzlich ein Licht über das Geheimniß des Lebens verbreitet und das Band gefunden zu haben zwischen der unorganischen und organischen Natur. Wir werden später sehen, wie tief die beginnende Naturphilosophie von dieser Entdeckung erfaßt wurde. Ein Pharmaceut aus Schlesien, Johann Wilhelm Ritter, den Wissensdurst und naturwissenschaftliche Selbstbildung aus der Apotheke auf die Universität getrieben hatte, suchte, angeregt durch die Ideen der neuen Naturphilosophie, den Beweis zu führen, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreich begleite.*) Er wollte zeigen, aus welchen Bedingungen sich

*) Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß in

die galvanische Kette construire, daß diese Bedingungen im thierischen Körper stattfinden, daß der letzere „ein System unendlich vieler auf die mannigfachste Art in und durcheinander greifender beständig thätiger galvanischer Ketten" sei, daß die galvanische Action auch außerhalb des thierischen Körpers möglich sei in Ketten, deren Glieder keine thierischen Theile enthalten, daß der Galvanismus aus dem allgemeinen dynamischen Proceß begriffen werden müsse, der sich vollständig im chemischen, partiell im elektrischen vollziehe, daß sich der elektrische Proceß zum chemischen verhalte, wie der Theil zum Ganzen und deshalb „das System der Elektricität, nicht wie es jetzt ist, sondern wie es einst sein wird, zugleich das System der Chemie und umgekehrt werden wird."*) Diese Schrift blieb nicht ohne Rückwirkung auf Schelling. Sie traf die Centralfrage der Naturphilosophie, die immer von neuem das Verhältniß der magnetischen, elektrischen, galvanischen, chemischen Thätigkeit erwog und deren Einheit zu fassen suchte. Ritter verlor sich aus der Naturphilosophie in die Naturmystik, die Novalis und Fr. Schlegel bewunderten. Wie sich einst aus Magie und Mystik die Naturwissenschaft der neuern Zeit allmälig entpuppte, so hat sich die Naturphilosophie der neuesten Zeit nur zu bald wieder in Mystik verpuppt.**)

3. Die brown'sche Schule.

Aber die größte Anerkennung Schellings und seiner Lehre kam von einer Seite her, von wo man sie am wenigsten erwar-

---

dem Thierreich begleite. Nebst neuen Versuchen über den Galvanismus. Von J. W. Ritter. Weimar. 1798.

*) Ebendaselbst. S. 172 flgd.

**) S. unten Cap. X.

tet hätte, denn was konnte der Medicin, völlig empirisch und praktisch wie sie war, ferner liegen als naturphilosophische Speculationen rein theoretischer Art? Indessen hatte sich auch hier, unabhängig von den letzteren und bevor sie einwirken konnten, das Bedürfniß nach einer rationellen Reform geltend gemacht, das Streben, aus dem Wust des bloßen Empirismus herauszukommen, der Medicin eine wissenschaftliche Gestalt zu geben und die Regeln der Heilkunst nach Grundsätzen zu bestimmen, die sich aus einem einzigen Princip ableiten ließen. Ein solches Princip zur Einsicht in die letzten Ursachen der Krankheiten, wie zu deren wissenschaftlicher Bestimmung und Behandlung glaubte man in der Erregungstheorie entdeckt, welche der Schotte John Brown in seinen „elementa medicinae“ (1779) aufgestellt hatte. Diese Lehre wurde trotz aller Anfechtungen der Mittelpunkt einer ärztlichen Schule in Deutschland, und hier war es besonders Bamberg, wo sie in Flor kam und durch die beiden Vorstände des dortigen Krankenhauses, Röschlaub und Marcus, sich Ansehen verschaffte. Die wissenschaftliche Einheitstendenz, nachdem sie einmal in das Gebiet der Medicin Eingang gewonnen, trieb weiter. Es war nicht genug, die Krankheitslehre und Heilkunst durch die Erregungstheorie zu begründen, diese Theorie selbst wollte tiefer, als es Brown vermocht hatte, aus dem Wesen der Natur und des Organismus hergeleitet werden. Diese Begründung gab die Naturphilosophie. Durch Schelling wurde die Erregungstheorie eine Lehre der speculativen Organik und Physik überhaupt, und die brown'sche Schule erkannte in Schelling ihren Meister. Dieser ging im Sommer 1800 nach Bamberg, um hier bei seinen Schülern selbst einen Cursus der Heilkunde zu machen. So kam durch Röschlaub und Marcus die Naturphilosophie unter die Aerzte und gewann auch bei aka-

demischen Lehrern der Medicin Einfluß. Die altbairische Universität Ingolstadt war 1800 nach Landshut verlegt worden. Als nun die Universität Landshut den 4. Juni 1802 den Tag ihrer Gründung festlich beging, sollte jede Facultät „denjenigen, den sie als Mann von dem größten Verdienst für ihr Fach hielt", zum Doctor desselben ernennen. Die medicinische Facultät ernannte bei dieser Gelegenheit Schelling zu ihrem Ehrendoctor. Röschlaub, der eben damals nach Landshut berufen worden, meldet Schelling, daß ihm die Facultät das Diplom zu ertheilen wünsche als Zeichen ihrer „solidesten Hochachtung seiner Verdienste."*) Kurz vorher schrieb Marcus: „Bamberg war einer der ersten Orte, wo man in der öffentlichen Krankenanstalt nach dem Geiste des brown'schen Systems handelte. Bamberg muß auch der Ruhm werden, zuerst am Krankenbette nachgewiesen zu haben, was von der Naturphilosophie jetzt schon und in der Folge noch mehr auf die Heilkunde wird übertragen werden. Dieserwegen ist es mir aber auch so sehr angenehm, junge Männer um mich zu haben, welche in den Geist der Naturphilosophie eingedrungen sind. Ich bin jetzt schon überzeugt, daß wir auf dem neu zu betretenden Wege weiter kommen werden, als man jetzt kaum zu wähnen den Muth hat. Wenn die Resultate so ausfallen, wie sich nicht anders erwarten läßt, so weiß Deutschland auch, wer der Urheber ist, und wem es diesen Fortschritt zu danken hat"**).

4. Schelling und Steffens.

Unter den ersten Zeitgenossen der Naturphilosophie hat diese Lehre in ihrem zugleich speculativen und poetischen Charakter keiner so gleich gestimmt empfangen, so normal in sich wirken lassen, als

---

*) Aus Schellings Leben. I. S. 368.

**) Ebendaselbst. I. S. 367.

ein Mann, der, wenig älter als Schelling, fern von Deutschland und dessen geistigen Bewegungen aufgewachsen, die religiöse von der Mutter ihm angeerbte Gemüthsart mit einem unwiderstehlichen aus der eigenen Natur entsprungenen Triebe nach lebendiger Naturerkenntniß verband. An ihm, den die Naturforschung geistig genährt hatte, läßt sich die Wirkung der schelling'schen Naturphilosophie in ihrer ersten Kraft am reinsten, am wenigsten vermischt mit andern Zuthaten erkennen. Dieser Mann ist Henrich Steffens. Er war den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren und frühzeitig mit den Eltern nach Dänemark gekommen; in Kopenhagen vollendete er seine Schule und erwarb sich bald den Ruf eines wohlunterrichteten Mineralogen. Die naturwissenschaftlichen Studien hatten damals noch keinen Platz an der Universität, sondern wurden von einer Gesellschaft geleitet, auf deren Kosten Steffens eine Reise nach Bergen unternahm, um an der Westküste Norwegens Mollusken zu sammeln. Auf der Rückfahrt litt er Schiffbruch und lebte einige Jahre arm und verlassen, erst in Hamburg, dann bei seinem Vater, der selbst nicht besser daran war, in Rendsburg. Im Jahre 1796 habilitirte er sich als Privatdocent in Kiel und schrieb hier seine erste deutsche Schrift „über die Mineralogie und das mineralogische Studium", die in demselben Jahre erschien als Schellings Ideen. Bevor er diese kennen lernte, hatte ihn schon die Macht der Speculation und der Drang ergriffen, „von der Einheit, von der Totalität des Daseins auszugehen und alles nur in Beziehung auf diese zu betrachten *)." Er hatte durch Mackensen von Kant, durch Rist von Fichte gehört, ohne damals den Eingang in die kritische Philosophie zu finden. Da fallen Jacobi's Briefe über die Lehre Spinozas in seine Hände, und diese Schrift wird epochemachend in

*) H. Steffens. Was ich erlebte. III. S. 253 flgd.

seinem Leben. Hier findet er die Einheitslehre, die er sucht. Zum ersten Male fühlt er die Gewalt des philosophischen Denkens; doch ist etwas in diesem System, das ihn nicht befriedigt und die Sehnsucht nach höherer Offenbarung weckt. „Die lange für mich verschwundene Beatrice hatte mir den Virgil gesandt.“ Er erkennt die Kluft zwischen dieser Einheit der Dinge und deren Mannigfaltigkeit und Fülle, zwischen dem leblosen Princip und der lebendigen Welt. Als Steffens vom Grabe seines Vaters nach Kiel zurückkehrt, findet er Schellings Ideen. „Die Einleitung zu dieser Schrift hat mein ganzes Dasein elastisch gehoben, es war der entschiedene Wendepunkt in meinem Leben. Spinoza war ein Jude, und er hatte auch für mich im geistigen Sinne eine alttestamentliche Bedeutung. Er zeigte mir den in sich verborgenen Gott, dessen ewig unwandelbares Gesetz unmittelbaren Gehorsam fordert. Ich erwartete, daß Gott sich gegen mich aufschließen sollte, ich zweifelte nicht und lebte in ahnungsvoller Hoffnung. Jetzt war mir, als vernähme ich den ersten bedeutenden Pulsschlag in der ruhenden Einheit, als regte sich ein göttlich Lebendiges, die ersten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszusprechen. Es herrschte eine Frische in dieser Einleitung, eine stille in sich sichere Begeisterung, die sich in Worten zu ergießen verschmäht, die auch damals elektrisch wirkte und die Gegner, die sich waffneten, mit Angst erfüllte, weil es ihnen klar war, daß ein Kampf bevorstehe, gegen welchen sie nicht gerüstet waren. Ich las diese Schrift, ich kann sagen mit Leidenschaft. Auch „„die Weltseele““ erhielt ich als literarische Neuigkeit, und die tiefste Hoffnung meines ganzen Lebens, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit geistig aufzufassen, ergriff mich und bestimmte meine Thätigkeit für mein ganzes Leben *).“

*) Ebendas. III. S. 338 flgd.

Er möchte die Geisteswelt, die sich in Deutschland regt, in der Nähe kennen lernen und, Dank der Fürsorge des dänischen Ministers Grafen Schimmelmann, kann er mit einem Reisestipendium diesen höchsten seiner Wünsche erfüllen. „Kaum mag", so erzählt er selbst, „ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder in neueren Zeiten Griechenland oder den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland*)." Seine beiden Hauptziele sind Jena und Freiberg, dort lockt ihn Schelling, hier Werner, der Meister der Oryktognosie, der erste Mineralog der damaligen Zeit. Zunächst treibt es ihn nach Jena. Hier sieht er Schelling auftreten, hört dessen erste Vorlesungen, wird sein Schüler, sein Geistesgenosse, sein Freund für das Leben. Steffens' Beurtheilung der ersten naturphilosophischen Schriften Schellings eröffnet die Zeitschrift für speculative Physik. Schellings Freunde werden die seinigen, er fühlt sich bald in dem Kreise der Romantiker einheimisch, namentlich im Hause des ältern Schlegel. Mit Fichte wird er bekannt und fördert, so viel er kann, die Schritte, die nach dem Ausgange des Atheismusstreites zu einer ehrenvollen Erhaltung des Philosophen in Jena geschehen. Seine mineralogischen Forschungen erregen Goethe's Interesse. Von Jena geht er nach Freiberg, wo er unter Werners Leitung die mineralogischen Studien eifrig fortsetzt; daneben beschäftigen ihn Philosophie und Volta's eben gemachte große Entdeckung. Er ahnt, daß die Entdeckung der volta'schen Säule für die tellurische Physik eine ähnliche Bedeutung gewinnen wird, als die keppler'schen Gesetze für die kosmische. Seinen nächsten Freunden hält er Vorlesungen über Philosophie; seine chemischen Versuche mit der volta'schen Säule, die er mit unausgesetztem Eifer treibt, versammeln täglich in seinem Arbeitszimmer eine Anzahl neugieriger Gäste. Die gemeinschaft-

*) Ebendas. IV. S. 3.

liche Frucht seiner philosophischen und mineralogischen Studien ist ein Werk, das hier in Freiberg entsteht und dem Namen Steffens literarische Bedeutung erwirbt: seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde.“ In dieser Schrift wirken Phantasie, Speculation und Naturwissenschaft in einander. Nur Steffens konnte damals ein solches Buch schreiben und erst, nachdem er von der einen Seite durch Schelling, von der andern durch Werner befruchtet war. Hören wir über sein Werk ihn selbst. „Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, bildete das Grundthema meines ganzen Lebens. Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner frühsten Kindheit, aus den träumerischen Beschäftigungen meiner Jugend verborgen. Es verband sich mit diesen die Gewalt der Einheit des Daseins in allen seinen Richtungen, die mich, als ich Spinoza kennen lernte, für immer an sich riß. Am tiefsten aber ergriff mich die Hoffnung, die immer stärker ward, die Elemente der Physik selber für eine höhere geistige Bedeutung zu gewinnen. Und diese letzte Epoche meines Daseins verdankte ich Schelling. Aber ich konnte mich nicht mit den bloßen abstracten Gedanken beschäftigen. Von meiner frühsten Kindheit an sprach mich die Natur selber als ein Lebendiges an. Sie schloß das Geheimniß eines tiefen Denkprocesses in sich. Sie mußte aussprechen nicht bloß, was der Urheber der Natur dachte, auch was er mit dem Denken wollte. Durch Spinoza war es mir klar geworden, daß nur er eine Geltung hätte. Auch Schelling hatte Gott absolut real an die Spitze der Philosophie gestellt. Ich fragte die empirische Wissenschaft, wie sie vor mir lag. Ihre Facta sollten Thatsachen werden, und ich wünschte zu erfahren, ob diese vielfältigen Sachen, die als solche seit meiner Kindheit einen geheimen Zauber über mich ausgeübt hatten, wirklich die verborgenste göttliche That zu enthalten vermöchten. Es war die Hoffnung, die mich leitete, die ich nie aufgab. Ich verdankte

Schelling viel, ja alles, aber dennoch ist es mir klar, daß durch meine Beiträge ein neues Element in die Naturphilosophie hineinkam. Auch dieses verdankte ich einem andern Lehrer, Werner nämlich." „Das ganze Dasein sollte Geschichte werden, ich nannte sie die innere Naturgeschichte der Erde. Es war nicht bloß von jenem Einfluß der Naturgegenstände auf menschliche Begebenheiten, durch welche sie, wie Schelling äußerte, einen ächt geschichtlichen Charakter annehmen, die Rede; der Mensch selbst sollte ganz und gar ein Product der Naturentwicklung sein. Nur dadurch, daß er als ein solches nicht bloß theilweise, sondern ganz hervortrat, konnte die Natur ihr innerstes Mysterium in dem Menschen concentriren. Mir ward es immer klarer, daß die Naturwissenschaft selbst, wie sie ein durchaus neues Element in die Geschichte hineingebracht hatte, durch welches unsere Zeit sich von der ganzen Vergangenheit unterschied, die wichtigste aller Wissenschaften, die Grundlage der ganzen geistigen Zukunft des Geschlechts werden müsse." „Alle Erscheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geschichte zu verbinden und aus diesem Standpunkte der Einheit beider die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit in der großartigen Entwicklung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Absicht dieser Schrift*)."

Steffens hatte im Sommer 1799 Jena verlassen. Die Beiträge erschienen 1801 und wirkten höchst anregend, in den naturphilosophischen Kreisen begeisternd. Als er auf seiner nächsten Reise Bamberg berührte, wurde dort seine Anwesenheit als ein Fest gefeiert. Während er in Freiberg war, erschienen Schellings Einleitung zum Entwurf, das System des transscendentalen Idealismus und die Darstellung des gesammten Systems. Dazwischen fällt ein Besuch, den er zur Weihnachtszeit 1800 in Jena und

*) Ebendas. IV. S. 286—89.

Weimar machte, und er gedenkt unter seinen Erlebnissen gern jener Neujahrsnacht, die er damals im weimarischen Schlosse mit Goethe, Schiller und Schelling verbrachte*). Von jetzt an erscheint seine Freundschaft mit dem letzteren in der vertrautesten Form. Das begeisterte Verständniß, womit er jede Schrift Schellings sich aneignet, die Spannung, mit der er sie erwartet und liest, mußten auf Schelling selbst belebend und steigernd zurückwirken. „Die Einleitung zu Ihrem Entwurf," schreibt Steffens im September 1799 von Freiberg aus, „ist mir äußerst interessant und wichtig." „Ich gehe den Entwurf mit der Einleitung jetzt zum drittenmale durch und erstaune über die Tiefe und den Reichthum des Systems." „Hier wo ich, von allen Zerstreuungen, von allem Geräusch entfernt, meine alten Träume über die Natur wieder hervorrufe, meiner vormals gebrauchten Bildersprache mich erinnere und die Auflösung aller dieser wunderbaren Räthsel in Ihrer Naturphilosophie finde, hier fühle ich so ganz deutlich, daß ich Ihr Schüler werden mußte**)." Das System des transscendentalen Idealismus versetzt ihn in einen Rausch des Entzückens. „Nichts hat mich so begeistert, wie Ihre Transscendentalphilosophie. Ich habe sie 4—5 mal gelesen und wieder gelesen. Es ist das Umfassendste, das ich kenne, das wahrste System, ein erhabenes Kunstwerk, immer flieht sich, was sich suchen soll, ich gerieth in die fürchterlichste Spannung, verlor mich, um die Welt zu behalten, und wieder die Welt, um mich zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie ein, um von dort aus den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht, wie der dichtende Gott, unmittelbar in meinem Busen habe. Hier sah ich nach und nach die Sterne hervortreten, bis plötzlich

*) S. oben S. 57.

**) Aus Schellings Leben. I. S. 274 flgd.

die göttliche Sonne des Genies aufstieg und alles erhellte. Selten wurde ich in der letzten Zeit gerührt. Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung. Thränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in der unendlichen Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle war mir dunkel. Es ist das wichtigste Geschenk, der transscendentale Idealismus. Und hier lege ich — ich darf mitsprechen — den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Jahrhundert Ihnen sicher reichen wird*)."

In dem nächsten Briefe, veranlaßt durch literarische Reizungen, von denen später die Rede sein soll, giebt Steffens ein offenes Bekenntniß über sein Verhältniß zu Schelling, und wie tief er sich als dessen Schüler fühlt. „Ich lernte Sie kennen. Es war, als hätten Sie für mich geschrieben, durchaus für mich. Wie belebte sich die Hoffnung, meine verlorene Jugend wieder zu erleben! Wie klar war mir alles, wie hell, wie einleuchtend! Es war natürlich, daß ich Ihre Philosophie mit einer stürmischen Unruhe ergriff, daß ich das verworrene Gewebe, das mich an die Welt fesselte, nicht auf einmal zerreißen konnte. Aber allmälig ordnete sich das Meiste; was mir im Anfange Hoffnung war, wurde mir Ueberzeugung. Die Welt wurde mir heller, mein eigenes Wesen verständlicher und meine Thätigkeit ruhiger und geordneter. Ich fing an, meine Jugend wieder zu leben, die Träume meiner Kindheit wurden mir lieb, und das ganze Leben der Natur faßte mich stärker, unwiderstehlicher als jemals. Was Ihre Naturphilosophie anfing, vollendete der transscendentale Idealismus, das Meisterstück Ihres Geistes, das — warum sollte ich verhehlen, was meine innigste Ueberzeugung mir sagt? — das wichtigste philosophische Product unseres Zeitalters." „Ich bin

*) Ebendas. I. S. 303 flgd.

Ihr Schüler, durchaus Ihr Schüler, alles, was ich leisten werde, gehört Ihnen ursprünglich zu. Es ist keine vorübergehende Empfindung, es ist feste Ueberzeugung, daß es so ist, und ich schätze mich deshalb nicht geringer. Ich weiß, daß ich etwas ausrichten werde in meinem Fach." „Dann, wenn ein wahrhaft großes Product da ist, das ich mein nennen möchte, wenn es anerkannt ist, werde ich öffentlich auftreten, mit der Wärme der Begeisterung meinen Lehrer nennen und den errungenen Lorbeerkranz Ihnen reichen! Mein Gefühl verhindert mich, das, was ich Ihnen schuldig bin, zu verhehlen, mein Stolz zwingt mich, es laut und öffentlich zu bekennen*)."

Den 30. April 1801 schickt er Schelling seine Beiträge. „Wir werden gewiß siegen. Ich habe eine Ueberzeugung, die immer stärker wird, und die Natur spricht mich immer unmittelbarer an. In dieser Schrift findest Du, wie ich hoffe, viel Anlage, könnte ich aber auch mit etwas anderem anfangen?" „O! könnte ich Dir nur sagen, was ich Dir schuldig bin! könnte ich die Welt nur überzeugen, wie viel die Wissenschaft Dir schuldig ist**)!"

Wir haben den Eindruck kennen gelernt, den Schelling in Dresden auf Gries machte. Hören wir jetzt den Eindruck seiner ersten Bekanntschaft auf Steffens, der zugegen war, als Schelling in Jena auftrat. Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld und Spannung er in den großen öffentlichen Hörsaal eilte, wo Schelling durch eine Vorlesung sich in sein Lehramt einführen sollte. „Professoren und Studenten waren in dem großen Hörsaal versammelt. Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Ansehen, er war zwei Jahre jünger als ich

*) Ebendas. I. S. 309 flgd. Der Brief ist von Dresden den 1. Septb. 1800.

**) Ebendas. I. S. 326 flgd.

und nun der Erste von den bedeutenden Männern, deren Bekanntschaft ich sehnsuchtsvoll zu machen suchte; er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen; in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war dasjenige, das damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, von dem Licht, welches sie über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkt der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf ihn zu besuchen." „Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, sondern mit Freude auf. Ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung an ihn anschloß. Unter diesen hatte er bis jetzt fast nur Gegner gefunden und zwar solche, die ihn gar nicht zu verstehen schienen. Das mündliche Gespräch ist unbeschreiblich reich. Ich kannte seine Schriften, ich theilte, wenn auch nicht in allem, seine Ansichten, ich erwartete, wie er selber, von seiner Unternehmung einen großartigen Umschwung, nicht der Naturwissenschaft allein. Ich konnte den Besuch nicht verlängern, der junge Docent war mit seinen Vorträgen beschäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren so reich gewesen, daß sie sich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Uebereinstimmung mit Schelling eine Zuversicht entstanden, die, ich will es bekennen, fast an Uebermuth grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterstützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günstigsten Verhältnissen, hatte er frühzeitig einen großen Ruf

erworben und stand muthig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer selbst, zwar polternd und schimpfend, aber dennoch furchtsam und scheu sich zurückzuziehen anfingen*)."

In dieser Zeit hospitirte Savigny in Schellings Vorlesung und schildert uns die äußere Art des Vortrags nicht so, daß man einen Lehrer zu hören meint. Mit gleichgültigem Stolz stehe Schelling auf dem Katheder und spreche, als ob er etwas nicht sehr Bedeutendes schnell erzähle**). Darin war wohl eine richtige Beobachtung, wenigstens hat Schelling selbst fünfundvierzig Jahre später über seine damalige Art des Vortrags sich gelegentlich in einer Weise geäußert, die mit jener Charakteristik Savigny's übereinstimmt.

Als er seinen siebzigsten Geburtstag zu Berlin im Kreise der Freunde feierte, gedachte er dieser eben geschilderten Zeit seines Anfangs, seiner ersten Bekanntschaft mit Steffens, und sagte in der Erwiederung auf Neanders Trinkspruch: „es war im Herbst 1798, daß ich in Jena zuerst das Katheder bestieg, voll von dem Gedanken, daß der Weg von der Natur zum Geiste eben sowohl möglich sein müsse, als der umgekehrte, den Fichte eingeschlagen hatte, von dem Geiste zur Natur; voll Vertrauen, sage ich, zu diesem Gedanken, aber noch wenig kundig der Klippen und Gefahren des öffentlichen, zumal des freien Vortrags. Noch wußte

---

*) Ebendas. IV. S. 75—77. Weiter bemerkt Steffens über die Vorlesungen: „Schelling trug die Naturphilosophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweise den Zuhörern mitgetheilt wurde. Ich besuchte diese Vorlesungen, eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger." (S. 83.)

**) Vgl. Haym, die romantische Schule. S. 596.

ich nicht, daß die Hauptstärke desselben in der Kraft des Anhaltens besteht, damit jeder Gedanke Raum und Zeit finde, sich zu entwickeln, nicht Worte und Gedanken sich überstürzen. Da saß ich nun, schlecht erbaut von meinem eigenen Vortrag und in wenig heitrer Stimmung, allein in der Abenddämmerung zu Hause, als ein junger Mann zu mir hereintrat, der sich als einen Norweger ankündigte und seinen Namen Steffens nannte, und der sogleich zu erkennen gab, daß er mit mir auf demselben Standpunkte sich befinde, daß derselbe Gedanke ihn beschäftige, in dem ich also gleich an dem Eingange meiner Laufbahn einen geistig Verbündeten fand, von mir nur unterschieden durch die umfangreichere Naturanschauung, die er vermöge seines besonderen Berufs vor mir voraus hatte*)."

*) Aus Schellings Leben. I. S. 244. Vgl. III. S. 170.

Fünftes Capitel.

Caroline Schlegel.

I.

Charakteristik.

1. Ihre Bedeutung für Schelling.

Wir haben die bedeutende Frau schon einigemale genannt, die Schelling in Dresden kennen gelernt hatte und mit der ihn der gemeinschaftliche Aufenthalt in Jena, die Gastfreundschaft des Hauses und der Zug verwandter Naturen bald näher zusammenführte. Wird das Verhältniß beider, das in seinem Verlauf alle Arten der Wahlverwandtschaft durchlebte und zuletzt eine Ehe auflöste, um selbst eine zu werden, nur von außen gesehen, so tritt der anstößige und dem öffentlichen Anblick am ersten ausgesetzte Charakter desselben in den Vordergrund, und es erscheint als eine jener Verbindungen, an denen die sittlich aufgelockerte Zeit und besonders deren geniale Lebenskreise reich genug waren. Da wir aber aus den jüngst veröffentlichten Briefen Carolinens*) in die innere Natur jenes Verhältnisses einen sehr genauen Einblick gewonnen haben, so wollen wir es hier als einen Bestandtheil

*) Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. Herausgegeben von G. Waitz. 2 Bde. Lpz. 1871.

der Lebensgeschichte Schellings darstellen, die man sonst gerade in ihrer mächtigsten Zeit nur mangelhaft kennt. Was der Erfüllung jener geistig aufgeregten und von gewaltigen Entwürfen bewegten Jahre, die seinen Ruhm begründet haben, noch fehlen konnte, gab ihm die Theilnahme dieser Frau; in ihr fand er ein Verständniß und eine Empfänglichkeit für sein ganzes geistiges Wesen, die ihn hob und gleichsam in dem Kern seiner Natur bestätigte. Ich spreche von der Empfänglichkeit, die nur eine Frau besitzt und geben kann, und die für den Aufschwung des männlichen Geistes bewegender und zugleich beruhigender und sicherer ist als jede Huldigung der Welt: eine Empfänglichkeit, die den Mann nicht bloß in dem, was er leistet und erstrebt, sondern in dem, was er ist vermöge seiner höchsten Naturbestimmung, in seiner eigensten persönlichsten Art erfaßt und selbst nur möglich ist durch die innigste, persönlichste Theilnehmung, durch die Liebe, die auch in der Blendung hell sieht und vielleicht die Schlacken verkennt, aber nie das Gold. Wenn eine Frau diesen hellen Blick für eine hochbegabte männliche Natur hat, den Sinn für den Dämon dieses Mannes, wodurch sie unmittelbar weiß, „was Gutes in ihm lebt und glimmt“, so kann sie wie eine Muse auf ihn wirken. Eine solche Wirkung hindert nicht die Ungleichheit des Alters und die Trübung der Schicksale. Und Schelling bei seiner ganzen Geistesart bedurfte eine Muse und konnte sie wecken. Die einzige, die er gehabt hat, war die Frau, von der wir reden.

2. Geistesart.

Caroline Schlegel gehörte, um mit Jean Paul zu reden, zu den geflügelten Naturen, die den Sinn für Poesie mit auf die Welt bringen. Der natürliche Flug ihres Geistes trieb sie weiter, und sie suchte aus poetischem Drange den Eingang zu den höchsten

Gebieten speculativer Erkenntniß. Hier kam ihr Schelling entgegen in der ganzen Frische und Fülle seiner ersten Kraft, siegreich im philosophischen Wettlauf, große Erwartungen erfüllend, größere spannend. So erfaßte sie ihn und lebte mit ganzer Seele in seinen Arbeiten und Aufgaben. Sie fühlte sich erhöht und in ein neues Element emporgehoben, aus dem sie auf die poetischen Geschäfte, die sie mit Schlegel betrieben, herabsah wie auf ihre geistige Hausarbeit, die sie schuf, wie der Vogel sein Nest. „Schlegel", schreibt sie in einem ihrer Briefe an Schelling, „ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die seine Beschäftigungen anginge! Was wäre das denn auch wohl gewesen außer dem, das ich nicht zu lernen brauchte, die Poesie*)!" Von der bloßen ästhetischen Kritik vermochte sie nicht zu leben. Sie begehrte den schaffenden Geist, das lebendige Kunstwerk und begriff, was Schelling lehrte, daß dieses die höchste Offenbarung der Natur und der Welt sei. In einem der herrlichsten Worte ihrer Briefe läßt sie diese Mahnung an Schlegel ergehen: „es dauert mich, daß ich mir nicht einen Revers von Dir habe geben lassen, Dich aller Kritik forthin zu enthalten. O mein Freund, wiederhole es Dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existirt als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt, wie ein Papierschnitzel, dann werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes eingehen — dann erst kommt Finsterniß**)."

---

*) Caroline. II. S. 21.

**) Ebendaselbst. II. S. 39.

3. Lebensverhältnisse und Gemüthsart.

Sie war die Tochter des göttinger Professors Johann David Michaelis, berühmt als Orientalist, angesehen in seiner akademischen Stellung, unter den Ersten, die Lessing schon in seinen Anfängen gewürdigt hatten. Geboren den 2. September 1763, war sie fast zwölf Jahre älter als Schelling. Als sie ihn kennen lernte, war sie fünfunddreißig und hatte vor weniger Zeit (1796) nach einer vierjährigen Ehe, nach einem achtjährigen Wittwenstande, zum zweitenmale geheirathet. Ihr erster Mann, der Bergarzt Böhmer in Clausthal, war im Herbst 1788 gestorben *). Von ihren drei Kindern verlor sie den nachgeborenen Sohn bald nach des Gatten Tode, die zweite Tochter Therese ein Jahr später (December 1789) und blieb so allein mit ihrer ältesten Tochter Auguste.

Beide Ehen hatte sie nicht aus leidenschaftlicher Neigung geschlossen, auch nicht widerwillig, sondern lebensmuthig, wie das Schicksal sie trieb. Mit derselben Leichtigkeit wußte sie sich jetzt in die engen und langweiligen Verhältnisse eines kleinen Bergstädtchens, jetzt in das literarische Getriebe einer geistig vielbewegten Universität einzuleben. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Leben und unzerstörbarem Lebensmuth, wie viel Talent zu genießen und glücklich zu sein in dieser Frau lag. Sie war gegen die inneren Mängel, gegen alles, was sie leer und unbefriedigt ließ, keineswegs unempfindlich, aber sie konnte leicht darüber hinwegleben ohne irgendwelchen schwermüthigen Druck. Selbst wenn niederschlagende Schicksale oder ein gewaltiger Schmerz sie erfaßten, enthielt die außerordentliche Lebendigkeit und Phantasie ihrer Empfindungen sogleich die aufrichtende und wiederherstellende Heil-

*) Die Heirath hatte den 15. Juni 1784 stattgefunden.

kraft. Sie besaß wirklich jenen holden Leichtsinn der Natur, der die gedankenlose Art ausschließt und in jedem Klima der geistigen Welt sich wohlzufühlen und anderen wohlthuend zu leben vermag. Und weil in dieser glücklichen Temperatur ihres Wesens auch alle höheren Lebensgeister sich anmuthig und leicht entfalteten, so mußte sie, wohin sie reichte, weckend und belebend wirken. Es lag in ihrer ganzen Natur etwas Elementargeistiges, womit das Elementarsinnliche sich wohl verträgt, etwas Sirenenartiges im guten wie im üblen Sinn.

In den vertraulichen Briefen, die sie ihrem Freunde F. L. W. Meyer schreibt, finden sich häufig Aeußerungen über ihre Empfindungsart, die natürliche und treffende Selbstbekenntnisse sind. „Ich weiß nicht, ob ich je ganz glücklich sein werde", schreibt sie in der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft, „aber das weiß ich, daß ich nie ganz unglücklich sein werde." „Man liebt mich sehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfs wirft, das mir beider Aeußerungen als Verdienst anrechnen läßt." „Es ist eine Eigenthümlichkeit meines Kopfs, welche oft Ursache wurde, daß man mich falsch beurtheilt: treffenden Scharfsinn mit unschuldigster Begrenztheit zu vereinigen." „Göttern und Menschen zum Trotz will ich glücklich sein, also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält, ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen." „Jeder angenehme Augenblick hat Werth für mich, Glückseligkeit besteht nur in Augenblicken, ich wurde glücklich, da ich das lernte." „Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen gehen." „Ein Strom der reinsten Heiterkeit konnte sich über mich ergießen, wenn die Sonne schien, oder auch nur, wenn der Wind an das Fenster stürmte und ich auch nur über einer Arbeit saß. Mir ist jede Stunde wohl gewesen, die mir wohl sein konnte. Bin ich es, die nach fruchtlo-

sem Gram jagt? Nein! Mein Sinn gehört jeder möglichen Glückseligkeit." „Gedankenlosigkeit ist mein Leichtsinn nicht*)."

II.

Wittwenschaft und zweite Ehe.

1. Mainzer Schicksale.

Ihre Wittwenschaft war keineswegs einsam und verschleiert, sondern voller Unruhe nach innen und außen, voller abenteuerlicher und schlimmer Erlebnisse. Das erste Jahr hatte sie bei ihren Eltern in Göttingen, die beiden folgenden in Marburg bei ihrem älteren Bruder zugebracht. Die Familienverhältnisse waren zerrüttet und unerquicklich. Der Vater starb 1791. Sie kehrte von Marburg im Herbst 1791 für einige Zeit nach Göttingen zurück und ging im Frühjahr des folgenden Jahres nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin Therese Heyne in einer schiffbrüchigen Ehe mit Georg Forster und in vertrauter Freundschaft mit Huber lebte, der um ihretwillen seine verlobte Braut, die Schwägerin Körners, die Freundin Schillers, verließ**). Im October 1792 wurde Mainz von Custine eingenommen. Jetzt kam hier die französisch und republikanisch gesinnte Partei zur Herrschaft, und Forster, einer ihrer Führer und Vicepräsident des mainzer Convents, ging im März 1793 nach Paris, um dort die Einverleibung des deutschen Landes in die französische Republik zu bewirken. Seine Frau hatte schon gegen Ende des vorhergehenden Jahres Mainz verlassen.

*) Caroline. I. S. 47, 53, 69, 72, 86, 87, 101.

**) G. Forster an Lichtenberg: „die Wittwe Böhmer, des seligen Michälis Tochter, ist seit Anfang des Mai hier und lebt eingezogen und zufrieden; außer unserm Hause kommt sie nicht aus ihrer Wohnung. Es ist ein gescheidtes Weib, deren Umgang unsern häuslichen Cirkel bereichert." G. Forster's sämmtl. Schriften. Bd. VIII S. 185.

Der Strudel der Ereignisse ließ Carolinen nicht unberührt. Sie sympathisirte mit der Revolution, den republikanischen Ideen, dem französischen Freiheitskriege und stand in den mainzer Bewegungen mit ihren Gefühlen auf Forsters Seite, billigte seine Agitation für die französische Sache und theilte seine Schwärmerei und Verblendung. Sie sah in der Mission, die er übernahm, weder den politischen Irrthum noch die Versündigung an dem eigenen Vaterlande. Ihr Interesse für Forster war gemischt aus Bewunderung und Mitleid und hatte vorübergehend einen zärtlichen, aber wohl nie einen leidenschaftlichen Charakter. Das Verhältniß der beiden Frauen war seltsamer Art, gemischt aus Neigung und Abneigung von beiden Seiten; sie waren Töchter berühmter göttinger Professoren, selbst geistig geltende Naturen, die in den Kreisen der Universitätsstadt glänzen konnten, durch frühe Freundschaft verbunden, durch frühe Eifersucht gegen einander gespannt. Karoline hatte den obscuren Arzt eines Winkelstädtchens, Therese den berühmten Weltreisenden geheirathet; beide hatten ihre Ehe ohne Neigung geschlossen. Jetzt trat die eine Freundin als Wittwe in das Haus der anderen und fand eine zerrüttete Ehe; ich weiß nicht, ob sie dazu beitrug, die Kluft zu erweitern, ob in diesen Verhältnissen, wie sie lagen, überhaupt etwas zu verbessern oder zu verschlimmern war; genug sie nahm auch in den häuslichen Wirrnissen die Partei Forsters, tröstete ihn in seiner Verlassenheit und blieb in Mainz, um bei ihm ausharrend „das Amt einer moralischen Krankenwärterin" zu üben *)." Das Unglück dieses bedeutenden Mannes rührte sie zu zärtlicher Theilnahme, aber sie erkannte auch in der Schwäche seines Charakters die Schuld. „Es ist der wunderbarste Mann", schrieb sie in dieser Zeit (De-

---

*) Caroline. I. S. 124.

cember 1792) an Meyer, „ich habe niemand so bewundert, so geliebt und dann wieder so gering geschätzt.“ Das Unfeste und Unmännliche in Forsters Wesen war ihr zuwider. „Wie kannst Du denken“, sagt sie später zu demselben Freunde in einem Brief aus dem März 1794, „daß Forster je ein Mann geworden wäre? Und Männer, die nicht Männer sind, machen auch des vorzüglichsten Weibes Unglück *).“

Ein Mann wie Forster konnte ihr keine Stütze sein, sie fühlte sich in Mainz bald gänzlich verlassen und fand niemand, der diese hülflose, nach Lebensglück durstige und dafür wie geschaffene Frau mit starkem Arm an sich gezogen und gerettet hätte. Bewerbungen um ihre Hand hatte sie gehabt und ausgeschlagen. Es waren nicht die rechten gewesen. Unter ihren männlichen Freunden gab es zwei, deren Hand sie ergriffen hätte, wenn sie gekommen wären. Der eine war der ihr und ihrem elterlichen Hause befreundete Fr. Ludwig Wilh. Meyer, Custos an der Universitätsbibliothek in Göttingen, als Caroline von Clausthal dorthin zurückkehrte, der spätere Biograph des berühmten Schauspielers Fr. Schröder; den anderen Namens Tatter hatte sie in der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft kennen gelernt und eine leidenschaftliche Neigung für ihn gefaßt; er war Erzieher hannöverscher Prinzen, begleitete den Herzog von Sussex auf Reisen und wurde später der Vertraute des Herzogs von Cambridge **). Beide Männer hatten keine Berühmtheit, die sie blenden konnte, sie waren feste, energische Naturen, und diese Männlichkeit, die sie in Forster vermißte, war es, die sie hier anzog und namentlich in

*) Caroline. I. S. 113 flgd. S. 143.

**) Vgl. Haym. Ein deutsches Frauenleben aus unserer Literaturblüthe. Preuß. Jahrb. November 1871.

Tatter fesselte. Diesen Mann hatte sie innerlich erwählt, sie hatte im Stillen auf ihn gehofft und war glücklich, als er Ende September 1792 einige Tage nach Mainz kam und sie besuchte*). Er kam und ging; ihre Hoffnungen blieben unerfüllt, sei es nun, daß die Ehe mit seinen Lebensplänen nicht stimmte, oder daß ihm diese Frau nicht die rechte Lebensgenossin zu sein schien. Als sie im December ängstlich über ihre Zukunft an ihn schrieb, antwortete er, er sei in Verzweiflung nichts für sie thun zu können. Die Gemüthsstimmung, in der sie war, schildert sie einige Monate später dem anderen Freunde: „der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir.“ „Meine Geduld brach, mein Herz wurde frei, und in dieser Lage, bei solcher Bestimmungslosigkeit meinte ich nichts Besseres thun zu können, als einem Freunde trübe Stunden zu erleichtern und mich übrigens zu zerstreuen“**).

Sie that das Schlimmste. Ihre Hoffnungslosigkeit verwandelte sich im Sturm jener Tage in dunkeln Leichtsinn, und eine wilde Leidenschaft, über deren nähere Verhältnisse wir nicht aufgeklärt sind, die sie wie ein plötzlicher Rausch erfaßt haben muß und, wie man sagt, einem Franzosen galt, stürzte sie in den Abgrund***).

---

*) Caroline. I. S. 105. Br. an Meyer vom 6. Oct. 1792.

**) Ebendas. I. S. 127. Br. an Meyer vom 15. Juni 1793.

***) In ihren eigenen von Waitz herausgegebenen Briefen sind alle auf diesen Punkt bezüglichen Stellen weggelassen; doch erkennt man, daß in den Briefen, welche die mainzer Schicksale betreffen, nicht alles gesagt ist. Die im handschriftlichen Nachlaß A. W. Schlegels befindlichen Briefe Fr. Schlegels an seinen Bruder erhellen die Thatsachen, aber die nähern Umstände, auch der Name des Mannes, bleiben verborgen. Ich verdanke die Einsicht dieser Briefe Hrn. Prof. Klette, dessen Obhut der

Als Mainz im Frühjahr 1793 wieder von den Reichstruppen belagert wurde, wollte sie die Stadt verlassen (den 30. März), um in dem Hause ihrer Jugendfreundin Louise Gotter in Gotha eine Zuflucht zu finden. Bei ihrer Abreise gerieth sie in die Hände der Preußen; sie war politisch verdächtig, als Forsters Freundin, als Böhmers Schwägerin, der Custine's Secretär war, es hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, sie sei Custine's Maitresse. Das Gerücht war falsch; auch ihrem Schwager war sie fern geblieben, wie überhaupt allem öffentlichen politischen Treiben. Aber die Thatsache ihrer Freundschaft und ihrer Sympathien mit Forster genügte, um sie gefangen zu nehmen und ohne weitere Untersuchung als Geißel zu behalten. Mehrere Monate mußte sie in Königstein eine beschwerliche Festungshaft leiden, die sie in der peinvollsten Lage und in der ängstlichsten Sorge für ihr Schicksal ertrug. „Gehen sie hin, lieber Gotter," schrieb sie den 15. Juni 1793 an den Mann ihrer Jugendfreundin, „und sehen Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlassen habe, athmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herrscht, lassen Sie sich von dem durch die schädlichsten Dünste verpesteten Zugwinde durchwehn, sehen Sie die traurigen Gestalten, die stundenweis in das Freie getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, vor dem Sie dann Mühe haben sich selbst zu hüten, denken Sie sich in

schlegel'sche Nachlaß anvertraut ist. Haym hat in dem oben erwähnten Aufsatz wohl noch von anderen Documenten Kenntniß gehabt, auf Grund deren er berichtet, daß jener Mann ein Franzose war. Es ist nicht zu sehen, ob und in wie weit jene Documente auch die Färbung rechtfertigen, die er seinem Berichte giebt; sie habe eine Frau von schlechtem Ruf in ihre Hausgenossenschaft aufgenommen und aus Zerstreuungssucht ihre Person verschenkt: „sie enschädigte sich für das Fehlschlagen ihrer heißesten Wünsche und ihre aufreibenden Sorgen um Forster, für allen Schmerz und alle Langeweile in den Armen eines Franzosen."

einem Zimmer mit sieben anderen Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille, und genöthigt, sich stündlich mit der Reinigung dessen, was sie umgiebt zu beschäftigen, damit Sie im Staube nicht vergehn, und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die gepriesene Gerechtigkeit, die mit jedem Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ungefähr aufgegriffen wurden — muß ich nicht über Euch lachen? Sie scheinen den Aufenthalt in Königstein für einen kühlen Sommertraum zu nehmen, und ich habe Tage da gehabt, wo die Schrecken und Angst und Beschwerden eines einzigen hinreichen würden, ein lebhaftes Gemüth zur Raserei zu bringen*)." Und an demselben Tage, so elastisch empfindet diese Frau, schreibt sie an Meyer: „ich habe zwei schreckliche Monate durchlebt, aber gieb mir morgen Ruhe und Verborgenheit, so vergesse ich alles und bin wieder glücklich**)."

Nachdem sie noch einige Wochen zu Kronberg eine Art Stadtarrest gehabt, wurde sie auf die Fürbitte ihres jüngeren Bruders durch einen Befehl des Königs von Preußen in Freiheit gesetzt, weil „sie nichts verschuldet habe***)." Indessen war ihr politischer Ruf so verdächtig und anrüchig geworden, daß ihr wiederholt, als sie besuchsweise nach Göttingen kam, das zweitemal noch im September 1800, das Curatorium der Universität den Aufenthalt in ihrer Vaterstadt untersagte.

Als sie, zweifach in ihrer bürgerlichen Existenz vernichtet, die Haft verließ, fand sie einen Mann, der an ihre Seite trat

---

*) Caroline I. S. 121 flgd.

**) Ebendas. I. S. 124.

***) Ebendas. I. S. 129. (Die Ordre ist vom 4. Juli 1793.)

und großmüthig, wenig bekümmert um das Urtheil der Welt, ihr die Hand zum Schutz und zur Stütze reichte: August Wilhelm Schlegel.

Verhältniß zu Schlegel.

„Schon in Göttingen hatte Schlegel während seiner letzten Studienzeit die junge (vier Jahr ältere) Wittwe kennen gelernt und war durch ihren persönlichen Zauber, durch ihre geistige Macht und Bildung gefesselt worden; er hatte, als sie nach Marburg ging, brieflich mit ihr verkehrt und wiederholt um ihre Hand geworben. Sie liebte ihn nicht und spottete gegen ihre Schwester in einem Briefe jener Zeit über den Gedanken, ihn zum Manne zu nehmen. „Er schrieb mir dreimal und wie!" „Schlegel und ich! ich lache, indem ich schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts. Daß doch gleich etwas werden muß." Das Bild eines Anderen erfüllte ihr Herz und ihre Phantasie. „Ich habe", schrieb sie damals der Schwester, „einen Lorbeerstrauch, den ich für einen Dichter groß ziehe, sag' das Schlegeln — und ein himmlisches Reseda Sträuchelchen, eine Erinnerung, — sag das Tattern*)."

Indessen blieb sie mit Schlegel in freundlichem Briefwechsel, auch nachdem er als Hofmeister nach Amsterdam gegangen war und hier neue Heirathsgedanken gefaßt hatte. Da kam die Zeit ihrer Gefangenschaft, auf die erste Nachricht hatte sich Schlegel an Wilhelm von Humboldt gewendet, um durch dessen Vermittelung die Hülfe des Coadjutor Dalberg zu gewinnen**). Nach ihrer Befreiung kam er und führte sie unter seinem Schutze nach Leipzig, wo sie die ersten Tage bei dem Buchhändler Göschen,

*) Ebendas. I. S. 57, 59.

**) Ebendas. I. S. 378—381.

die folgenden Monate in völliger Verborgenheit in dem altenburgischen Städtchen Lucka im Hause eines Arztes zubrachte. Schlegel, um allen Gerüchten zuvorzukommen, hatte die verlassene und erniedrigte Frau für die Seinige erklärt und, da er nach Amsterdam zurückkehren mußte, sie dem Schutz und der Obhut seines Bruders anvertraut, der damals in Leipzig lebte. Die Briefe, welche der letztere während dieser Zeit nach Amsterdam schrieb, enthalten die Nachrichten, die wir oben erwähnten. Näheres über die mainzer Erlebnisse ist auch ihm nicht gesagt worden, sein unbegründeter Verdacht ging auf Forster. Der Zustand, in dem sich Caroline damals befand, war höchst elend. Zu der kümmerlichen Lage, zu den äußeren Entbehrungen kamen Reue und Angst. „Sie ist traurig und jammervoll, mehr als sie vielleicht schreibt, wie ihr Anblick und viele kleine Züge verrathen." Briefe aus Mainz lassen befürchten, daß ihre Lage kein Geheimniß mehr sei; „sie war vor Schrecken und Schmerz betäubt", schreibt Friedrich den 28. August 1793, „konnte lange Zeit nur einzelne Worte hervorbringen, sie hat die Tage über unaussprechlich gelitten, ihren eigenen Worten nach weit mehr als je in ihrem Leben." Sie sah den Kummer ihrer Mutter, die Verfolgung der böhmer'schen Familie, vielleicht die Entreißung ihrer Tochter vor Augen und wußte vor Schmerz sich nicht zu fassen.

Es ist nicht bloß Mitleid für die unglückliche Frau, das den jüngeren Schlegel einnimmt, es ist zugleich ihr Zauber, der ihn bestrickt. Er hatte sie schon aus den Briefen, die der Bruder ihm zusendete, kennen gelernt; den 2. August 1793 machte er in Leipzig ihre persönliche Bekanntschaft. „Der Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, ist viel zu außerordentlich, als daß ich ihn selbst schon deutlich übersehen und mittheilen könnte." „Ich schreibe Dir nichts weiter über sie, keine Beurtheilung, keine Erzählung,

keine Vermuthung. Alles, was ich noch sagen könnte, würde verworren, oberflächlich sein, und vielleicht könnte ich in Gefahr kommen, mich schwärmerisch auszudrücken, und mir deucht, für sie zu schwärmen heißt sich an ihr versündigen. Vielleicht gelingt es mir, sie gleich ohne Verblendung zu fassen." „Die Ueberlegenheit ihres Verstandes über den meinigen habe ich sehr früh gefühlt. Es ist mir aber noch zu fremd, zu unbegreiflich, daß ein Weib so sein kann, als daß ich an ihre Offenheit, Freiheit von Kunst recht fest glauben dürfte." „Ich bin gewiß, *daß man wahr gegen sie sein darf*, und größeres läßt sich von keinem Menschen sagen." „Ihre Urtheile über Poesie sind mir sehr neu und angenehm. Sie dringt tief ins Innere, und man hört das auch aus ihrem Lesen, die Iphigenie liest sie herrlich. Wenn ihr Urtheil *rein* wäre, so könnte es vielleicht nicht so unaussprechlich wahr und tief sein. Sie findet Lust an den Griechen, und ich schicke ihr immer einen über den andern." „Mein Zutrauen zu ihr ist ganz unbedingt. Sie ist nicht mehr die einzige Unerforschliche, von der man nie aufhört zu lernen, sondern die Gute, die Beste, vor der ich mich meiner Fehler schäme*)."

Es fehlte nicht viel, daß seine leidenschaftliche Verehrung ~~die-~~ dieser Frau die Grenzen der Treue gegen den Bruder überschritt, aber er hielt sich zurück und machte sich daraus eine Tugend. Die Wirkung, die sie auf ihn gehabt, war dauernd. In seinem späteren Liebesroman Lucinde hat er, wie Haym gewiß mit Recht vermuthet, das Bild Carolinens vor Augen gehabt in der Schilderung der Freundin, „die einzig war und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf," „sie hatte gewählt und hatte

*) Ebendas. I. Beilagen. S. 346 — 350. [Briefe aus dem August und Sept. 1793 und Januar 1794.]

sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig." Hier ist dieses Bild Carolinens, wie Friedrich Schlegel sie sah. „Sie war heiter und leicht in ihrem Glück", — „überhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber alles war fein, gebildet und weiblich. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rath und That, ernst, bescheiden und freundlich, wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art sie zu erzählen so reizend wie ein schönes Mährchen. Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiederte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man zu sehen, wie sie sich bei dieser oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maß und Reim, um zarte Poesie zu werden, und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth

und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Werth der Menschen beurtheilte*)." Wenn man Carolinens Briefe gelesen hat, so läßt sich nicht zweifeln, daß nur sie das Original dieser Schilderung sein kann; sie ist nicht bloß eine Meisterin, sondern wirklich ein Genie im Briefschreiben, ihre Briefe sind ganz sie selbst, ebenso leicht und anmuthig, und wenn es der Augenblick und Gegenstand giebt, ebenso bedeutend und tief.

Ihr Verhältniß zu dem älteren Schlegel ist nach den mainzer Schicksalen verändert. Sie schuldet ihm jetzt alles und fühlt diese Schuld mit zärtlicher Dankbarkeit, zugleich war sie nie eines männlichen Schutzes und einer neu befestigten Existenz bedürftiger als in diesem Augenblick. Gleich in den ersten Wochen ihrer Verborgenheit schrieb sie an Friedrich Schlegel: „Sie fühlen, welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles, was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten durch mehr als hülfreichen Beistand. Er hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte, ohne daß eine blinde unwiderstehliche Empfindung ihn an mich gefesselt hielt. Sollte es zu viel sein, einen Mann nach seinem Betragen gegen ein Weib beurtheilen zu wollen, so scheint mir doch Wilhelm in dem, was er mir war, alles umfaßt zu haben, was man männlich und zugleich kindlich, vorurtheilslos, edel, liebenswerth heißen kann**)."

Friedrich drängt den Bruder zur Rückkehr, zu entschlossenem und schnellem Handeln, er möge sie nicht durch Unbestimmtheit verderben; verspäten heiße langsam vernichten***). Im Frühjahr

*) Vergl. Haym, die romantische Schule. S. 878. Caroline I. Beil. 2. S. 354.

**) Ebendas. I. S. 132 flgd.

***) Ebendas. I. Beilage 1. S. 351.

1795 kehrt Schlegel von Amsterdam zurück, gleichzeitig geht Caroline, die nach ihrer Verborgenheit über ein Jahr (Febr. 1794 — April 1795) bei ihrer Freundin in Gotha gelebt hatte, zu ihrer Mutter nach Braunschweig. Ueber die Ehe war man einig, aber noch wußte man nicht, wo den neuen Hausstand gründen; Schlegel dachte an Amerika oder Holland, der Bruder rieth Rom oder Jena, zuletzt entschied man sich für Jena, wo sich durch Schillers Einladung ein literarischer Wirkungskreis für Schlegel eröffnete. Wenige Monate nachdem er sich hier niedergelassen, schloß er den Ehebund mit Caroline, zu Braunschweig den 1. Juli 1796.

Sie besaß, wie ihr Mann am besten wußte und selbst gesagt hat, alle Talente, um als Schriftstellerin zu glänzen. Friedrich Schlegel erkannte ihre schriftstellerische Begabung ganz richtig, wenn er in einem seiner Briefe bemerkt: „ich habe immer geglaubt, Ihre Naturform — denn ich glaube, jeder Mensch von Kraft und Geist hat seine eigenthümliche — wäre die Rhapsodie. Bedenken Sie, daß Briefe und Recensionen Formen sind, die Sie ganz in der Gewalt haben *)." Diese Talente zu bewähren, fand sie in der Ehe alle Gelegenheit. Sie war nicht bloß die poetische Rathgeberin ihres Mannes, sondern half ihm bei seinen ästhetischen und kritischen Arbeiten in den Horen, der Literaturzeitung, dem Athenäum. Bei dem Aufsatz über Romeo und Julia, den er für die Horen (1797) schrieb, war die Feder seiner „geschickten Freundin" mitthätig, ebenso bei der Charakteristik Lafontaine's im ersten Stück des Athenäums; in dem folgenden Stück dieser Zeitschrift erschien ein anonymer Aufsatz über die „Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund," es waren Briefe, die Johannes Müller an Bonstetten während der

*) Ebendaselbst. I. S. 206 flgd. (der Brief ist vom Herbst 1797).

Jahre 1775—78 in der Schweiz geschrieben; als er jenen Artikel im Athenäum gelesen hatte, schrieb er seinem Bruder: „ich kenne den Verfasser nicht, aber er ist mein vertrautester Freund, niemals hat jemand so viel Wahres über mich, meine Lage, meinen Charakter in einer Recension gesagt oder herausdechiffrirt aus einer meiner Schriften." Dieser Verfasser war Caroline*). Als Schlegel wetteifernd mit Goethe's Iphigenie seinen Ion gedichtet hatte und dieser Anfang 1802 in Weimar zur Aufführung gekommen war, erschien anonym eine Beurtheilung des Stücks in der Zeitung für die elegante Welt. Diesen Aufsatz hatte Caroline geschrieben gemeinschaftlich mit Schelling**).

*) Ebendaselbst. I. Beil. 6. S. 384 flgd. Vergl. Aus Schellings Leben. II. S. 273.

**) Haym, die romantische Schule. S. 160, 277, 706.

Sechstes Capitel.

Carolinens Verbindung mit Schelling.

I.

Mutter und Tochter.

1. Erste Bekanntschaft.

Ihr Interesse für Schelling war gleich mit der ersten Bekanntschaft entschieden. Er war kaum eine Woche in Jena, als den 12. October 1798 Wallensteins Lager zum erstenmale in Weimar aufgeführt wurde. Caroline war mit ihm und Schlegel zugegen und schreibt einige Tage später ihrem Schwager von der Aufführung des Stücks und daß Schelling an Schlegels Stelle mit ihr zurückgefahren sei. Hier ist in ihren Briefen das erstemal von Schelling die Rede: „er wird sich von nun an einmauern, wie er sagt, aber gewiß nicht aushält. Er ist eher ein Mensch, um Mauern zu durchbrechen. Glauben Sie, Freund, er ist als Mensch interessanter, als Sie zugeben, eine rechte Urnatur, als Mineralie betrachtet ächter Granit." Das Wort erregte Fr. Schlegels eifersüchtigen Spott: „wo wird Schelling der Granit eine Granitin finden? Wenigstens muß sie doch von Basalt sein." „Daß Huber sich mit Kotzebue verträgt, kann nicht ärgerlicher sein, als daß Schelling über Hardenberg urtheilen will. Eine Pique habe ich aber deßhalb nicht gegen den braven Granit,

außer wenn er sich dergleichen Gurke herausnehmen will, wie ihm zuweilen begegnet*)."

Als Fichte nach Berlin gegangen war und dort mit Fr. Schlegel zusammenlebte, wollte man auch die jena'schen Freunde, das schlegel'sche Ehepaar und Schelling, zur Uebersiedlung bewegen, um in Berlin gemeinschaftlich Haus zu halten. „Wir gehören doch alle", schreibt Friedrich an seine Schwägerin, „zu der einen Familie der herrlichen Verbannten." Der Plan kam nicht zu Stande, wenigstens nicht in Berlin; dagegen vereinigten sich die Freunde, Fichte ausgenommen, bald in Jena, und ihr Sammelpunkt war das schlegel'sche Haus. Hier waren Schelling und die Familie Paulus während des Sommers 1799 tägliche Pensionsgäste an Carolinens Tisch, Anfangs September kam Fr. Schlegel von Berlin und im folgenden Monat seine Freundin Dorothea Veit. Aus den Briefen, die Caroline damals an ihre Tochter Auguste nach Dessau schreibt, sieht man, welche Neigungen und Abneigungen in dem kleinen Kreise spielen, wie die Zielscheibe der letzteren namentlich Schiller ist, und auf welche Weise man sich in dieser von persönlichen Affecten übler Art keineswegs freien Antipathie Genüge that. Als ob sie eine lustige und gute That zu berichten hätte, erzählt sie der Tochter, wie Mittags den 20. October 1799 Fr. Schlegel und Dorothea Veit, Wilhelm Schlegel und sie selbst nebst Schelling beisammen saßen und sich an dem eben erschienenen Musenalmanach ergötzten: „aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden**)." Ging doch das von Haß verblendete Urtheil gegen Schil-

*) Caroline. I. S. 218 flgd. S. 228 flgd.

**) Ebendaselbst. I. S. 272.

ler in dem schlegel'schen Kreise so weit, daß man sich sogar den Wallenstein weglachen wollte!

Was die persönlichen Verhältnisse der romantischen Freunde betraf, so fehlte neben den Wahlverwandtschaften auch nicht die Abstoßung, die bald zwischen den Frauen hervortrat, selbst die Brüder für einige Zeit entfremdete und den ersten Mißton in die schlegel'sche Ehe brachte. Um so stärker fühlte sich Caroline zu Schelling hingezogen. Alles, was ihn angeht, erregt ihre Theilnahme; die Ankunft seines Bruders, der in Jena Medicin studiren soll, erscheint in ihren Briefen wie ein Ereigniß. „Schellings Bruder ist seit gestern da, aber noch nicht hier gewesen, denn er ist vom Postwagen gefallen und noch stupide. Er soll größer sein als Schelling und erst sechszehn Jahr." „Ach Gott, wenn Du Deine Hoffnung auf den jungen Schelling setzest, da hast Du es freilich schlimm, da kriegst Du alle Hände voll zu thun, ein rechter Bär und spricht so schwäbisch. Er war bei uns, Du kannst denken, wie er Wilhelm amüsirte. Schelling sagte, unsre Gesellschaft wäre noch viel zu gut für ihn, er wollte ihn erst zu Niethammers schicken, da soll er gehämmert werden, nachher wollt er ihn schlegeln lassen." „Schellings Bruder ist groß und stark und spricht dick und breit schwäbisch. Aehnlichkeit mit dem Bruder, aber doch nichts von dem geistreichen Trotz im Gesicht." Das alles schreibt sie der Tochter*).

2. Der Tod Augustens.

Im Frühjahr 1800 hatte Caroline eine gefährliche Krankheit zu überstehen, und Hufeland rieth zu ihrer völligen Genesung das Bad Bocklet in Franken. Schlegel begleitete Mutter und Tochter die Hälfte des Weges. Schelling ging mit nach Bam-

*) Ebendaselbst. I. S. 272 flgd. S. 275.

berg und machte in der ersten Juniwoche von hier einen Ausflug in seine Heimath. Die Frauen blieben in Bamberg vom 8. Mai bis 12 Juni.

Welches eigenthümliche und schwer zu bestimmende Verhältniß zwischen ihnen und Schelling bestand, zeigen die Briefe, welche damals Mutter und Tochter an ihn schrieben. Die Anrede ist die vertraulichste; Auguste nennt ihn mit einem Spielnamen, Caroline schreibt voll leidenschaftlicher Hingebung, die Tochter kennt die Empfindungen der Mutter. „Ich danke Dir recht sehr," sagt Auguste in einem ihrer Briefe, „für das Mittel, das Du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsiren, es schlägt herrlich an; wenn ich auch noch so viel Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, und ich sage nur: „„wie sehr er Dich liebt"", und sie wird gleich muthig; das erste mal, daß ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir geschwind damit, daß ich sagte: „„mehr als alles"", sie war zufrieden, und ich hoffe, Du wirst es auch sein." Den 9. Juni schreibt Caroline: „wir haben Tag und Nacht so Sorgen gehabt, seit Du weg bist, und ich könnt' ein Lied mit einem doppelten Refrain dichten: „„wenn er doch nur bei uns wäre"" und „„gut daß er nicht bei uns ist."" „Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen, in des Gottes Heiligthum, heißt herrschen auf Erden*)."

Den 12. Juni reisten die Frauen nach Bocklet. Hier erkrankte Auguste an der Ruhr; der Arzt, der sie behandelte, war der Oberchirurg Büchler aus Kissingen, sie starb nach zwölf Tagen (den 12. Juli) trotz der sichersten Hoffnungen, die der Arzt

*) Ebendas. I. S. 288. S. 291 flgd.

noch kurz vor ihrem Tode gegeben. Schelling war in den letzten Tagen zugegen und traute sich medicinisches Urtheil genug zu, um in den verordneten Mitteln einige den Opiaten beigemischte schädliche Bestandtheile zu erkennen, die er durch eigene Recepte entfernte. Jetzt suchte der Arzt zu seiner eigenen Deckung die Ursache des Todes auf diesen Eingriff in seine Behandlung zu schieben, und es verbreiteten sich üble Gerüchte, die später zu den feindseligsten Angriffen gegen Schelling gebraucht wurden. Schlegel, in seiner Art, widmete dem Mädchen ein Todtenopfer in Sonetten, deren eines „Schwanenlied" hieß, ihr letztes Lied war der König von Thule gewesen:

Vom Becher, den die Wellen eingeschlungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu getauschet,
Der alte König sterbend sich berauschet,
Das war das letzte Lied, so sie gesungen.

Schelling, tief erschüttert, erkrankte in Bamberg. Er hatte den Plan gehabt, Jena zu verlassen und nach Wien zu gehen, aber der Krieg mit Frankreich, der schon die Reise nach Würtemberg unsicher gemacht hatte, änderte seinen Entschluß. Kaum genesen, reiste er den 1. October von Bamberg ab und kehrte, von Gries begleitet, nach Jena zurück, wo er noch fünf Semester bleiben sollte. An demselben Tage und in derselben Begleitung hatte er vor zwei Jahren Dresden verlassen, um sein Lehramt in Jena anzutreten. Schlegel und seine Frau gingen nach Braunschweig.

3. Schellings Verhältniß zu Mutter und Tochter.

Auguste Böhmer stand noch auf der Grenze des Kindes und der eben aufblühenden Jungfrau, im Anfange des sechszehnten

Jahres, als sie starb. In dem beständigen Verkehr mit der Mutter, deren abenteuerliche Schicksale sie mit erlebt, deren lebendige Geistesfülle das Gemüth des Kindes zeitig erregt hatte, unter den Umgebungen des schlegel'schen Kreises war sie früh gereift und weit über ihre Jahre hinaus unterrichtet und erfahren, ohne darüber den Reiz kindlicher Einfalt und Heiterkeit einzubüßen.

Friedrich Schlegel, der sie als achtjähriges Kind kennen lernte und gar nicht hübsch fand, wurde bald von ihrem natürlichen Witz, ihrer fähigen und liebenswürdigen Gemüthsart so eingenommen, daß er ein lebhaftes Interesse für sie faßte, griechisch mit ihr trieb und in der besten Laune allerliebste Briefchen an sie schrieb. Ganz ernsthaft frägt er das zwölfjährige Mädchen, ob ihr Urtheil über Lessings Nathan mit dem seinigen übereinstimme, und wiederholt die Frage, da sie nicht gleich beantwortet wird. Er schildert ihr, wie der romantische Kreis, der sich im Herbst 1799 im schlegel'schen Hause zu Jena vereinigt hatte, lebt, und wie die Rollen vertheilt sind: „Wilhelm macht Verse, ich lese welche, die Veit hört welche, und Dein Mütterchen denkt welche; Tieck thut das alles zusammen*)."

Auch Steffens war von ihrer Erscheinung ergriffen und außer sich über ihren Tod. „Ich vermag es nicht zu sagen," schreibt er an Schelling, „was mir, auch mir Augustens Verlust ist, die herrliche, ich begreife ihren Tod nicht. So ganz Leben, so ganz Blüthe, — und nun todt. Ich kann nicht davon sprechen — — o! sie war mir theurer, als man weiß, als ich mir selbst gestehen wollte — und alle meine späteren Verirrungen kamen nur daher, daß ich sie zuweilen vergessen konnte. Wenn ich ruhig arbeitete, wenn ich gesund und munter allem nachdachte, was

*) Ebendaselbst. I. Beil. 3. S. 350—375.

Jena mir war — die Quelle meines höheren Lebens — so stand das **Kind** wie ein heiterer Engel vor mir*)."

Wie aber verhielt es sich mit Schellings Empfindung, mit seiner Beziehung zu Auguste Böhmer? Es heißt, daß sie seine Braut oder so gut als seine Braut war, daß der gemeinschaftliche Schmerz über ihren Verlust ihn der Mutter näher brachte und so nah, daß zuletzt die Mutter an die Stelle der Tochter trat, daß seine Liebe zu jener durch seine Liebe zu dieser bedingt war. Nachdem die Briefe Carolinens veröffentlicht sind, erscheint die Sache ganz anders. Als er die Mutter kennen lernte, war Auguste dreizehn Jahr alt, und es ist weder anzunehmen noch irgend wie bezeichnet, daß seine erste Neigung diesem Kinde galt. Dagegen herrscht zwischen ihm und Carolinen sogleich eine gegenseitige, aus den Naturen beider bewegte und leicht erklärbare Anziehung von steigender Kraft und Wärme; die ältere, welterfahrene, geistig bedeutende Frau bemächtigt sich seiner Empfindungen, ihre Freundschaft thut ihm wohl, ihre hohe Meinung und Einsicht von seinem Geist und Beruf schmeichelt seinem Selbstgefühl, kräftigt und treibt seinen Ehrgeiz, spornt und inspirirt seine Thatkraft. Ihre begeisterte, von ihm gleichsam trunkene Liebe bringt auch in seine Gefühle die Gluth der Erwiederung; sie wollte diesen Mann in ihrem Lebenskreise festhalten, und es war bald ein von beiden empfundener Wunsch, sich anzugehören und fest verbunden zu sein, ohne sich einer Untreue schuldig zu machen. Warum sollte nicht der so viel jüngere Mann, da er ihr Gatte nicht sein konnte, ihr Sohn werden? Etwas in ihrer Zärtlichkeit für ihn war mütterlicher Art, und wenn auch noch andere Empfindungen damit sich mischten, so lag eben in der Mischung

*) Aus Schellings Leben. I. S. 305. (Brief vom 20. Aug. 1800.)

die vielleicht täuschende Unschuld. Der Gedanke, Schelling mit der Tochter zu verheirathen, entsprang gewiß zuerst in der Mutter, die das Spiel der Leidenschaften zu lenken, ihren Wunsch Schelling mitzutheilen, in der Tochter zu wecken und dieser, wie es einem überlegenen mütterlichen Einflusse leicht gelingt, ihre Bewunderung für den Mann einzuflößen wußte. Daß Caroline wirklich Vorstellungen dieser Art in der Tochter genährt haben muß, zeigen deutlich genug die Briefe, die sie ihr im Herbst 1799 nach Dessau schreibt. „Was Du letzt gegen Schelling sagtest, war gar nit hübsch; wenn Du Dich gegen ihn so sträubst, so muß ich glauben, daß Du auf Dein Mütterchen eifersüchtig bist. Er ließ Dir das mit der spröden Mamsell natürlich nicht sagen, das war ich, und was ist denn unverständlich darin? Hast Du nicht zuweilen Manieren, wie ein saurer Apfel? Einen Beweis von Schellings Liebenswürdigkeit muß ich Dir erzählen, er hat mir heimlich schwarze Federn auf meinen Hut kommen lassen, der mir recht wohl steht. Nun denk! Ich war ganz verblüfft*).“

Im Sommer des folgenden Jahres, als Schelling die Frauen in Bamberg verlassen hat, schreiben ihm beide gemeinschaftlich, in der vertrautesten Art, im Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit, die Tochter lebt in den Empfindungen der Mutter, sie kennt das Zauberwort, das sie glücklich macht: „wie sehr er Dich liebt“, sie schreibt an ihn, harmlos wie ein Kind und kundig wie eine Eingeweihte; jetzt dankt sie ihm, daß er ihr jenen mächtigen Talisman für die Mutter gegeben, jetzt nennt sie sich „sein armes Kind“, „leb recht wohl, Du Mull, und vergiß das Uttelchen nicht, das so gern mit Dir spazieren ginge.“ Die Art ihrer Vertraulichkeit, der Ton der Briefe, der ungehemmte Ausdruck der Empfindungen Carolinens, selbst die äußere Weise des Verkehrs, des

*) Caroline. I. S. 270.

Zusammenseins und Zusammenlebens, ist nicht denkbar ohne ein engeres Band, worüber sie im Stillen einverstanden waren, und das damals nur die ernsthaft beabsichtigte Verbindung zwischen Schelling und Auguste Böhmer sein konnte. Warum hätte auch Schelling für die Anmuth dieses aufblühenden Kindes weniger empfänglich sein sollen, als Friedrich Schlegel, als Steffens und andere, die in ihre Nähe kamen? Daß er sie als die Seinige betrachtet hat, läßt sich aus manchen seiner Aeußerungen erkennen; er mußte ihres Besitzes sicher gewesen sein, sonst hätte er in einem seiner Briefe nach dem Tode Carolinens nicht den schmerzlichen Ausruf thun können: „nun erst hatte ich auch Augusten ganz verloren*)." Eine solche Verbindung wäre auch die natürlichste und beste Lösung problematischer Gemüthsverhältnisse gewesen, in die sich Schelling verstrickt sah, er war an dem Faden der Zauberin in das Labyrinth einer Doppelliebe gerathen, aus dem er durch die Hand Augustens befreit wurde. Da kam das dunkle Geschick und ließ die Hand, die er schon ergriffen hatte, plötzlich erstarren!

Er war wie vernichtet. Von der Krankheit genesen, lebte er einen einsamen Winter in Jena unter den schwermüthigsten Stimmungen, die sich in manchen Stunden bis zur Todessehnsucht verdüsterten. Zu der Erschütterung über den Tod, zu dem Schmerz über den Verlust kamen quälende Vorwürfe, daß er nicht sorgfältiger gehandelt, nicht zu rechter Zeit einen andern Arzt gerufen, dem vorhandenen zu sehr getraut habe**). Es kam wohl auch ein Schatten, den das Andenken Augustens warf. Wie sich die Empfindungen zwischen ihm und der Mutter gestaltet hatten, war am Ende doch gegen die Tochter eine Art Schuld und Unwahrheit

---

*) Aus Schellings Leben. II. S. 183.

**) Ebendaselbst. I. S. 393.

entstanden, die jetzt, nachdem jene plötzlich hinweggerafft war, schwer auf seine Seele fiel. Es gab Augenblicke, wo ihm zu Muthe war, als ob er sich an dem Mädchen versündigt, als ob im Grund ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben worden. Und das war nicht die einzige Empfindung, die ihn zu Boden drückte. Auguste war gleichsam das lebendige und reine Band zwischen ihm und Carolinen geworden, jetzt war dieses Band zerrissen, Caroline fern, er sah die Unmöglichkeit sie zu besitzen, die Nothwendigkeit ihr zu entsagen und hatte doch nicht die Kraft in sich, sie zu entbehren. Später nach dem Tode Carolinens wurde ihm zu Muth, als ob er nun erst Auguste ganz verloren; jetzt, als diese gestorben, mochte er ihren Verlust auch als den Carolinens empfinden. Man kann sich vorstellen, wie aus solchen Stimmungen jener traurige und peinliche Gemüthsaufruhr hervorging, in welchem Schelling damals den einsamen Winter in Jena verlebte, doppelt gequält: von Vorwürfen bei dem Andenken Augustens, von schmerzlichster Sehnsucht bei dem Gedanken an Caroline.

Seine Briefe an die letztere waren ohne Zweifel Bekenntnisse dieser Art, erkennbar, obwohl wir sie nicht besitzen, aus den Antworten Carolinens, aus der Art, wie sie ihn tröstet. Sie wußte leichter, als er, den Druck zu heben, den Schmerz zu „poetisiren", den Schatten wegzuleuchten. „Unser Kind weicht mir keinen Augenblick von der Seite," schreibt sie den 13. Februar 1801, „ich kenne kein Vergessen, ob ich äußerlich schon lebe, wie ein anderer. Ja, Du weißt es, liebe Auguste, wie Du bei Tage und bei Nacht vor Deiner armen Mutter stehst, die kaum mehr arm zu nennen ist, denn sie blickt Dich mehr mit Entzücken als mit Jammer an, die Klage über den herben, bittern Tod hat keine Dolche und zerreißende Schmerzen mehr, ich kann lächeln, freundlich mich beschäftigen, aber ich lebe und bewege

mich immer nur in Dir, mein süßes Kind. Ach störe mich nicht in meinem sanften Trauern, lieber Schelling, dadurch, daß ich bitterlich über Dich weinen muß. Das sollte nicht sein. Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr, aber Gott weiß es, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. Ich habe Dich geliebt, es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich*)." Diese dunklen Worte erklären sich aus Schellings erschütterter Gemüthslage, und wir wissen, welcher Natur die Vorwürfe waren, über die sie ihn hinwegzuheben wünschte.

Gleich in einem ihrer ersten Briefe nach der Trennung sucht sie den quälenden Widerstreit seiner Empfindungen, aufgeregt von Gewissensvorwürfen und leidenschaftlicher Sehnsucht, gesteigert bis zum Lebensüberdruß, auszugleichen. „Genug, daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja daß ich ihm drohe, ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wehs Dich auch einmal mit Haß täuschen und mich damit zerreißen, Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt." „Wenn die Wolken des eigenen Jammers mir auch das Haupt eine Weile umhüllen, es befreit sich bald wieder und wird vom reinen Blau des Himmels über mir beschienen, der mein Kind einschließt wie mich. Allgegenwart, das ist die Gottheit — und meinst Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer in dem andern, ohne deßwegen Eins zu sein? Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt Du wohl, dann würde das Streben, sich zu Eins zu machen, ja aufhören**)."

*) Caroline. II. S. 26.

**) Ebendaselbst. II. S. 4. S. 15.

Sie findet auch leicht die Art der Ausgleichung und Lösung, wie bei der unzerstörbaren Seelenverwandtschaft ihr Verhältniß wiederhergestellt und so erneut werden kann, daß selbst die persönliche Wiedervereinigung möglich wird. Der Geliebte sollte der Gatte der Tochter werden; von jetzt an soll er ihr gelten als Sohn, als Bruder ihres Kindes. „Ich scheide nicht von Dir, mein Alles auf Erden," schreibt sie im Februar 1801, „das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehen, stellt alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält. Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich, ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas Andres sein wollten." „Ich habe Dich schrecklich lieb, unbegreiflich lieb, und nun wird es erst ganz an den Tag kommen. Könnte ich Dir nur meinen Sinn einflößen, alle Spannung weghauchen, Dich selbst festhalten in Deiner Anmuth, bei Deiner leichtern Stimmung. Gewiß, wenn Du Dich jetzt nicht mehr trauernd an Unmöglichkeiten wendest, so können wir uns noch ein schönes Leben bilden. Nimm unser wunderbares Bündniß, wie es ist, jammre nicht mehr über das, was es nicht sein konnte*)."

---

*) Ebendaselbst II. S. 29 flgd. S. 42.

Wenn Haym in seinem schon erwähnten Aufsatz (Preuß. Jahrb. Nov. 1871) gegen die Meinung redet, als ob Schellings Liebe zu Caroline aus seiner Liebe zu Auguste erst entstanden sei, so hat er ganz recht. Was er aber über Schellings Seelenstimmung nach dem Tode Augustens sagt, läßt sich weder damit noch mit den brieflichen Zeugnissen, die wir

II.

Auflösung der schlegel'schen Ehe.

1. Carolinens Wiedervereinigung mit Schelling.

Seit Anfang October 1800 bis gegen Ende des Winters lebte das schlegel'sche Ehepaar zusammen in Braunschweig, dann blieb Caroline allein, Schlegel ging den 21. Februar 1801 nach Berlin, um sich dort durch Vorlesungen einen neuen Wirkungskreis zu bereiten und nach Jena nicht mehr zurückzukehren. Wirkliche Seelengemeinschaft hatte zwischen den Gatten nie bestanden,

---

kennen gelernt, vereinigen. Ich meine folgende Worte: „der Tod Augustens hatte die Leidenschaft Schellings für die Mutter im Tiefsten aufgerührt, in der Theilnahme an ihrem Schmerz war seine halb träumende Neigung zu voller Klarheit erwacht, ein grelles Licht war auf den Abgrund der Hoffnungslosigkeit des Verhältnisses gefallen, und wenn früher des Lebens Heiterkeit einen poetischen Schleier um seine Liebe wob, so schien ihm nun auf einmal von dem Grunde dieser Lage die Zukunft schwarz." Warum? Die Dinge lagen wie früher, wenn zwischen Schelling und Auguste Böhmer keinerlei Verhältniß bestand. Der gemeinschaftliche Schmerz über den Verlust konnte beide nur inniger vereinigen, aber ich sehe nicht, weder wie dieser Schmerz Schellings Liebe zu Carolinen bewußter und klarer, noch wie er sie hoffnungsloser machen konnte als sie war. Dagegen wenn zwischen Schelling und der Tochter Carolinens jenes stille Verlöbniß entstanden war, wie wir es aus der Natur der Verhältnisse dargethan, dann und nur dann hatte sich die Lage der Dinge verändert. Der Tod hatte das Band gelöst, welches ihn mit Carolinen fester verknüpfen sollte, zwischen beiden stand der Schatten Augustens, und es mußte Schelling wohl unmöglich scheinen, sein erstes Verhältniß zu Carolinen wiederherzustellen, während er es doch nicht tragen konnte ohne sie zu sein. Das Gefühl dieser zweifachen Unmöglichkeit, durch Vorwürfe verdüstert, ergiebt ohne viel Selbstquälerei jene quälenden Gemüthszustände nach dem Tode Augustens.

die gegenseitige Anhänglichkeit, von ihrer Seite auf Dankbarkeit, von der seinigen auf literarische und schöngeistige Interessen gegründet, ist im Erkalten, das äußere Band des Zusammenlebens fängt schon an sich zu lösen, wenn auch damals an eine Scheidung der Ehe noch von keiner Seite ernstlich gedacht wurde. Das ganze Verhältniß hat einen müden, abgespannten, übersättigten Ausdruck. Wie sie gemeinschaftlich das neue Jahrhundert begrüßen, schildert Caroline dem Freunde in Jena lachend mit einer Vergleichung, die keine fortdauernde Gemeinschaft bedeutet. „Der Schlag zwölf überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe, — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns heruntergehen wollen, also begegneten wir uns, wie die beiden Jahrhunderte, auf der Treppe*)!" Das eine kommt, das andere geht, und die Sterne der beiden Gatten klangen nicht mehr zusammen.

Ihr Blick sucht den entfernten Freund, dem sie die Geister der Schwermuth verscheuchen möchte, sie hat nur Interesse für alles, was ihn interessirt, für seine Schicksale, Gedanken, Empfindungen. In ihm lebt ihr die Zukunft. Jeder seiner Triumphe ist der ihrige, sie feiert jauchzend den Sieg, den er auf dem Katheder in Jena über Friedrich Schlegel davonträgt. Dieser nämlich hatte sich den 18. October 1800 mit einer Probevorlesung „über den Enthusiasmus oder die Schwärmerei" habilitirt (noch bevor er promovirt hatte) und begann seine Vorlesungen in demselben Semester, worin Schelling die seinigen nach einer halbjährigen Abwesenheit wiederaufnahm. Er las über Transscen-

*) Caroline. II. S. 16.

dentalphilosophie und suchte den Wettstreit mit Schelling. Uebermüthig, unüberlegt, in einer argen Selbsttäuschung über sich und die Aufgabe, hatte sich Schlegel in ein Element gewagt, für welches sein Talent und seine Geistesart gar nicht gemacht waren, denn ihm fehlte jedes Organ zu einer geordneten pädagogisch wirksamen Lehrweise; er hielt die Sache für so gering, daß er sie spielend bezwingen könne, und erfuhr bald, wie sehr er sich getäuscht. Die Studenten kamen aus Neugierde und wurden sehr bald seltener, weil sie nichts zu lernen fanden; ihm selbst wurde von Stunde zu Stunde unheimlicher zu Muth, er athmete auf, als er mit Weihnachten eine Ferienoase erreicht hatte, er schleppte das Semester mühselig hin ohne Erfolg und fand im nächsten keine Zuhörer mehr. Die Niederlage selbst war in wenigen Stunden entschieden. Caroline jubelte: „ja, Du bist wieder in die Schlacht gekommen, theurer Achilles, und nun fliehen die Troer. Die Unsterblichen haben Dich wieder geehrt und werden Dir das lange Leben obendrein geben. Das ist die wahre Rache, und ich triumphire ohne alle Schonung. Nichts von Bedauern, sie wäre gar nicht im großen Sinn der Humanität selber. Denn manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich, es würde nur seine beste Eigenthümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Sieges genösse. Dir geziemt sie, Du weißt Dich in diesem Element zu bewegen*)."

---

*) Ebendaselbst. II. S. 10 flgd.

In dem Semester, wo Schlegel Fiasko machte, rüstete sich ein anderer Nebenbuhler und Gegner Schellings zur Habilitation: J. Fr. Fries, der im nächsten Semester (Sommer 1801) auftrat und, obwohl gründlich und gewissenhaft vorbereitet, doch nicht durchdringen konnte. „Jetzt liest auch Fr. Schlegel die Transscendentalphilosophie", schreibt er im Herbst seinem Freunde Reichel, „und hat nicht übel ange-

Sie redet zu ihm mit allen Stimmen begeisternder, weckender, tröstender Theilnahme, jetzt einsichtsvoll und ideal, wie sein Genius, jetzt mit der Gluth ausbrechender Leidenschaft und wieder die Leidenschaft dämpfend zu mütterlicher Zärtlichkeit. Seine Geistesverwandtschaft mit Goethe, seine höhere philosophische Natur in Vergleichung mit Fichte, sind ihr so einleuchtend, daß sie ihn mit dem ganzen Gefühl seiner Kraft durchdringen möchte, mit dem Vertrauen auf den Sieg seines Werks. „Sieh nur Goethen viel und schließe ihm die Schätze Deines Innern auf, fördere die herrlichen Erze ans Licht, die so spröde sind zu Tage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen. Zweifle nur daran nicht! Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend Deinen Brief gab." „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur; da er Dich nicht zum Erben einsetzen kann, macht er Dir eine Schenkung unter Lebenden. Er liebt Dich väterlich, ich liebe Dich müt-

---

fangen, die gesunde Vernunft zu ohrfeigen; gestern war er albern genug zu sagen, der Satz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes wären durchaus nicht von absoluter Gültigkeit, sie sind nur praktisch, gelten nur in einer gewissen Sphäre, die Philosophie besteht in nichts als in einer unendbaren Reihe von Widersprüchen, und das glauben denn eine Menge hiesiger Studenten mit größter Leichtigkeit, als ob sie sich wirklich etwas dabei denken könnten." Und im nächsten Semester an Zezschwitz: „hier haben seit lange die Studenten allein die Frage, was ist Wahrheit, zu entscheiden. Den Winter konnte man in Schlegel's und Schelling's Hörsälen den ausgesprochensten Unsinn von der Welt hören. Schlegel, nämlich Friedrich, machte es aber zu bunt, er sprach ungeheuer viel vom Absoluten und dem Enthusiasmus so verworren und mit so schlechtem Vortrag, daß er jetzt keinen Zuhörer mehr bekam. Schelling allein gilt." Vergl. J. Fr. Fries, dargestellt von E. L. Th. Henke (1867). S. 74 flgd.

terlich — was hast Du für wunderbare Eltern! Kränke uns nicht." „Ich sehe es klar, wie sich Deine Nachzeichnung der dichtenden Natur von selbst zu einem herrlichen Gedicht ordnen wird. Du entsinnst Dich des kleinen Gedichts von Goethe, wo Amor die Landschaft malt, er malt sie nicht, er zieht nur den Schleier von dem was ist*)." Sie schildert ihm beredt, tiefsinnig und versöhnlich, sein Verhältniß zu Fichte, den Gegensatz ihrer Naturen und Denkweisen: „so wie ich die Sache einsehe, würde ich vermuthen, daß er Dich mit der Naturphilosophie wie in ein Nebenfach zurückweisen und das Wissen des Wissens für sich allein behalten möchte." „Mir ist es immer so vorgekommen, bei aller seiner unvergleichlichen Denkkraft, seiner fest ineinander gefugten Schlußweise, Klarheit, Genauigkeit, unmittelbaren Anschauung des Ichs und Begeisterung des Entdeckers, daß er doch begrenzt wäre, nur dachte ich, es käme daher, daß ihm die göttliche Eingebung abgehe, und wenn Du einen Kreis durchbrochen hast, aus dem er noch nicht heraus konnte, so würde ich glauben, Du habest das doch nicht sowohl als Philosoph, als vielmehr insofern Du Poesie hast und er keine. Sie leitete Dich unmittelbar auf den Standpunct der Production, wie ihn die Schärfe seiner Wahrnehmung zum Bewußtsein. Er hat das Licht in seiner hellsten Helle, aber Du auch die Wärme, und jenes kann nur beleuchten, diese aber producirt. Und ist das nun nicht artig von mir gesehen? Recht wie durch ein Schlüsselloch eine unermeßliche Landschaft**)."

Ihr ganzes Trachten geht nach Wiedervereinigung mit dem

*) Caroline. II. S. 3 und 5. (Die Briefe sind gleich nach der Trennung geschrieben, in der ersten Hälfte des October 1800.

**) Ebendaselbst. II. S. 24. (Januar 1801). S. 40 flgd. (1. März 1801.)

Freunde, in ihrer Phantasie ist alles geordnet, ihr Verhältniß zu Schelling soll mütterlich und dadurch unantastbar sein, ihr Verhältniß zu Schlegel ungeschieden und freundschaftlich bleiben. In diesem Sinn schreibt sie dem letzteren nach Berlin: „was ich Dir zu sagen habe, ist jetzt bloß das: ich kann niemals Schelling als Freund verleugnen, aber auch in keinem Fall eine Grenze überschreiten, über die wir einverstanden sind. Das ist das erste einzige Gelübde meines Lebens und ich werde es halten. Denn ich habe ihn angenommen in meiner Seele als den Bruder meines Kindes. Dadurch daß ein verrätherisches Geheimniß zwischen uns wegfällt, gewinnt alles eine andere Gestalt, zuerst für uns selbst, und diese Sicherheit geht in die Umgebung über. Ich glaube daher nach Jena gehen zu können." Und in demselben Briefe richtet sie die sanfte Bitte an Schlegel: „mein bester lieber Freund, ich will Dich nicht gern stören, aber Du mußt es nicht scheuen, mir auch einmal aus dem Gemüth zu schreiben, — denn nicht wahr, es giebt doch ein Gemüth, ob Du schon die thörichte Leidenschaft verspottest*)?"

Den 23. April 1801 ist sie nach Jena zurückgekehrt. Ihre freundlichen Beziehungen zu Fr. Schlegel, schon verstimmt durch den gegenseitigen Widerwillen der Frauen, scheitern völlig an ihrem Verhältniß zu Schelling und verwandeln sich bald in bittre Feindschaft. Sie theilt alle Interessen mit Schelling und geht ganz ein in sein inneres Leben. Nicht bloß die Gedichte ihres Mannes, besonders die Kotzebue-Satyre, die Schelling nicht genug hören kann und selbst als Bravourstück vorliest, werden gemeinschaftlich gelesen, sondern auch die Zeitschrift für speculative Physik. „Er liest dieses Heft Zeile für Zeile mit mir, und es fängt an ganz anders hell in mir zu werden. Es ist eine wahre

*) Ebendas. II. S. 45 flgd.

Wonne um das verstehen Lernen und das Erleuchten einer dunklen Vorstellung und endlich die Ruhe dieser Vorstellung selbst. Da das Höchste nicht zu hoch ist für diejenige kleine Person, welche Dir schreibt, so kann ich diese strenge Folge, da sie mir so lebendig erklärt wird, und das von allem Subjectiven gleichsam entbundene Bild der Welt auch besser fassen als den sonnenklaren. Und wie stille macht sie das Gemüth. Ja ich glaube wohl an den Himmel in Spinoza's Seele, dessen Eins und Alles gewiß das alte Urgefühl ist, das sich nun auch in Schelling wieder zum Lichte drängt*)." Der „sonnenklare" ist Fichte's „sonnenklarer Bericht über das Wesen der neuesten Philosophie", der eben damals erschien mit dem charakteristischen Zusatz auf dem Titel: „ein Versuch, den Leser zum Verstehen zu zwingen." Dieses Wort, ganz Fichte in seiner Art, wird von Schelling und seiner Freundin sehr witzig und treffend persiflirt. „Wir haben für den sonnenklaren ein Motto ausgefunden:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an Deiner Dummheit nicht!

Das Fundament des Einfalls ist von Schelling, die letzte Zeile von mir. Schelling hat es Goethen mitgetheilt, der, sehr darüber ergötzt, sich gleich den sonnenklaren geben ließ, um sich auch ein paar Stunden von Fichten maltraitiren zu lassen, wie er sich ausgedrückt hat." „Ich bitte Dich," schreibt sie kurz vorher über dasselbe Buch und seinen Titel, „was ist es doch, was Fichten treibt, seine Lehre den Leuten wie einen Wollsack vor die Füße zu schmeißen und wieder aufzufangen und nochmals hinzu-

*) Ebendaselbst. II. S. 98.

werfen? Es gehört unsägliche Geduld dazu, und am Ende zum Kuckuck, wenn sie es nicht verstehen, was liegt daran und wer kann sie im Ernste zwingen wollen! Ich habe mich sehr darüber lustig gemacht. Schelling hat nur so hineingesehen. Aber ich habe es gelesen. Es ist ein komischer Hang *)."

Dieß alles schreibt sie dem Gatten nach Berlin, sie berichtet über allerlei häusliche, poetische, literarische Neuigkeiten, über Marie Stuart und die Jungfrau, über Fichte's Brief an Reinhold, die Aufführung des Jon u. s. f. Die Briefe gehen unausgesetzt, der Ton, in dem sie schreibt, ist der ungeheuchelter herzlicher Freundschaft. „Lebe wohl, mein bester, lieber, guter, schöner Wilhelm," heißt es in einem Briefe aus den ersten Tagen nach ihrer Rückkehr, sie bittet ihn wiederholt nach Jena zu kommen, nennt ihn ihren „allerholdesten Freund" und äußert ein „reines Verlangen nach seiner Gegenwart**)." Es ist die Zeit, wo sie, wie ein weiblicher Gleichen, in zwei Verbindungen lebt: in einer Seelengemeinschaft mit Schelling, die nächster Gegenwart bedarf, in einer Ehe par distance, die als sanft gepflegte Freundschaft fortgeführt wird, mit Schlegel.

3. Scheidung und dritte Ehe.

Dieser konnte oder wollte nicht kommen. Endlich ging zu einer verabredeten Zusammenkunft Caroline nach Berlin (April 1802), Schelling reiste nach, und bei diesem Wiedersehen kam es zwischen den Gatten zunächst über Geldverhältnisse zu peinlichen Erörterungen, die brieflich geführt wurden. Auch muß während des Aufenthaltes in Berlin etwas vorgefallen sein, was Schlegel berechtigen konnte zu erklären, er könne sich, wenn er

*) Ebendaselbst. II. S. 97. S. 104.
**) Ebendaselbst. II. S. 76. S. 107.

wollte, von seinen Verpflichtungen gegen die Frau für losgesprochen halten *). Hier endet der freundschaftliche Verkehr innerhalb der Ehe. Beide kommen in dem Wunsch überein, das Band, das sie nur noch dem Namen nach verknüpft, gesetzlich zu lösen. Der Entschluß reift im Sommer 1802. Gemeinschaftlich richten sie an den Herzog die Bitte um Scheidung (Herbst 1802): beide aus denselben Gründen divergirender Lebenszwecke, getrennter Haushaltung, kinderloser Ehe, freundschaftlich gefaßter Uebereinkunft **).

In einem vertraulichen Bekenntniß, gerichtet an Julie Gotter, die Tochter ihrer Freundin, erklärt sich Caroline offen über ihren Schritt. Sie habe Schlegel nie geliebt, er sei ihr Freund gewesen und habe sich als solcher redlich, oft edel bewiesen, er hätte immer nur ihr Freund bleiben sollen; ihre Mutter habe die Heirath gewünscht, jetzt habe sie ihr Herz ganz von dieser Verbindung abgewendet und, obwohl sie zunächst nicht an Scheidung gedacht habe, sich dazu entschlossen. Sie könne sich nicht anklagen, aber finde selbst ihr Beispiel warnend. „Das Schicksal hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann, sich durch kühne willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschicks bitten muß." „Insoweit Du Schlegel kennst — glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umständen hätte dieses bei einmal getroffener Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach stattfanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns beste-

*) Ebendaselbst. II. S. 217.
**) Ebendaselbst. II. S. 228—30.

hende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten und wenigstens nicht dazu beitrugen, meine Neigung zu fesseln*)." Als die Heirath mit Schlegel im Werke war, bald nach jener schlimmsten Episode im Leben Carolinens, warnte sie Therese Forster: „gieb Dich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung. Kannst Du aber die Männer entbehren, so ist es gut für Dich, bis Du wieder eine Bahn gefunden hast. Schlegel konnte Dich retten, aber doch nicht führen kann er Dich**)?"

Während die Scheidungssache betrieben wird, führt Schelling für Carolinen den Briefwechsel mit Schlegel; neben ästhetischen und literarischen Angelegenheiten werden auch die zur Scheidung nöthigen Geschäfte besprochen, oft wie beiläufig, alles im freundschaftlichsten Ton. „Was mich betrifft", schreibt Schelling naiv, „so dürfen Sie nur wollen, um sich von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und meiner Anhänglichkeit an Sie zu überzeugen. Seien Sie nur immer offen gegen mich und sehen Sie ein, daß alles, was auf Carolinen Beziehung hat, dieselbe auch für mich hat, indem ich keinen Gedanken in mir habe, in dem ich mich als getrennt von ihr denken könnte. Dann sehe ich nirgends eine Veranlassung unserer Entzweiung***)." Freilich konnte er so nicht schreiben, wenn Schlegel den Verlust seiner Frau als ein Unglück empfunden hätte.

Carolinens vertrautes Zusammenleben mit Schelling, nachdem sie bloß um seinetwillen ohne den Gatten nach Jena zurückgekehrt war, verlor den Schein der Unschuld und gab der Welt,

*) Ebendaselbst. II. S. 236 flgd. (18. Febr. 1803.)

**) Ebendaselbst. I. S. 141.

***) Aus Schellings Leben. I. S. 405.

die sich in das mütterliche Verhältniß nicht finden konnte, öffentlichen Anstoß. Man redete darüber ungefähr so, wie Anselm Feuerbach im Januar 1802 seinem Vater schreibt, der eine Auskunft über Schlegel gewünscht hatte: „sein häusliches Verhältniß ist sonderbar und auch nicht sonderbar, je nachdem man die Beziehung nimmt. Seine Frau, eine sehr gebildete und gelehrte Dame, lebt hier, er selbst ist gewöhnlich in Berlin und hält gegenwärtig den dortigen Herrn und Damen ästhetische Vorlesungen. Zuweilen macht er seiner „„Frau"" die Visite. Unter „„Frau"" ist aber hier nichts weiter zu verstehen, als eine weibliche Person, deren Hand ein Geistlicher in Schlegels Hand gelegt hat, und die dessen Namen führt. Die wirklichen Eherechte besitzt und übt aus Professor Schelling der Idealist, wie allgemein bekannt ist*)."

Caroline hatte den Kreis der Selbsttäuschungen durchlaufen; sie meinte die Liebe zu Schelling und die Ehe mit Schlegel gut vereinigen zu können, sie wollte jene mütterlich, diese freundschaftlich halten und träumte sich wirklich einige Zeit hindurch sicher in dieser Doppelempfindung. Je freundschaftlicher sie an Schlegel schreiben konnte mit warmer, in der That ungeheuchelter Theilnahme, um so unschuldiger nahm sie selbst ihr Verhältniß zu Schelling, und je intimer dieses Verhältniß sich gestaltete, um so lebhafter suchte sie in den freundschaftlichen Gefühlen für Schlegel das ausgleichende Gegengewicht. Die innere Unwahrheit, die in der Sache lag, machte den Zustand unerträglich. Jetzt ergriff sie die Scheidung wie ein zugleich unseliges und befreiendes Schicksal. Ihre erste Stimmung war, sich nie wieder zu verhei-

*) Anselm Ritter v. Feuerbach's Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen u. s. f. veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Bd. I. S. 69 flgd.

rathen. Sie gehört zu jenen „problematischen Naturen," wie Goethe sie nannte, in denen Natur, darum auch Leidenschaft und Schicksal mächtiger sind als der Wille mit seinen Absichten und Vorsätzen, die deßhalb beim besten Willen nicht bestimmen können, wie sie morgen empfinden werden. Solche Naturen haben kein Lebensprogramm oder machen es nur, um es zu ändern; ihre Lebensfahrt gleicht einer Phantasiereise, die auch kein Programm duldet. Wer will bei solcher Gemüthsart vorhersagen, wo es ihm in der unbekannten Welt, in die er geht, am besten gefallen wird? Und so begreift sich auch, wie in allen ihren Lebenswandlungen und trotz aller ungewollten Schicksale diese problematischen Charaktere dennoch das Gefühl haben, sich selbst treu geblieben zu sein.

Die Scheidung wurde ausgesprochen und den 17. Mai 1803 vom Herzog beurkundet. Mit diesem Termine endet Schellings Aufenthalt in Jena. Wenige Tage nachher geht er mit Carolinen zu seinen Eltern nach Murrhardt, wo damals sein Vater Prälat war. Den 11. Juli schreibt er aus Cannstadt an Hegel: „Deiner Freundschaft wird es nicht gleichgültig sein zu erfahren, daß ich seit kurzem mit meiner Freundin verheirathet bin." Die Trauung, von der Hand des Vaters vollzogen, hatte den 26. Juni stattgefunden. Die Neuvermählten wollten nach Italien reisen und den Winter in Rom zubringen. Der Krieg trat auch diesem Plan entgegen, und statt nach Rom ging Schelling nach Würzburg.

Siebentes Capitel.

Conflicte in Jena. Deren Verlauf und Charakter.

I.

Die Kämpfe mit der Literaturzeitung.

1. A. W. Schlegels „Abschied."

In den eben erzählten persönlichen Verhältnissen Schellings lag nicht der einzige Grund, der ihm den Weggang von Jena wünschenswerth und zuletzt nothwendig erscheinen ließ. Es kam dazu, daß er sich in seiner amtlichen Stellung nicht gefördert und, was noch schlimmer war, mit einigen seiner Amtsgenossen seit Jahren in Händel von zunehmender Widerwärtigkeit verwickelt sah. Schon seine Urlaubsreise im Frühjahr 1800 hatte er in der Absicht angetreten, Jena ganz zu verlassen.

Sehr bald nämlich hatte zwischen ihm und der jena'schen Literaturzeitung ein Streit begonnen, der von Mißhelligkeiten zu gehässigen Anfeindungen führte und am Ende in Injurienprocesse und Pamphlete auslief. Es fehlte dem Streite nicht an allgemeinen Beweggründen, aber mit jedem Schritte drängte sich der Charakter persönlicher Erbitterung mehr in den Vordergrund, und es kam zuletzt so weit, daß Schellings erboste und in ihren Ausdrücken allerdings maßlose und übermüthige Polemik von Seiten der Zeitung mit tückischem Gift erwiedert wurde. Die

Herausgeber waren bekanntlich der Philologe J. Schütz und der Jurist Hufeland, Freunde beide der kantischen Philosophie, zu deren Verbreitung und öffentlichem Ansehen die Literaturzeitung in den ersten Jahren viel beitrug. Dieses unbestreitbare Verdienst wurde von Schütz so hoch angeschlagen, daß er fast die Hauptsache darüber vergaß, denn er war allen Ernstes überzeugt, daß seine Zeitschrift die kantische Philosophie für die Welt gerettet habe; hätte ihr jene in den Jahren 1786 und 87 nicht so eifrig das Wort geredet, so wäre die Kritik der reinen Vernunft Maculatur geworden, Hartknoch selbst habe es ihm gesagt*). Er urtheilte über Kant nicht wie ein Philosoph, sondern wie ein Verleger. Reinhold, mit den Herausgebern persönlich befreundet, hatte die Zeitschrift auf seiner Seite, selbst noch der fichte'schen Philosophie wurde, bevor der Atheismusstreit ausbrach, ein gewisser Spielraum gestattet. Schiller gehörte unter ihre Mitarbeiter und veröffentlichte hier seine Aufsätze über Klopstock und Bürger; er gewann A. W. Schlegel für die Zeitung, der drei Jahre hindurch in allen Angelegenheiten der schönen Literatur ihr eigentlicher und bedeutender Stimmführer war.

Allmälig schieden sich die Interessen. Die Literaturzeitung fühlte sich in der großen Verbreitung, die sie gefunden, behaglich und sicher, sie wollte den Beifall des Publicums nicht verlieren und scheute darum alles, was in ihrer Lesewelt Mißfallen erregte, jedes Bündniß namentlich mit anstößigen Tendenzen, wodurch ihre Abonnentenzahl Abbruch leiden konnte, und so gerieth sie aus Neigung und Politik in einen Schlendrian, den sie in selbstgefälliger Verblendung für den höhern Standpunct ansah. Die gefährlichen Neuerungen kamen durch Fichte und die Romantiker; jener gründete mit Niethammer das philosophische Journal, die

*) Allgemeine jena'sche Literaturzeitung. 1800. S. 474.

beiden Schlegel sammelten ihre mit der Wissenschaftslehre verbündeten Streitkräfte im Athenäum. Nikolai, der das Wasser der Aufklärung seicht und bequem im Teich hatte und gegen die wilden Gewässer der Literatur, die seit Goethe hereingebrochen waren, immer tapfer die große Spritze aus seinem Teich füllte, war auch jetzt gleich bei der Hand und schrieb gegen das Athenäum eine elende Satyre in seiner bekannten Art: „Briefe Adelheids an Julie." Die Literaturzeitung wollte erst den Klügsten spielen, dem Streite zusehen und das Ende abwarten, was freilich jedem erlaubt ist, nur keiner Literaturzeitung, indessen blieb sie nicht so klug zu schweigen, sondern rüstete ihre Neutralität, die selbst stumpf war, mit der stumpfesten Waffe: sie lobte jene Briefe Nikolai's. Auf diesen Anlaß erklärte Schlegel öffentlich seinen „Abschied von der allgemeinen Literaturzeitung"; die Erklärung, welche den Geist der Zeitschrift wegwerfend behandelte, erschien mit „Erläuterungen" der Herausgeber den 13. December 1799 *).

2. Schellings „Bitte" und Angriff.

Gleichzeitig und im Einverständniß mit Schlegel beginnt Schelling den Kampf mit der Literaturzeitung, die unmittelbar nach einander (den 3. und 4. October 1799) zwei Recensionen seiner „Ideen" gebracht hatte, die erste, wie es hieß, von einem Mathematiker und Physiker, die zweite von einem Philosophen; man meinte, dem naturphilosophischen Buch am besten dadurch gerecht zu werden, daß man es zweimal einseitig beurtheilen ließ **). Die Recensionen selbst waren matt, trockene charakterlose Auszüge der Schrift mit einigen eingestreuten stumpfen Gegenbemerkungen;

*) Intelligenzblatt der A. L. Z. 1799. Nr. 145. Vgl. Haym, die romantische Schule. S. 797 flgd.

**) Allg. Litztg. 1799. Nr. 316 u. 317.

sie hatten nichts von einer wirksamen und entschlossenen Polemik und konnten ohne weiteres unbeachtet bleiben.

Indessen für Schelling kam der Anlaß gelegen. Er richtet sogleich (6. Oct.) eine „Bitte an die Herausgeber", worin er die Recensenten mit der größten Geringschätzung ansieht und erklärt, daß seine Schrift weder von einem bloßen Physiker noch von einem bloßen Philosophen, sondern nur von einem Manne, der beides in gleicher Energie sei, richtig beurtheilt werden könne: er wünsche darum eine dritte Recension, die zu jener „Antithese" gleichsam die „Synthese" bilden solle und erbietet sich selbst sie zu schreiben. Die Antwort war, daß Selbstrecensionen nicht erlaubt seien, doch möge Schelling einige Männer der ihm wünschenswerthen Art vorschlagen und den Herausgebern die Wahl überlassen. Ueber diesen Punkt scheinen sich die Parteien mündlich zu einigen. Schelling nennt Steffens, Schütz geht auf den Vorschlag ein und läßt jenen, der die Recension sehr gern schreiben möchte, durch Schelling selbst dazu auffordern. Zugleich unterhandelt Schlegel mit dem andern Herausgeber in derselben Absicht und mit demselben Erfolge. Hufeland aber nimmt Steffens erst auf die Probe und legt ihm gesprächsweise die Frage vor, er sei doch überzeugt, daß man in der Naturphilosophie nicht über die kantische Kritik der Urtheilskraft hinausgehen könne? Und da Steffens, der wohl sah, wo die Frage hinauswollte, verneinend antwortet, so läßt Hufeland das Gespräch fallen, und von der Recension ist nicht weiter die Rede. Diesen Ausgang der Sache erfährt Schlegel von Steffens, Schelling von Schlegel, beide sehen sich durch die Herausgeber der Literaturzeitung getäuscht, der eine durch Schütz, der andere durch Hufeland, und dadurch erbittert eröffnen sie nun vor dem Publicum den Streit mit der Zeitschrift. Schlegel schreibt seinen Absagebrief, Schel-

ling verlangt den Abdruck seiner „Bitte", die mit der Antwort der Redactoren den 2. November 1799 erscheint*).

Auch die Verhandlung mit Steffens kam im weiteren Verlauf des Streites öffentlich zur Sprache. Der wirkliche und kleinliche Grund, warum die Herausgeber seine Recension hatten vermeiden wollen, lag in ihrer Ungunst gegen Schelling, für dessen Parteigänger sie Steffens ansahen; sie hätten ehrlicherweise das offen erklären sollen, aber sie versteckten sich hinter die elendeste Ausflucht: da Steffens Vorlesungen in Jena gehört, so sei er als Student zu betrachten, und sie seien durch die Statuten der Zeitschrift gehindert, Beiträge von Studenten aufzunehmen. Als ob jeder, der Vorlesungen hört, Student sein müsse! Steffens war Privatdocent in Kiel, selbst Schriftsteller, als solcher sogar in der Literaturzeitung schon beurtheilt, und in Jena nicht einmal immatriculirt. Da in dieser Sache Hufeland das Wort geführt hatte, so gab Steffens, gereizt und beleidigt, eine öffentliche Erklärung, die jener zwar erwiederte, aber in der Hauptsache nicht entkräften konnte. Das waren die Reizungen, deren wir oben gedachten**).

Hieraus entzündete sich die erbitterte Fehde. Es sollte ein vernichtender Schlag gegen die Literaturzeitung geführt werden; zu diesem gemeinsamen Angriff vereinigten sich Schlegel und Schelling. Steffens' Recension, von den Herausgebern der A. L. Z. erst zugelassen, dann aus Scheingründen nichtiger Art zurück-

*) Intelligenzblatt der A. L. Z. 1799. Nr. 142.

**) Steffens' Erklärung vom 2. Juli 1800 erscheint mit Hufelands Antwort den 19. Juli. Intelligenzblatt der A. L. Z. 1800. Nr. 104. Vgl. Steffens. Was ich erlebte. Bd. IV. S. 148—150. S. 251 flgd. Aus Schellings Leben. I. S. 302. S. 306—310. Vgl. oben Cap. IV. S. 69 flgd.

gewiesen, erscheint an der Spitze der Zeitschrift für speculative Physik; unmittelbar nach ihr folgt, von Schelling unterzeichnet, ein „Anhang zu dem vorherstehenden Aufsatz, betreffend zwei naturphilosophische Recensionen und die jena'sche Literaturzeitung." Dies war der Angriff. Er beginnt mit der Entstehung des Conflicts, mit dem Handel wegen der Recension und verbreitet sich von hier aus über den Charakter der Zeitschrift. Aus jenem Handel erkenne man „die Winkelzüge kleinlicher Menschen"; die Nullität der Literaturzeitung sei allen Einsichtsvollen bekannt, sie sei des Schicksals immer schlechter zu werden vollkommen würdig. Die Naturphilosophie sei ihres Sieges, ihrer umgestaltenden Wirkung auf die ganze geistige Welt, der Palingenesie aller Wissenschaften, welche durch sie erfolgen werde, völlig gewiß; die allgemeine Literaturzeitung könne in ihrer Ohnmacht diesem Zuge einer neuen Zeit nicht folgen, sie setze demselben einen furchtsamen und dreisten Widerstand entgegen und mache sich zum Stimmführer aller regressiven Tendenzen. Ihr Geisteszustand sei aus dem Abschiede Schlegels erkennbar, der angebliche Grundsatz ihrer Herausgeber sei ebenso erbärmlich als falsch, die Ausführung desselben nicht bloß schlecht, sondern auch untreu; man wolle bei dem Streit der Parteien den unparteiischen Dritten spielen, als ob diese Zeitung ein richterliches Tribunal ohne Appellation, ein geistiger Schöppenstuhl wäre, der den Fall entscheide nicht aus Gründen, sondern aus Autorität: diese Unparteilichkeit sei der falsche und anmaßende Grundsatz, den man vorgebe, aber nicht einmal befolge. Denn in der That handle man in der schlechtesten Weise parteiisch. Man habe für die kantische Philosophie so Partei genommen, daß man sich zum lebenden Gypsabdruck des kantischen Buchstabens, Kant selbst zum dogmatischen Schulgötzen gemacht und dadurch einen nachbetenden Schulgeist, eine

philosophische Lethargie erzeugt habe; andrerseits habe man Partei genommen gegen das brown'sche System, gegen die Schlegel, gegen die Naturphilosophie; man habe Männer, wie Baader, Eschenmayer, Ritter ignorirt, dagegen halte man es mit Nikolai, den man doch aus ehrlichem Kantianismus hätte bekämpfen müssen, aber man fürchte selbst den Abschaum der Literatur, wenn er sich nur bewegt. Es sei endlich Zeit, daß die Langmuth aufhöre, welche die deutsche Lesewelt der unglaublichen Untauglichkeit, der unendlichen Abgeschmacktheit dieser Zeitschrift, den schlechten Grundsätzen ihrer Pfleger und Besorger bisher bewiesen. Alle bessern Schriftsteller müßten gemeinschaftliche Sache machen gegen diesen faulen Fleck der Literatur, diese Herberge aller niedrigen Tendenzen und Leidenschaften der literarischen Welt.

In den Fluß dieser Philippica mischte sich auch ein persönlicher Ausfall gegen Schütz. Unter den Sünden der Literaturzeitung wurde erwähnt, daß einem ihrer schülerhaften Recensenten gestattet worden sei, in der Beurtheilung anderer philosophischer Schriften Seitenblicke auf Fichte zu werfen, was gegen die Statuten der Zeitschrift verstoße: „doch wer kann sich darüber wundern, da Herr Schütz selbst in seinen Vorlesungen, wie hier allgemein bekannt ist, nicht nur durch Ausfälle gegen die neuste Philosophie, sondern durch persönliche Spöttereien über Fichte sich für das drückende Gefühl zu erholen gesucht hat, das ihm die Nähe eines so überlegenen Geistes oft verursacht haben mochte. Ich überwinde mich, dieses niederzuschreiben. Es ist ein Unglück vieler Universitäten, daß durch das literarische Invalidwerden sonst wohl angesehener Lehrer zu jeder Zeit sich eine Grundsuppe von Gemeinheit sammelt, welche anzurühren ein unangenehmes Geschäft ist*)."

*) Zeitschrift für speculative Physik. 1800. I. Bd. I. Heft. Nr. II.

Der Wiederhall aus der Literaturzeitung ließ nicht auf sich warten und kam, sprichwörtlich zu reden, wie die Stimme aus dem Walde, in den man hineinschreit. Schütz führte und unterschrieb im Namen der Herausgeber die „Vertheidigung gegen Hr. Prof. Schellings sehr unlautere Erläuterungen über die allgemeine Literaturzeitung", womit zwei Nummern des Intelligenzblattes gefüllt wurden. Hier ließ er alle in den oben erwähnten Angelegenheiten zwischen ihm und Schelling, zwischen ihm und Schlegel gewechselten Briefe abdrucken. Auf Grund der ihn persönlich betreffenden Stelle richtete er eine Injurienklage gegen Schelling, und da er in seiner Vertheidigung auch diesen verunglimpft, der Lüge, Verläumdung, Schamlosigkeit u. s. f. geziehen hatte, so erhob Schelling ebenfalls eine Injurienklage gegen ihn. Das Resultat war, daß beide zu Geldstrafen verurtheilt wurden *).

Unterdessen war Schelling nach Bamberg gereist, noch bevor Schütz seine Replik zu Ende geführt. Eine Zeitlang ruhte die Fehde, dann kam ein Anlaß, der sie von neuem und auf die schlimmste Art weckte.

3. Die bamberger Thesen.

Unter dem Einfluß von Röschlaub und Marcus hatte sich in Bamberg die Naturphilosophie der jungen Mediciner bemächtigt und, unentwickelt wie sie war, die unreifen Köpfe vielfach verwirrt. Die naturphilosophische Phrase war hier zu einer lächerlichen und anmaßenden Mode geworden, die man besonders bei

Ein Separatabdruck dieser Polemik erschien bei Gabler in Leipzig. Dorothea Veit will wissen, daß A. W. Schlegel den Aufsatz nicht bloß mitverfaßt, sondern den größten Theil desselben geschrieben habe.

*) Intelligenzblatt der A. L. Z. 1800. Nr. 57 u. 62. (30. April und 10. Mai.) Vgl. Aus Schellings Leben. I. S. 299 flgd.

Promotionen gern in den öffentlichen Streitsätzen zur Schau trug: z. B. „der Organismus steht unter dem Schema der krummen Linie", „das Blut ist ein fluctuirender Magnet", „die Empfängniß ist der große elektrische Schlag" u. s. f. Dabei erlaubte sich der unreife Uebermuth gegen anerkannte Männer der medicinischen Wissenschaft eine wegwerfende Sprache: in der einen These hieß es von Hufeland, daß die antagonistische Heilmethode nur in seinen selbstgenügsamen Träumereien Realität habe; in einer andern wurde von Reil gesagt, er sei in Plattheiten festgerannt. Es war in der Ordnung, dieses Unwesen öffentlich und ernsthaft zu rügen; auch durfte man darin eine Entartung der Naturphilosophie sehen, woran die letztere keineswegs ganz unschuldig war.

Eine so günstige Gelegenheit Schelling anzugreifen ließ man in Jena nicht ungenützt vorüber. Die Literaturzeitung brachte im April 1802 einen Aufsatz über bamberger medicinische Thesen, gesammelt aus vier verschiedenen Promotionen, damit alle Welt sich überzeuge, „welcher sittliche und wissenschaftliche Unfug auf dem Katheder der bamberger medicinischen Facultät getrieben werde", und welche Früchte „die Schelling-Röschlaub'sche Naturphilosophie" hervorbringe. Von zwei Doctoranden wurde hämisch gesagt: „sie zeigen sich als Anhänger der Erregungstheorie und der schelling'schen Naturphilosophie, aber doch als verständige und gesittete Menschen." Der Verfasser des Aufsatzes sollte nach Schütz ein norddeutscher Arzt, nach Schelling ein bamberger Sprachmeister sein; beides war gleich möglich, denn es gehörten gar keine Kenntnisse dazu, um eine solche Recension zu schreiben *).

Jetzt bestieg Schelling zum drittenmale sein Streitroß und rannte gegen einen Feind los, von dem er doch recht gut wußte, daß es weder ein Riese noch ein Castell, sondern eine alte

*) Allg. Litztg. 1802. Nr. 101.

Klappermühle oder eine „schlechte Herberge" war. Als Erwiederung erschien unter den Miscellen seiner „neuen Zeitschrift für speculative Physik" eine neue Charakteristik der jena'schen Literaturzeitung: „Benehmen des Obscurantismus gegen die Naturphilosophie." Hier wurde die frühere Polemik noch überboten und in der ungezügelten Grobheit das Aeußerste geleistet, er überstieg jedes Maß sowohl in der Selbstschätzung als in der Wegwerfung der Gegner und gerieth in die üble Art, die auch die Rolle der Polemik verdirbt: „er übertyrannte den Tyrannen." Man hätte ihm das Wort Hamlets rathen sollen: „ich bitte euch, vermeidet das!"

Von der Naturphilosophie heißt es, sie sei ein völlig neuer Weg, eine ganz andere Erkenntnißart, von deren Anschauung die Leute der Literaturzeitung nicht die mindeste Ahnung haben. „Hat doch auch der, welcher den Hanf pflanzt, und der Handwerker, welcher die Leinwand daraus bereitet, keine Kenntniß davon, daß sie fähig ist, das Gemälde des Meisters aufzunehmen, welches die Zierde und das Entzücken der Welt ist." Die Recension der bamberger Thesen in ihren beleidigenden Seitenblicken auf Schelling und Röschlaub wird als „ein literarisch ehrloses Machwerk" bezeichnet und die Nennung des Verfassers gefordert. Es sei leicht zu bestimmen, unter welche Menschenclasse derselbe gehöre: unter den Pöbel, der sich für das gebildete Publicum hält, unter die Foule, die in ihrer eingeborenen Bestialität die Ideen verachtet, das Genie, das sie erzeugt, das Talent, das sie darstellt. „Sagt man ihnen, daß sie in der gegenwärtigen Welt schon längst aufgehört haben zu sein, so glauben sie, daß man dies selbst gar nicht im Ernst meinen könne; versichert man ihnen, daß sie in allem Ernst zum Pöbel gerechnet werden, so ist ihnen dieß schlechterdings unbegreiflich; schwört man endlich, daß sie für nichts besser

als todte Hunde geachtet werden, so können sie dies wiederum nicht als eine wahrhaftige Aeußerung, sondern nur als ungesittetes Betragen begreifen." Nach Griechenland versetzt, würde dieses Volk höchstens zu den niedrigsten Sclaven- und Helotendiensten gebraucht werden können; diese eingefleischten und geschworenen Barbaren seien keiner anderen Achtung fähig als für die homogene Rohheit*).

Selbst Freund Schlegel, nachdem er den Aufsatz gelesen, war mit dieser Art nicht einverstanden und bemerkte brieflich gegen Schelling, daß einige Wendungen und Ausdrücke darin nicht ganz mit den Grundsätzen seiner Polemik übereinstimmten. Und Schelling mußte ihm recht geben und suchte sich damit zu entschuldigen, daß er den Aufsatz sehr eilig geschrieben, dann abgereist sei und die Politur Hegel anvertraut, dieser aber sie unterlassen habe**).

Seine Polemik hatte ihre Spitze selbst abgebrochen, sie wurde schwach schon durch die Ueberfülle, es war eigentlich nicht mehr polemisiren, sondern bramarbasiren und poltern, welches trotz aller erfinderischen Phantasie und trotz alles zornigen Pathos am Ende gegen den Urheber selbst widerwärtig oder komisch ausfällt. (Nicht unähnlich verhält es sich in neuerer Zeit mit Schopenhauer, der sich darin gefällt, Seiten lang von Grobheit, die keineswegs immer witzig ist, zu sprudeln und die Leser so daran gewöhnt, daß er auf solche, die schimpfen und polemisiren zu unterscheiden wissen, bald den widerwärtigen Eindruck eines Bramarbas bald den erheiternden eines erbosten Polterers macht. Freilich

*) Neue Zeitschrift für speculative Physik. 1802. I. Bd. 1. Heft. S. 161 und 62. S. 168. S. 175—178.

**) Aus Schellings Leben. I. S. 389. S. 396 flgd.

giebt es auch Leser, denen er gerade durch das „Uebertyrannen" gefällt, ich meine die Gallerie seines Publicums!).

4. Die Pamphlete.

Auf Schellings Ausfälle antwortete die Literaturzeitung nicht mehr hämisch, sondern heimtückisch, und es gelang ihr, den verhaßten Gegner an der empfindlichsten Stelle so zu treffen, daß er stumm blieb. Unsere Leser erinnern sich der Vorfälle beim Tode der Auguste Böhmer*), der kissinger Arzt hatte die Ursache des Todes auf Schellings Recepte geschoben und darüber gelegentlich vor Personen gesprochen, unter denen sich ein Feind Schellings, Professor Berg aus Würzburg, befand. Jetzt erschien ein anonymes Pamphlet: „Lob der allerneuesten Philosophie", worin die medicinischen Thesen eines bamberger Doctoranden, im naturphilosophischen Jargon gehalten, mit plumper Ironie verspottet und zuletzt der Wunsch ausgesprochen wurde, der neue Doctor möge mit Röschlaub und Schelling ein Triumvirat zur Vertreibung des Todes schließen: „nur verhüte der Himmel, daß ihn nicht der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu tödten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Bocklet in Franken an M. B., wie böse Leute sagen, begegnete." Der ungenannte Druckort war Nürnberg und zwar dieselbe Officin (Felsacker Söhne), wo einige Jahre vorher jenes nichtswürdige „Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichte-Forberg'schen Atheismus" erschienen war**). Der ungenannte Verfasser war Berg in Würzburg.

Dieses „Lob der allerneuesten Philosophie" enthielt das Gift, welches der jena'schen Literaturzeitung willkommen war, sie brachte

*) S. voriges Cap. S. 95 flgd.

**) S. Band V dieses Werks, II. Buch, Cap. IV. S. 277 flgd.

den 10. August 1802 eine Anzeige der Schrift*), bloß in der Absicht, jenen Satz über Schelling zu wiederholen, sicher, ihn tödtlich zu verletzen, und gedeckt durch einen feigen und doppelten Hinterhalt. Der Pamphletist hatte ja hinzugefügt: „wie böse Leute sagen", der Recensent hatte ja nur angeführt, was ein Anderer geschrieben, Schütz selbst erklärte, nicht einmal dieser Recensent zu sein. Indessen ist es wahrscheinlich, daß er den Artikel verfaßt, wenigstens die Feder, die ihn schrieb, so gut als geführt hat. Im Intelligenzblatt der A. L. Z. erschien nämlich (den 25. September) eine „Berichtigung", die nichts in der Sache änderte, sondern sich hinter „die bösen Leute" zurückzog, sie erfolgte unmittelbar auf einen an Schütz gerichteten Drohbrief, der ihn der Ehrenschändung beschuldigte, und war unterschrieben: „der Recensent." Also war der Verfasser der Recension und der Berichtigung dieselbe Person, und da Schütz höchst wahrscheinlich die letzte verfaßt hat, so liegt ebenso nah die Vermuthung, daß er auch den Artikel geschrieben.

Schelling vermochte es nicht, in dieser Sache die Feder zu rühren. Nichts, schrieb er an Schlegel, könne ihn so weit bringen, den heiligen Namen zu entweihen; Schlegel möge sich der Sache annehmen und für ihn in die Schranken treten**). Dieser, über „die grenzenlose Niederträchtigkeit und Infamie des Verfahrens" selbst im höchsten Grade empört, fand sich dazu bereit, und die zu ergreifenden Maßregeln wurden brieflich verabredet. Es ist wunderlich zu lesen, wie in denselben Briefen die Scheidung von der Mutter verhandelt und zugleich Schlegel für eine Sache in Anspruch genommen wird, die er nur als Stiefvater der Tochter und als Freund dessen, dem seine Frau gehören wollte, zu der

*) Allg. Litztg. 1802. Nr. 225.

**) Aus Schellings Leben. I. S. 386.

seinigen machen konnte. Er that es und gab von neuem einen psychologisch merkwürdigen Beweis, daß großmüthige Handlungen, die es wenigstens dem Effect nach sind, aus einem Mangel an richtiger, charaktervoller, tiefer Empfindung hervorgehen können. Er forderte von Schütz Genugthuung in einer Weise, die jener ohne die offenste Selbstvernichtung nicht gewähren konnte; es war der Drohbrief, dem jene „Berichtigung" folgte, die mehr höhnisch war als furchtsam.

Die Sache endete mit Pamphleten von beiden Seiten. Schlegel schrieb: „An das Publicum, Rüge wegen einer in der A. L. Z. begangenen Ehrenschändung." Es waren ärztliche Zeugnisse von Marcus und Röschlaub beigefügt, die das gegen Schelling verbreitete Gerücht für „völlige Verläumdung" erklärten. (Die Schrift wurde den 13. October 1802 in Jena verbreitet.) Schütz antwortete mit einem Gegenpamphlet, welches die giftigsten Anspielungen enthielt, die man bei den Privatverhältnissen, die wir kennen, zu gewärtigen und zu fürchten hatte, auch in der That fürchtete. Der langathmige Titel seiner Schrift hieß: „Species facti nebst Actenstücken zu beweisen, daß Herr Rath A. W. Schlegel, der Zeit in Berlin, mit einer Rüge, worin er der A. L. Z. eine begangene Ehrenschändung fälschlich aufbürdet, sich selbst beschimpft habe, nebst einem Anhang über das Benehmen des schelling'schen Obscurantismus."

Den Inhalt dieser Schrift berichtete Schelling den 31. Januar 1803 nach Berlin, er hatte ihn durch andere erfahren, weil er die Schrift selbst nicht lesen wollte. In seinem Nachlaße fand sich ein Exemplar derselben, worauf von seiner Hand die Worte stehen: „nicht gelesen, weil verfaßt von einem Ehrlosen." In seinem Briefwechsel mit Schlegel war sein letztes Wort über diese Angelegenheit ein Ausdruck maßloser Verachtung und eines

Hasses, der schon in die Geberdensprache übergeht, gegen Schütz *).

II.
Beurtheilung der Conflicte.

Diese häßlichen und trüben Händel würden wir gern der Vergessenheit überlassen haben, wenn sie nicht sowohl für die Zeitgeschichte der Naturphilosophie als für Schellings persönliche Art und Haltung merkwürdig genug wären. In den bamberger Thesen zeigt sich die Karikatur, die schon die Anfänge der Naturphilosophie begleitet, eine Entartung und ein Verderben, dem nur durch die besonnenste Fortbildung, durch die schärfste Selbstdisciplin hätte Einhalt geschehen können, und auf der anderen Seite erscheint in dem wohlfeilen Spott über jene Thesen, der sich einbildet, damit auch die Sache vernichtet zu haben, der Typus einer Urtheilsart, die sich bis heute fortgepflanzt, ich meine die Stimmen solcher Leute, die von der Naturphilosophie nichts kennen als die unreife und schülerhafte Phrase, die ihre Ohren befremdet, und des großen Beifalls sicher sind, wenn sie die schelling'sche Lehre und das Unternehmen einer Naturphilosophie überhaupt als leeres Possenspiel verschreien.

Was aber Schelling persönlich betrifft, so ist in jenen Händeln von seinem mächtigen und begründeten Selbstgefühl auch die kleinliche, aus Selbstliebe überaus reizbare, durch frühe Bewunderung verwöhnte Natur sehr deutlich hervorgetreten, die sich mit einer Vornehmheit giebt, als ob er, wie Schütz nicht übel sagte, ein Philosoph von Familie wäre, und doch leider nicht vornehm genug war, um über ein paar ganz unbedeutende Recensionen

*) Ebendas. I. S. 253, 384, 397. S. 399—401, 405—418, 422 flgd. S. 428, 447—449.

und über das Bischen elenden Ruhm, das ihm die jena'sche Literaturzeitung nicht gönnen wollte, ruhig hinwegzusehen. Sein Leben in Jena ist erfüllt von Streitigkeiten. Das war auch bei Fichte der Fall. Solche Händel bleiben niemals rein sachlich; da sie zwischen Personen und Lebensinteressen geführt werden, mischt sich persönliche Erbitterung, gehässige Leidenschaft, widerwärtiger Klatsch in den Streit und trübt seinen Charakter. Das war bei Fichte, wie bei Schelling der Fall. Aber Fichte wußte seine Sache emporzuheben in eine reine Atmosphäre, wohin die giftigen Dünste nicht reichen, daher auch der letzte und bedeutendste seiner jena'schen Kämpfe einen großen, in der Nachwelt fortwirkenden Eindruck zurückläßt.

Nicht ebenso verhält es sich mit Schelling. Gewiß auch ihm war es um eine große Sache zu thun, die ihn erfüllte, der er Bahn brach, aber nicht weniger um seine Person und sein persönliches Ansehen. Er legte zu dem Werth seiner Leistung das ganze Gewicht seines Ehrgeizes, und so wuchs in seinen Augen das eigene Werk; er wollte den ganzen Ruhm einer vollen epochemachenden That, und da er die ersten Kränze gewonnen hatte, nahm er die übrigen gleichsam pränumerando. Er wog auch die Thaten, die er noch nicht vollbracht hatte, die Wirkungen, die noch ungeboren in der Zukunft lagen; sie erschienen ihm so sicher, als ob sie schon geschehen wären, so sicher verkündete er sie durch kühne Verheißungen. Er identificirte sich aus Selbstgefühl so sehr mit der Sache, die er begonnen, daß er „die Naturphilosophie" sagte, wenn er seine Person meinte. Darüber kam er aus dem Gleichgewicht, ich will nicht sagen aus Selbstüberschätzung, sondern durch Selbstvergrößerung; die Selbstüberschätzung täuscht sich über die Kraft der möglichen Leistung, die Selbstvergrößerung über das Maß und die Tragweite der vollbrachten.

Aber das Gleichgewicht wird immer wiederhergestellt. In diesem Fall sind es die mißgünstigen Gegner, die für die Verkleinerung sorgen, die nun der Andere als das schnödeste Unrecht empfindet, welches vernichtend zu rächen, ihm als Ehrensache erscheint. Jetzt wird aus dem Streit, der um eines Objects willen anfing, ein persönlicher Rachekrieg, in dem die Gegner nur noch darauf bedacht sind, einander so viel Uebles als möglich anzuthun. Und das war nicht ohne Schellings Schuld der abstoßende und widerwärtige Charakter, den seine Händel in Jena annahmen. Was an diesem „Granit" roh war, kam hier zum Vorschein, er fühlte das selbst und wünschte gelegentlich, was sich komisch genug anhört, in seiner Abwesenheit von Hegel polirt zu werden.

Im Rückblick auf diese Züge der jena'schen Zeit läßt sich das Wort brauchen, das Caroline freilich anders meint, wenn sie einer Freundin schreibt: „wie es in Jena ergangen ist, wird Dir nicht unbekannt geblieben sein, es ging ein finsterer Geist durch dieses Haus."

Achtes Capitel.

Die Jahre in Würzburg.

(October 1803—April 1806.)

I.

Der neue Wirkungskreis.

1. Der neubairische Staat.

Als Schelling mit dem Plan einer italienischen Reise Jena verließ, hatte er schon die Aussicht auf einen neuen akademischen Wirkungskreis, den in seiner eigenthümlichen Art kennen zu lernen, wir etwas weiter ausholen müssen.

Mit Karl Theodor war in Baiern die Pfalz-Sulzbach'sche Linie dem alten Fürstengeschlechte gefolgt und im Jahr 1799 ausgestorben; der nächste Erbe, mit dem die noch regierende Linie Pfalz-Zweibrücken auf den bairischen Thron kam, war Max Joseph, der Neffe des letzten Kurfürsten, seit vier Jahren (nach dem unerwarteten Tode des Bruders) Herzog von Zweibrücken. Als zweitgeborener Prinz hatte er kaum Aussicht auf die Erbfolge; als französischer Obrist in Straßburg, wo er das Regiment Zweibrücken commandirte, dachte er nicht, daß er bestimmt sei, Herzog, Kurfürst, König zu werden. In Folge des Friedens von Lüneville hatte der Kurfürst seine rheinpfälzischen Besitzungen an Frankreich verloren und nach dem Reichsdeputationshauptschluß

(25. Febr. 1803) unter anderen Entschädigungen auch die fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg erhalten. So war aus Baiern ein neuer Staat geworden, der unter einem neuen Herrscher nun auch innerlich umgestaltet und den andern deutschen Ländern als Musterstaat vorangehen sollte. An der Spitze der Staatsgeschäfte stand der Minister Montgelas, ein Mann von durchaus französischer Denkart und Bildung, nach dem Geiste des aufgeklärten Despotismus, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich ausgeprägt und vorbildlich gemacht hatte, unter Karl Theodor aus Baiern vertrieben, am Hofe von Zweibrücken der geschmeidige Hofmann eines kleinen und bösen Tyrannen, jenes Karls II., dem sein Bruder Max Joseph gefolgt war, mit dem letzteren nach München zurückgekehrt und jetzt neben diesem gutmüthigen, zum Selbstherrscher wenig geschaffenen Fürsten der leitende Staatsmann*). Unter dem vorigen Fürsten hatten in Baiern die Jesuiten geherrscht, jetzt sollte die Aufklärung zur Geltung gebracht und in Neubaiern mit der Intelligenz Staat gemacht werden. Von den einzuführenden Reformen war daher die des Volksschulwesens eine der wichtigsten und ersten; die Schule sollte von der Kirche getrennt, als reine Staatsanstalt oder, wie man sich ausdrückte, „Polizeianstalt" angesehen, planmäßig abgestuft, einheitlich geleitet werden. Von der Kirche getrennt, sollte die Schule bis auf den Religionsunterricht auch von den Confessionen unabhängig sein, und die Regierung ließ in ihren öffentlichen Bekanntmachungen diesen confessionslosen Charakter der Schule mit Nachdruck hervortreten. Bei den Landesdirectionen wurden eigene Abtheilungen zur Leitung des Schulwesens errichtet, denen man in den neuen Provinzen gemischter Confession protestantische

*) Ueber Max Joseph und Montgelas zu vgl. K. H. Ritter von Lang, Memoiren Th. II. S. 143—160.

Räthe beiordnete. Das Schema der Erziehungsreform war fertig, alles geschah von oben herunter, die Männer, in deren Hand die Ausführung lag, gingen mit dem Geiste der Neuerung. Seit 1803 führte Montgelas auch die Finanzverwaltung der kurfürstlichen Länder, das Unterrichtswesen leitete der Geheimrath Zentner (einst Docent an der juristischen Facultät zu Heidelberg), der kurfürstliche Generallandescommissar für Franken war Graf Thürheim *).

2. Schellings Berufung.

Natürlich erstreckte sich das Interesse der Regierung auch auf die höheren Bildungsanstalten, insbesondere auf die neu erworbenen Universitäten, und hier galt es namentlich die altbischöfliche, wohldotirte, durch das berühmte Juliushospital ausgezeichnete Universität Würzburg zu erhalten, zu reorganisiren, durch zeitgemäße Berufungen zu beleben. Unter den wissenschaftlichen Autoritäten, von denen sich Zentner und Thürheim berathen ließen, war auch Marcus in Bamberg, der Schellings Berufung ebenso eifrig wünschte als betrieb. Selbst ohne diese Fürsprache mußte Schelling die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise in Baiern erregen, er war seit Ostern 1803 ohne Amt, sein Name berühmt, seine Kraft noch in der Jugendblüthe und Großes versprechend, sein Ansehen in Bamberg und Landshut gefeiert, dadurch in Franken und Baiern verbreitet. Montgelas, Zentner und Thürheim wollten die Berufung, nur der Kurfürst, wie es heißt, durch seinen Leibarzt gegen Schelling gestimmt, soll vorübergehende Bedenken gehabt haben. Aber ein anderer Umstand verdunkelte ihm plötzlich die würzburger Aussicht; denn auch Hufeland und Schütz hatten ihren Sinn auf Würzburg gerichtet und fanden in Mün-

*) Ebendas. II. S. 79, 88 flgd.

chen eine günstige Aufnahme ihrer Wünsche, Hufeland namentlich stand als Jurist in Ansehen bei Zentner, und Schütz galt schon wegen der Literaturzeitung, die er mitbrachte, für eine sowohl der Regierung als der Universität vortheilhafte Erwerbung. Hufelands Mitberufung, der sein Verhältniß zur Literaturzeitung aufgelöst hatte, konnte sich Schelling noch gefallen lassen, aber ein Zusammenleben mit Schütz war nach den jüngsten Vorfällen schlechthin undenkbar. Dieser hatte Freunde in Würzburg, Schelling Gegner, die es sofort mit jenem hielten und alles thaten, ihn zu gewinnen. Auf diese Weise wäre Schelling aus dem jena'schen Regen in die würzburger Traufe gekommen.

Marcus benachrichtigte ihn von allem. Die erste Kunde von der Absicht seiner Berufung erhält er noch in Jena. Der bamberger Freund schreibt ihm den 30. April 1803: „in der nächsten Woche erwarten wir den Grafen Thürheim als Landesdirectionspräsidenten für ganz Franken mit der Organisation, welche am 22. in München schon unterzeichnet wurde. Ich habe Sie, lieber Freund, als Lehrer der Naturphilosophie auf der Akademie in Würzburg in Vorschlag gebracht. Ich habe dieses als die einzige Bedingung gemacht, wie Würzburg als Universität gehoben werden könnte. Heute erhalte ich durch den Grafen von Thürheim die Nachricht, alle meine Vorschläge sowohl in Rücksicht auf Sachen als Personen seien ohne Einschränkung vom Hofe gebilligt worden." Fast ein Vierteljahr vergeht bis zur zweiten Nachricht: daß Montgelas und Zentner mit Schellings Berufung einverstanden seien, aber auch Loder und Schütz die ihrige betreiben, und Thürheim darauf eingehe; zwölf Tage später heißt es, Schütz und Hufeland seien in Würzburg und unterhandlen hier persönlich wegen ihrer Sache; und zwei Wochen nachher berichtet Marcus, daß von Würzburg aus ein sehr vortheilhafter Ruf für Schütz

bereits beantragt, ihm aber persönlich gelungen sei, den Grafen Thürheim dagegen zu stimmen*).

Die Entscheidung lag in München. Um sie nach seinem Sinne zu lenken, wendet sich Schelling mit einem Schreiben, das wie eine freiwillige und vertrauliche Denkschrift abgefaßt war, unmittelbar an den Minister des Unterrichts, um diesem die Nachtheile auseinanderzusetzen, welche besonders die Berufung von Schütz und die Verpflanzung der Literaturzeitung nach Würzburg unfehlbar zur Folge haben müßten. „Ungern immer und nur mit Mühe würde man sich der längst gehegten Hoffnung entwöhnen, daß die bairischen Staaten ein neuer allgemeiner Vereinigungspunkt der Wissenschaften werden würden. Aber wenn nach Loder nun sogar auch Schütz und Hufeland sich um Würzburg bewerben, so könnte das äußerste Resultat davon doch nur dieses sein, daß Jena sich reinigte und wieder für diejenigen offen bliebe, welche von reineren Absichten getrieben werden**)." Es war leicht zu sehen, was er meinte: wenn Schütz nach Würzburg kommt, gehe ich zurück nach Jena! Seine persönliche Anwesenheit in München (September 1803) führte die Sache zu der von ihm gewünschten Entscheidung. Er wurde als ordentlicher Professor der Naturphilosophie nach Würzburg berufen und erhielt den 20. September in Bamberg sein Anstellungsdecret; von hier aus meldet er den guten Erfolg in die Heimath, und daß man ihn in München mit Höflichkeiten überhäuft habe***).

Schütz' Berufung unterblieb; er fand die würzburger Trau-

---

*) Aus Schellings Leben. I. S. 456 flgd. S. 469—475. (Der letzte Br. ist vom 14. Aug. 1803.)

**) Ebendas. I. S. 476—481 (Schelling an den Minister Frh. v. Zentner.)

***) Ebendaselbst. I. S. 413.

ben sauer und sagte, er habe den Ruf ausgeschlagen; bald darauf ging er mit der Literaturzeitung nach Halle. In Jena wurde unter dem alten Namen eine neue Zeitschrift gegründet, deren Redaction Eichstädt übernahm, und an der mitzuwirken Schelling durch Goethe selbst eingeladen wurde; sie trat mit dem 1. Januar 1804 in das Leben*).

Gleichzeitig mit Schelling kamen nach Würzburg Hufeland und Paulus von Jena, der Mediciner v. Hoven aus Würtemberg, ein Jahr später wurde Niethammer als Professor der Theologie, Oberpfarrer und Consistorialrath berufen. Der Landesdirection war ein protestantisches Consistorium beigeordnet, dessen Mitglied auch Paulus wurde. In dem ehemaligen adligen Seminar hatten die drei Landsleute Paulus, Hoven und Schelling ihre Amtswohnungen und lebten so ganz nah beisammen, aber, da die Frauen einander abgeneigt waren, so war ihr Verkehr trotz des gemeinschaftlichen Dachs keineswegs intim.

Schelling und Paulus hatten sich schon gegenseitig entfremdet, die Standpunkte und Denkweisen beider Männer rückten immer weiter auseinander, und da persönliches Wohlwollen sie auch nicht zusammenhielt, so wurde die Stimmung auf beiden Seiten bald die unfreundlichste. Die Art des Rationalismus, welche Paulus vertrat, erschien dem Anderen als die äußerste Geistesdürre, und der mystische Charakter, den eben damals die schelling'sche Lehre anzunehmen begann, galt bei Paulus für Obscurantismus und Charlatanerie; er dachte über den Philosophen Schelling ähnlich wie Schütz, Berg und andere Gegner dieser Art und sah scheel zu dem Ruhm des jüngeren Genossen in der Ueberzeugung, daß dieser Ruhm ganz unverdient sei. Da er bei der Natur seiner Denkart eine solche Ueberzeugung haben mußte, so darf man die

*) Ebendaselbst. II. S. 5 flgd.

natürliche Mißgunst, die sich dabei etwa miteinmischte, nicht zu hoch anschlagen. Indessen finden wir ihn schon jetzt in einer gewissen heimlichen Betriebsamkeit gegen Schelling, aus Abneigung, vielleicht auch weil er die Kunst unbemerkt Fäden zu spinnen nicht ungern übte. Als Schellings Berufung noch im Werk war, versuchte er, an dessen Stelle Eschenmayer als Professor der Naturphilosophie nach Würzburg zu bringen; als einige Zeit später in Würzburg ein Gegengewicht gegen Schelling gewünscht wurde, war es Paulus, der in dieser Absicht Unterhandlungen mit Fries in Jena anspann. Schon im Frühjahr 1804 schreibt er, daß Schellings Credit im Sinken sei, seine Lehrart den schlimmsten Einfluß auf die Studirenden, besonders die Mediciner ausübe, Regierung und Universität einen Gegenphilosophen für nöthig halten, daß man von München aus Bouterwek vorgeschlagen, an den nicht mehr gedacht werde, und daß er selbst einen Mann wie Fries am liebsten in Würzburg sehen würde. Er bespricht die Sache mit dem Grafen Thürheim und übergiebt diesem schriftlich seinen auf Fries gerichteten Vorschlag. „Ich habe viel mehr Wahrscheinlichkeit, Sie bald den Unsrigen nennen zu dürfen, als nicht. Inzwischen bitte ich, ja nichts bekannt werden zu lassen; Schelling würde natürlich Himmel und Erde dagegen bewegen." „Er hat in den Gegenden, wo Sie jetzt sind, viel Bekannte; vertrauen Sie also was Sie wissen durchaus niemand an, es ist nichts nöthig, als daß das Reich der Thorheit und Arroganz hier ein Ende nehme. Sollte man ihm denn nicht in seinen Quasiconstructionen solche Schnitzer gegen Physik, Chemie u. s. f. nachweisen können, gegen welche sich ebenso wenig als gegen ein vitium grammaticale disputiren ließe? Der Einfluß, den diese Phantasmen auf das Studium der jungen Aerzte haben, ist zu

tragisch, daß man nicht bald genug der Taschenspielerei ein Ende machen kann*)."

Uebrigens wußte Schelling genau, wie Paulus gegen ihn gesinnt sei und machinire. Schon vor der würzburger Zeit ist in einem der jena'schen Briefe Carolinens vom „Schneider" die Rede, wobei bemerkt wird: „das ist unsre Chiffre für Paulus." In ihrem letzten Briefe aus Würzburg ist Paulus gemeint, wenn es heißt: „Shylock schachert rechts und links in Betreff seines Dienstes." Und Schelling in einem seiner Briefe aus derselben Zeit nennt ihn „den bekannten Satanas und Erbfeind seiner Philosophie**)."

3. Akademische Lehrthätigkeit.

Schellings Wirksamkeit auf dem würzburger Katheder begann mit dem Wintersemester 1803 und endete im Frühjahr 1806. Und was auch Paulus von seinem sinkenden Credit und schlimmen Einfluß zu sagen weiß, seine Vorlesungen waren unter den besuchtesten der Universität, wurden selbst von einer Reihe Professoren gehört und erregten das Interesse aller akademischen Kreise. „Sie bilden das Gespräch des Tages", schrieb Caroline den 4. Januar 1804 nach Gotha***).

Ein Uebelstand freilich machte sich bald fühlbar. Die altkatholische Universität Würzburg war für eine Lehraufgabe, wie die Schellings, bei weitem kein so urbares Gebiet als die alt-

---

*) J. Fr. Fries. Aus seinem handschr. Nachl. dargestellt von Henke. S. 94 flgd. (Die letzten Br. sind vom 9. u. 19. Aug. 1804.)

**) Caroline. II. S. 111 (an Schlegel den 12. Juni 1801). S. 301, 305 (an Schelling den 9. Mai 1806). Aus Schellings Leben. II. S. 79.

***) Caroline. II. S. 255.

protestantische Universität Jena, wo der Entwicklungsgang der Philosophie sich Bahn gemacht und ihm die seinige geebnet hatte, wo es auch mit der Vorbildung der Studirenden von Seiten der Schule her besser und gründlicher bestellt war. Da er mit seinen Vorträgen philosophische Uebungen verband, so hatte er gleich die beste Gelegenheit, diesen Mangel zu merken. „Der Geist der Studirenden", schreibt er nach dem ersten Semester an Hegel, „ist noch weit von dem in Jena herrschenden entfernt, und sie finden die Philosophie noch gewaltig unverständlich*)." Zwar hatten die Einflüsse der kritischen Philosophie auch Würzburg erreicht, sich unter den Studirenden verbreitet und viel Begeisterung erweckt; als der König von Preußen im Jahr 1792 die Stadt passirte, wurde er von den Studenten in feierlichem Aufzuge begrüßt, mit der Inschrift auf ihren Schärpen: „Königsberg in Preußen und Würzburg in Franken vereinigt durch Philosophie!" Es ist merkwürdig genug, daß in Jena und Würzburg, wo die kantische Philosophie fast gleichzeitig auftrat, ihre ersten energischen Vertreter aus dem Kloster kamen: dort der Jesuitenzögling und flüchtig gewordene Barnabit C. L. Reinhold, hier der Benedictinermönch Matern Reuß, den der vorletzte der regierenden Bischöfe Franz Ludwig von Erthal sogar mit einem Reisestipendium nach Königsberg geschickt hatte (1792), um noch gründlicher durch den Meister selbst in die neue Lehre eingeführt zu werden. Während in Jena die kritische Philosophie von Reinhold zu Fichte, von Fichte zu Schelling fortschritt, in dem Jahrzehnt von 1788—1798, lehrte Reuß in Würzburg mit großem Erfolge, wenn die Zahl der Zuhörer den Erfolg mißt; nach ihm kam Metz, der neben Schelling und noch lange Zeit nach diesem kantische Philosophie vortrug. Indessen befand sich die letztere

*) Aus Schellings Leben. II. S. 11.

in Würzburg, ähnlich wie der König von Preußen, nur auf der Durchreise, es fehlte viel, daß sie in den Köpfen als ein fortwirkendes Bildungselement einheimisch wurde, sie war es nicht einmal in denen, die sie lehrten, denn Reuß und Metz zusammen waren noch lange kein Reinhold; es fehlte auf den Schulen an den pädagogischen Vorbedingungen und auf der Universität an der geistigen Tradition, die sich zur Entwicklung der Philosophie verhält, wie das Flußbett zum Strom, es fehlten die gleichartigen Coefficienten, ohne welche jede philosophische Bildung in der Luft schwebt, noch dazu eine so schwierige und hochentwickelte, wie die kantische Lehre, und gar erst die noch unfertigen, noch im Werden und in der Selbstentwicklung begriffenen Lehren Fichtes und Schellings. In Würzburg war die kantische Philosophie ein Gast, der vorüberging, in Jena war sie zu Hause; hier war der erste kantische Philosoph aus dem Kloster davongelaufen, dort war er im Kloster geblieben und trug den Philosophenmantel unter der Mönchskutte. Mit einem Worte: auf dem würzburger Katheder war und blieb die kantische Philosophie ein exotisches Gewächs, das, in ein fremdes Klima verpflanzt, eine Zeitlang künstlich und treibhausartig gepflegt wurde, aber schwerlich ein mächtiges Wachsthum entfalten konnte.

Auf diesem Katheder wollte Schelling sein eben begonnenes, kaum in den Grundzügen entworfenes Identitätssystem lehren, das aus Kant und Fichte hervorgegangen und über beide hinausgewachsen war. Dieses System bildete den eigentlichen Stamm seiner würzburger Vorlesungen. Er las „über das System der gesammten Philosophie und die Naturphilosophie insbesondere" und that, was er konnte, um den Stamm nicht bloß hinzupflanzen, sondern vor dem Geiste der Zuhörer aus seinen Wurzeln hervorwachsen zu lassen. Er gab als einleitende Vorlesung eine

„Propädeutik der Philosophie", die didaktisch sehr gut eingerichtet war und den kürzesten Weg zum Ziele einschlug. Es wurde gezeigt, wie die erste und unterste Stufe des Wissens in der Erfahrung bestehe, wie es dann nothwendig werde, auf die Erfahrung zu reflectiren, wie die Philosophie mit diesem Reflexionsstandpunkte zusammenfalle und unter demselben eine Reihe Stufen und Systeme beschreibe. Um die Möglichkeit der Erfahrung und Erfahrungswelt zu erklären, gebe es zwei Gesichtspunkte, der erste und niedere richte sich bloß auf die Natur der Dinge, der zweite und höhere auf die Natur des Erkennens und Vorstellens: dort entstehe die realistische, hier die idealistische Richtung. In jeder von beiden gebe es drei Stufen. Auf der realistischen Seite erkläre die erste alles aus der körperlichen Natur der Dinge, die zweite aus dem Gegensatz der körperlichen und geistigen Natur, die dritte aus der Einheit beider: so entstehe der Materialismus, der Dualismus, die Identitätslehre; der Materialismus erscheine in den atomistischen und hylozoistischen Systemen, der Dualismus in Descartes, die Einheitslehre in Spinoza. Die idealistische Richtung durchlaufe ebenfalls diese drei Stufen: sie entwickle ihr atomistisches System in Leibniz, ihr dualistisches in Kant und Fichte, und erreiche ihr Ziel in einer dem Spinozismus entsprechenden Identitätslehre, welche den Idealismus und die Philosophie überhaupt vollende: eine Vollendung, wozu er selbst den Grund gelegt habe. Sein eigenes System gipfelt in der „Philosophie der Kunst." Die jena'schen Vorträge über die letztere wiederholt er zweimal in Würzburg (1804 und 1805*).

Im zweiten Winter las er vor hundertfünfzig Zuhörern über das System der Philosophie. Unter den Zuhörern war einer, der

*) Sämmtl. Werke. Abth. I. Bd. V. S. 353—736. Bd. VI. S. 71—130. S. 131—576.

die Naturphilosophie in dem ursprünglichen Geist der schelling'schen Lehre am weitesten fördern und ihr bedeutendster Repräsentant werden sollte: Lorenz Oken, „ein trefflicher Mensch, eine reine Seele und von durchdringendem Geist", so bezeichnet ihn Schelling in einem seiner damaligen Briefe an Eschenmayer*).

4. Schriften.

Indessen hatte Schelling in Würzburg nicht bloß sein System, so weit es fertig war, zu lehren, sondern das unfertige weiterzuführen und zu ergänzen. Die nächste innerhalb der Naturphilosophie gelegene Aufgabe war die längst versprochene „Organik", in ihrem höchsten Theil die Entwicklung oder, wie Schelling sagte, Construction des menschlichen Organismus. Diesen Theil der speculativen Physik nannte er die speculative Medicin und gründete in Absicht auf die Lösung jener Aufgabe eine neue Zeitschrift: „die Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft", deren Plan er schon 1804 gefaßt und Freunden mitgetheilt hatte**), deren Herausgabe, gemeinschaftlich mit Marcus, er im folgenden Jahre begann. Die Vorrede ist vom 5. Juli 1805. Wahrscheinlich veranlaßte dieses Unternehmen die erste Entfremdung zwischen ihm und Röschlaub, die bald durch Zwischenträgereien verschlimmert wurde; Röschlaub reiste durch Würzburg ohne Schelling zu besuchen, es kam zu gegenseitigen sehr gereizten Erklärungen, und mit der einst so warmen und lebhaften Freundschaft war es zu Ende. Röschlaub wurde Schellings erbitterter Feind; nicht genug daß er in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Werke Brown's den ehemaligen so hoch bewunderten Freund feindselig angriff, es scheint, daß er auch durch geheime Machinationen in München ihm

*) Aus Schellings Leben. II. S. 46.

**) Ebendas. II. S. 21—23.

zu schaden, seinen Eintritt in die Akademie zu hindern, seine politischen Gesinnungen zu verdächtigen suchte *).

Noch in Jena hatte Schelling von den „Ideen", seiner ersten naturphilosophischen Schrift, eine neue Auflage besorgt, jetzt sollte dasselbe geschehen mit der „Weltseele" dem zweiten seiner naturphilosophischen Werke. Zwischen damals und jetzt lag das Identitätssystem, welches den fortgeschrittenen Geist der schelling'schen Lehre in die neuen Auflagen hineintrug. Es geschah nicht durch Umbildung, sondern durch Hinzufügung. In Betreff der Ideen gab Schelling die „Zusätze", in Rücksicht auf die Weltseele schrieb er die „Abhandlung über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur oder Entwicklung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Principien der Schwere und des Lichts." Es war seine letzte Arbeit in Würzburg. „Ich habe zu der Weltseele", heißt es in seinem letzten Briefe aus Würzburg, „eine Abhandlung geschrieben, die ich selbst für das Beste halte, was in langer Zeit aus meinem Geist in dieser Art geflossen. Wenigstens ist es wieder recht aufrichtige und frische Naturphilosophie **)."

Auch neue Fragen traten hervor. Die erste, angeregt durch eine Schrift Eschenmayers, betraf das Verhältniß der schelling'schen Identitätslehre zur Religion; zu ihrer Lösung schrieb Schelling die Abhandlung „Philosophie und Religion" (1804), das einzige für sich bestehende Werk der würzburger Zeit: diese Schrift legt den Grund zur theosophischen Entwicklung seiner Lehre, sie bildet das Mittelglied zwischen der vorhergehenden und folgenden

*) Ebendas. II. S. 66 flgd. S. 70 flgd. S. 82. (Röschlaubs letzter Br. an Sch. ist vom 29. Aug. 1805.)

**) Ebendas. II. S. 84. (Brief an Windischmann vom 17. April 1806.)

Periode, zwischen Jena und München, zwischen dem „Bruno" und der Abhandlung über die menschliche Freiheit.

Eine kleine vortreffliche Gelegenheitsschrift fällt in den März 1804. Im Februar dieses Jahres war Kant gestorben. Schelling widmet ihm in der fränkischen Staats- und Gelehrtenzeitung einen Nachruf, der den Stil und die Bedeutung eines Monuments hat. Einfach und groß, wie der Gegenstand, ist die Würdigung, ohne den trübenden Affect der Tagesansicht, unverblendeter als er selbst in seiner philosophischen Parteistellung gegen Kant war, unbefangen, wie die Stimme der Nachwelt. Das erste Wort gilt dem siegreichen Kant: „obgleich im hohen Alter gestorben, hat Kant sich doch nicht überlebt". Das letzte ist der volle Ausdruck seiner nationalen Bedeutung: „in dem Andenken seiner Nation, der er durch Geist wie Gemüthsanlagen doch allein wahrhaft angehören kann, wird Kant ewig als eines der wenigen intellectuell und moralisch großen Individuen leben, in denen der deutsche Geist sich in seiner Totalität lebendig angeschaut hat. Have sancta anima!" Ein treffendes Wort erleuchtet Kants weltgeschichtliche That und Größe: „er macht gerade die Grenze zweier Epochen in der Philosophie, der einen, die er auf immer geendigt, der andern, die er mit weiser Beschränkung auf seinen bloß kritischen Zweck negativ vorbereitet hat. Unentstellt von den groben Zügen, welche der Mißverstand solcher, die unter dem Namen der Erläuterer und Anhänger Karikaturen von ihm und schlechte Gypsabdrücke waren, so wie von denen, welche die Wuth bitterer Gegner ihm andichtete, wird das Bild seines Geistes in seiner ganz abgeschlossenen Einzigkeit durch die ganze Zukunft der philosophischen Welt strahlen."

Neuntes Capitel.

(Fortsetzung.)

Conflicte in Würzburg. Gegner und Freunde.

II.

Anfeindungen und Abwehr.

1. Der kirchliche Katholicismus.

Die würzburger Verhältnisse blieben nicht so ungetrübt, als sie Schelling bei seinem Eintritt erschienen. Er hatte bei seiner Berufung das Versprechen gegeben, sich der Polemik zu enthalten, aber in seiner Wirksamkeit selbst lag etwas, das die Gegner nicht ruhen ließ.

Daß von dem kirchlichen Katholicismus ganz in seiner Nähe der erste Widerstand ausging, war zu erwarten und konnte, wie die Verhältnisse gestaltet waren, nicht anders sein. Das theologische Seminar gehörte dem Bischof, die theologische Facultät als Theil der Universität dem Staat, sie war durch die Umgestaltung der letzteren in eine „Section der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse" verwandelt worden, und schon diese Benennung zeigt, daß man nicht recht wußte, was für ein Ding diese Facultät sein sollte, bei der protestantische Philosophen und Rationalisten den künftigen Clerus ausbilden halfen. Der Bischof hütete die Grenze zwischen Seminar und Universität und verbot seinen Seminaristen den Besuch gewisser Vorlesungen, insbesondere bei Schelling und Paulus.

2. Der aufgeklärte Katholicismus.

Anders als der kirchliche Katholicismus, der nur die Einflüsse einer ihm fremdartigen und inadäquaten Wirksamkeit von seinem Gebiete ausschloß, zeigte sich der aufgeklärte und regierungsfreundliche, der einen Theil der Tagesmeinung leitete und sich für die zeitgemäße, neubairische Philosophie ansah. Die Schulreformen und Studienpläne, welche die öffentliche Erziehung in lauter Fächer und Sectionen gebracht hatten, waren nach dem Geschmack dieser Aufklärung und wurden in der Tagespresse als Werke der Weisheit gepriesen, es war zum Theil die eigene Weisheit der Aufgeklärten, die mit im Rathe saß, wo jene Schulreformen gemacht wurden. Sie sprachen viel und gern von gemeinnütziger Bildung, praktischer Lebensweisheit, Moral, und warnten die Welt vor Jesuitismus, Obscurantismus, Mysticismus, Systemsucht u. s. f. Daher unterschieden sie auch ganz anders als der Bischof von Würzburg, der keinen Unterschied machte, zwischen Paulus und Schelling, sie erkannten in jenem ihren Geistesgenossen und Freund, in diesem ihren Widersacher, und nahmen ihn bald zur Zielscheibe ihrer Angriffe. In der That vereinigte Schelling in seiner Lehre und Person lauter Züge, welche die neubairische Aufklärung feindlich ansah: ein System, das Alleingültigkeit beanspruchte, diesen Anspruch schroff und ausschließend hinstellte, in einer Sprache redete, die das Gegentheil der Gemeinverständlichkeit war, in seiner Denkweise anfing mystisch zu werden, Materialismus und Mystik mischte, für die Moral nichts übrig behielt, dieselbe vielmehr vornehm abthat, — und dazu des Philosophen persönliche Art, die gar nicht gemacht war, den schroffen Ausdruck der Lehre zu mildern, sondern lieber das Schwert „göttlicher Grobheit" noch mit in die Wagschaale

warf! Dieser Schelling war nicht bloß ein Dorn in den Augen seiner bairischen Gegner, sondern ein ganzer Dornstrauch, der nicht einmal in Baiern gewachsen. In ihm hatte man Mysticismus und Materialismus, Obscurantismus und Atheismus in Einem, ein dunkles Gemisch widersprechender Denkweisen, ein Gewebe von Poesie und Metaphysik, mit einem Wort einen Typus der Sophistik und gemeinverderblicher Philosophie zu bekämpfen. Es fehlte der Polemik auch nicht an einem Organ in der Tagespresse. Was kurz vorher die jena'sche allgemeine Literaturzeitung gegen Schelling geleistet hatte, that jetzt die oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung in München. Dazu kamen Angriffe in besonderen Schriften, und hier machten sich namentlich zwei Gegner bemerkbar, die theils jeder für sich theils vereinigt den Krieg gegen Schelling führten, der eine mehr satyrisch, der andere mehr mit sanftem und sentimentalem Unwillen: Cajetan Weiller und Jacob Salat, jener Rector, dieser Professor am Lyceum zu München. Salat war um die Moral besorgt, um der Moral willen lobte er Kant, Fichte, Jacobi, und entsetzte sich über Schelling, sein drittes Wort hieß „würdig", er redete als ein Würdiger würdig über Würdiges; er schrieb „über den Geist der Philosophie mit kritischen Blicken u. s. f." (1803), „über den Geist der Verbesserung im Gegensatz mit dem Geist der Zerstörung mit besonderer Hinsicht auf gewisse Zeichen der Zeit" (1805); zerstörend fand er den Cölibat in der Kirche, die Sophistik und den Mangel der Moral in der Philosophie; als Hauptsophist aber galt ihm Schelling, der Mystik und Materialismus, Poesie und Metaphysik vermenge und darüber alle ächte Moral, Religion und Philosophie preisgebe. Direct gegen Schelling schrieb Salat „die Philosophie mit Obscuranten und Sophisten im Kampfe", Weiller seine „Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie" (1804).

3. Franz Berg.

Der bedeutendste unter diesen Gegnern Schellings lebte in Würzburg selbst: ich meine den Professor der Kirchengeschichte Franz Berg, uns schon bekannt als der ungenannte Verfasser jenes boshaften Pamphlets, welches die jena'sche Literaturzeitung zu ihrem letzten Ausbruch benutzt hatte. Der Mann war nicht ohne Scharfsinn, nicht ohne Einfluß und Ansehen, aber ohne allen Charakter, er hatte es in der Aufklärung so weit gebracht, ohne jede ernsthafte Ueberzeugung zu sein, und es wurde ihm daher leicht, sich in der Nähe des kirchlichen Katholicismus zu halten. Daß ein philosophisches System mit der Macht der Ueberzeugung auftrat und wirkte, erregte seinen Neid; auch der Skepticismus war in ihm eine Waffe der Mißgunst. Als zweiundzwanzigjähriger Seminarist hatte er im deutschen Merkur die von Wieland aufgeworfene, psychologisch interessante Frage beantwortet: „ob man ein Heuchler sein könne, ohne es selbst zu wissen?" Er fand überall „unschuldige Heuchelei", weil unsere Vorstellungen, also auch unsere Verstellungen nothwendige Folgen unserer Organisation, Nervenschwingungen seien, bei denen keine Freiheit, also auch keine Schuld stattfinde*). Er war im Jahr 1776 ein vollkommener Materialist nach Art de la Mettrie's oder Holbach's, er wurde im folgenden Jahre Priester, acht Jahre später Professor der Theologie, und blieb stets „ein rechtschaffener Philosoph" nach der Art, die er in seinen Aufzeichnungen schildert: „ein rechtschaffener Philosoph weiß sich nach allem Aberglauben zu richten und doch insgeheim denselben zu verlachen; er ist Bürger der ganzen Welt, nur insgeheim muß er den Aberglauben untergraben." Als der Fürstbischof von dem angehenden Pro-

*) Deutscher Merkur 1776. S. 237—49.

fessor der Theologie eine Denkschrift über die Folgen der Denkfreiheit verlangte (1785), brachte er in seiner Abhandlung folgendes Ergebniß zu Stande: der Staat habe kein Recht, die Denkfreiheit d. h. die Mittheilung der Ideen zu verbieten, aber der Gelehrte müsse so klug sein, dieses Recht nicht zu brauchen und in Fragen des öffentlichen Wohls „seine Zweifel so verkleistern, daß sie nur dem Denker ins Auge fallen können. Es kommt hier nur auf glückliche Wendungen, feine Einkleidungen an, die wohl demjenigen, der Verstand genug hat, durchsichtig, dem übrigen Haufen aber verschleiert sind.“ Kurz gesagt: der Staat dürfe dem Gelehrten ein Recht nicht nehmen, welches dieser nicht brauchen dürfe! So segelte der rechtschaffene Philosoph glücklich zwischen Scylla und Charybdis hindurch. Einige Jahre später wurde die Frage concret. Der Fürstbischof wollte ein Gutachten über die kantische Religionslehre (1793), Berg gab es, und obwohl es nicht als solches bekannt ist, läßt sich doch sein Inhalt aus einer Rede erkennen, die Berg fünf Jahre später (1798) bei einem öffentlichen akademischen Anlaß über das gleiche Thema hielt: er beschuldigte die kantische Philosophie und deren Anhänger des Atheismus. Im nächsten Jahr wurde dieselbe Frage praktisch. Der letzte Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach hatte Kant's Streit der Facultäten gelesen und daraus die gefährliche Stellung der kritischen Philosophie gegenüber der positiven Religion erkannt; er forderte jetzt von Berg ein amtliches Gutachten, ob eine solche Philosophie öffentlich gelehrt werden dürfe? Berg kannte das Geheimniß der unschuldigen Heuchelei und fand daraus die Lösung. Seine Meinung war: die Universität bedürfe der Philosophie, diese der Freiheit; nun sei die kantische Philosophie mit der positiven Religion in Wahrheit unvereinbar, dürfe aber nur so gelehrt werden, daß sie den Schein der Uebereinstimmung zeige,

daher müsse der akademische Lehrer, bevor ihm das Katheder gestattet werde, sich schriftlich darüber ausweisen, daß er die Kunst besitze, alle nachtheiligen Schlüsse fern zu halten*).

Aber er gab nicht bloß Gutachten über Kant und dessen Lehre, sondern selbst ein System, worin er zu Ende führen wollte, was Kant begonnen, und berichtigen, was jener verfehlt habe. Auf Prometheus-Kant müsse ein Epimetheus folgen, der die deutsche Philosophie in die richtige Bahn führe, und Berg meinte von sich, er sei dieser Mann. Er bildete sich im Stillen ein eigenes System, das unter dem Namen „Epikritik" im Jahre 1805 erschien. Hier sollte das Erkenntnißproblem endgültig gelöst sein. Gegen den Dogmatismus hielt er es mit dem kritischen Standpunkt, aber er faßte ihn anthropologisch im Gegensatze zu Kant und den Transscendentalphilosophen und kam von hier aus der Richtung entgegen, die Fries ergriff und zur Geltung brachte. Als das einzig mögliche Realprincip nahm er den Willen: „denken wollen" sei der Grund der Erkenntniß, „denkend wollen" der des sittlichen Handelns. Uebrigens blieb das Ganze ein unentwickelter Versuch, der über den Skepticismus nicht hinaus kam und keine größere Beachtung verdiente, als er bei den Zeitgenossen fand. Auch den religiösen Vorstellungen verhalf Berg keineswegs zu einer besseren Realität als Kant, während er doch that, als ob er bei diesem die Wirklichkeit der Glaubensobjecte vermisse, und sehr bedenklich über das Verhältniß der kantischen Lehre zur Religion sprach. In der That stand es mit diesem Punkt in der „Epikritik" weit schlim-

*) Franz Berg, geistl. Rath und Prof. der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands, zunächst des Fürstbisthums Würzburg im Zeitalter der Aufklärung. Von J. B. Schwab. (Würzburg 1869.) Vgl. S. 39 bis 42. S. 113—115. S. 381—387.

mer als in der kantischen Kritik. Bei Kant galten die religiösen Ideen als moralische Nothwendigkeiten, bei Berg als anthropologische Projecte, bedingt durch den jeweiligen Culturzustand. Als der Kanonicus Mayer ihm (brieflich) seine Bedenken darüber äußerte, antwortete Berg: „für Unsterblichkeit und Gottes Dasein habe ich gethan, was möglich war*)."

Eben als er sein System fertig hatte, kam Schelling nach Würzburg, und Berg sah in ihm nicht bloß einen Gegner seiner philosophischen Ansichten vor sich, sondern als Originalphilosoph, der er sein wollte, zugleich den Rivalen seines philosophischen Ruhms, der schon einen gewaltigen Sprung voraus hatte: die Anerkennung der Welt. Um so energischer mußte er ihn bekämpfen. Auch in der Form wollte er mit ihm wetteifern; Schelling hatte soeben seinen „Bruno" herausgegeben, jetzt schrieb Berg ein Gespräch gegen Schelling: „Sextus oder über die absolute Erkenntniß von Schelling" (1804). Die Unterredung führen Sextus und Plotin, der Skeptiker und der Mystiker, jener ist Berg, dieser Schelling oder einer seiner Anhänger, der so redet, wie der Verfasser des Dialogs ihn reden läßt. Nirgends ist der Sieg leichter, als wenn man sich seinen Gegner selbst zurecht macht. Sextus-Berg siegt auf wohlfeile Art. Nachdem er dem Andern gezeigt hat, daß die schelling'sche Lehre voller Widersprüche, daß ihre Säulen: die absolute Erkenntniß, das unendliche Denken, die intellectuelle Anschauung, nichts als phantastische Truggestalten seien und in groben Trugschlüssen bestehen, behält er triumphirend das letzte Wort**).

---

*) Ebendaselbst. II. S. 434.

**) Man merkt an Berg noch den Scholastiker aus der Schule der „obscuri viri." Er meint das Fundament der schelling'schen Lehre zu stürzen, indem er einen sillogistischen Schulschnitzer darin entdeckt haben will:

Die Studenten nahmen in falscher Weise für Schelling Partei und suchten Berg durch eine läppische Satyre, die sie an das akademische Brett anschlugen, öffentlich zu verhöhnen. Jetzt wollten die Gegner Schelling verdächtigen, als ob er diese Demonstration veranlaßt habe. Seine Lehre selbst gegen Berg zu vertheidigen, hielt Schelling für unnöthig und überließ dieses Geschäft anderen; es wurde am gründlichsten besorgt durch den Pfarrer Götz in Absberg, der eine besondere Schrift gegen den würzburger Sextus schrieb: „Antisextus oder über die absolute Erkenntniß von Schelling" (1807.)

4. Die oberdeutsche Literaturzeitung und der Studienplan.

In der münchener Literaturzeitung wurde der kleine Krieg gegen Schelling unablässig fortgeführt, und wo es nur möglich war, bekam er einen Nadelstich. „Die neuste Identitätslehre," hieß es an einer Stelle, „ist bekanntlich nichts anderes als eine ungemeine Vollendung der ehemaligen gemeinen Rosenkreuzerei und Kabbalistik." Bei Gelegenheit eines Aufsatzes „über Wissenschaft" freut sich die Redaction im voraus über die Wirkung und bemerkt: „dieser Artikel werde hoffentlich eine idealistische Pulvertonne in die Luft sprengen." In einer Erklärung „über Herrn Schelling", welche die letzte sein soll, wird sogar aus einem ungenannten Privatbriefe ein furioser Guß über ihn ausgeschüttet: „so ausschließend, anmaßend, bannsüchtig, verfinsternd, mystische Dunkelheit haschend, den Namen Gottes und

---

einen Schluß der ersten Figur mit verneinendem Untersatz, wonach man beweisen kann, daß die Menschen nicht zweifüssig sind, weil es die Gänse sind. Aehnlich wolle Schelling die Unendlichkeit des Denkens aus der Endlichkeit der Objecte beweisen. Sextus u. s. f. S. 14.

den Titel der Religion zur Deckung des Egoismus heuchlerisch verdrehend war kaum ein Pfaffe, als der Vernunftoberpriester Schelling, dabei Lama (dessen Excremente gläubige Schüler küssen) und Gott zugleich*)." Man erkennt in diesem Geschrei die Stimmen wieder, die im Lager der neubairischen Aufklärung gegen Schelling an der Tagesordnung waren.

Am Ende machten die fortgesetzten Angriffe Eindruck nach oben und fanden hier eine sehr willkommene Verstärkung. Schon die Absicht einen Gegenphilosophen zu berufen war ein Zeichen wachsender Mißstimmung, aber man ging weiter und gab in dem „kurpfalzbairischen Studienplan für Mittelschulen" eine Verordnung, den philosophischen Unterricht betreffend, worin Punkt für Punkt der Lehrer gemahnt wurde, sich vor einer Richtung zu hüten, unter der unverkennbar Schellings Lehre gemeint war. Als Lehrbuch für den philosophischen Schulunterricht wurde eine gegen Schelling gerichtete Schrift, jene von Weiller verfaßte „Anleitung zur Ansicht der freien Philosophie" vorgeschrieben. Den Studienplan hatte Wismayr, ein Freund und Gesinnungsgenosse Weillers, entworfen und die Regierung gebilligt. Alle gegen Schelling geläufigen Gemeinplätze von dem Gegensatz der Schulphilosophie und Lebensweisheit, von der Verstandesgrübelei und Erkenntnißsucht u. s. f. hatten hier Eingang gefunden in ein officielles Schriftstück und trugen den Stempel der öffentlichen Autorität. Natürlich war die oberdeutsche Literaturzeitung über diesen Studienplan und besonders über die weisen Verordnungen, die den philosophischen Unterricht betrafen, voll ihres Lobes**).

---

*) Oberdeutsche Allg. Literaturztg. 1805. Nr. 28, 44, 74.

**) Ebendaselbst. 1805. Nr. 20 (v. 14. Febr.).

5. Der Verweis.

Offenbar hatte sich jetzt die Regierung in den Streit gemischt und Partei gegen Schelling genommen. Es war dem letztern nicht zu verdenken, wenn er nicht länger ruhig blieb, die Regierung um eine Erklärung bat, damit er wisse, woran er sei, und mit der Pflicht der Vertheidigung auch das Recht der Polemik für sich in Anspruch nahm. Aber er überschritt seine Grenze und richtete unter dem 26. September 1804 an das Curatorium der Universität ein Schreiben, worin er in sehr bestimmten und drohenden Ausdrücken der Regierung den Krieg ankündigte, wie ein Staat dem andern. „Ich mache daher", so schloß er, „Ew. Excellenz die Anzeige, daß vom gegenwärtigen Augenblicke an der Zustand der Ruhe, den ich beobachtet habe, aufgehoben ist, und daß ich der mir von Gott verliehenen Kraft mich bedienen werde, meiner Sache Recht zu verschaffen und diese förmlich organisirten Angriffspläne auf sie zu vernichten. Ich werde nie die meiner Regierung schuldige Achtung aus den Augen setzen, aber jede in das Wissenschaftliche eingreifende Aeußerung, wenn auch ein Collegium dieselbe publicirt, unterliegt dem Inhalte nach der in jenem Gebiet gebräuchlichen Beurtheilungsart, wo bekanntlich nur geistige Ueberlegenheit, nicht äußere Macht entscheidet. Ich werde daher sowohl die Individuen, welche die Ideen in dem oben erwähnten Passus angegeben haben, als diese Ideen selbst, so weit sie gegen meine Sache angehen, in ihrer ganzen Blöße mit aller nur möglichen Klarheit darstellen. Ich werde den ganzen jetzigen Zustand der intellectuellen Cultur in Baiern, so weit er durch diejenigen Schriftsteller repräsentirt wird, die jetzt das große Wort führen, von seinen ersten Anfängen her ableiten und jenes unverkennbare System, auch die Angelegenheiten des menschlichen

Geistes gleichsam an Stelle der Vorsehung leiten zu wollen, auf seine ersten weltbekannten Grundlagen zurückführen *)."

Graf Thürheim brachte das Schreiben vor den Kurfürsten. Jetzt kam, was zu erwarten war, der derbste Verweis in einer demüthigenden Form. Es wird dem Briefsteller „höchstdero Mißfallen über die von ihm bewiesene Arroganz, welche einen überzeugenden Beweis liefere, wie wenig die speculative Philosophie den Menschen vernünftiger und sittlicher mache, zu erkennen gegeben und derselbe auf das landesfürstliche Edict über Preßfreiheit, wo eine bescheidene Freimüthigkeit, Erforschung nützlicher Wahrheiten geschätzt, so wie Inurbanität und Zügellosigkeiten leidenschaftlicher Schriftsteller in die Schranken gesetzlicher Ordnung zurückgewiesen werden, aufmerksam gemacht **)."

Nach der Art seines Schreibens an das Curatorium mußte Schelling auf einen solchen Verweis unmittelbar seine Entlassung fordern. Er that es nicht, sondern blieb, nahm die Rüge hin, enthielt sich jeder Polemik, die als ein Angriff gegen die Regierung erscheinen konnte, und unterließ selbst die Schrift, die er wenige Tage vorher noch hatte schreiben wollen: „Darstellung der Secte, welche der Philosophie in Baiern entgegenarbeitet ***)." Nachdem die oberdeutsche Zeitung über den Studienplan nicht ohne polemische Seitenblicke auf Schelling triumphirt hatte, gab dieser im Intelligenzblatt der jena'schen Literaturzeitung eine Erklärung „an das Publicum", worin er das Treiben der münchener Zeitschrift gegen ihn charakterisirt: „die fanatische neuerdings

*) Aus Schellings Leben. II. S. 30—35.

**) Ebendas. II. S. 36 flgd. (Das kurfürstl. Rescript ist vom 29. Oct. 1804, die Ausfertigung an Schelling vom 7. November.)

***) Ebendas. II. S. 36. (Br. an Windischmann vom 24. Oct. 1804.)

beispiellose Verfolgungswuth, die wissentliche Lüge, die gänzliche Abwesenheit alles guten Geschmacks, die jesuitische Dialektik und Kapuzinadenberedsamkeit dieser obscurirenden Aufklärlinge." Aber wie soll man den Schluß seiner Erklärung ansehen? Ist das Ironie oder mit gebückter Haltung gute Miene zu bösem Spiel? Er sagt der Regierung die schmeichelhaftesten Dinge. „Der Keim einer neuen Schöpfung, den die ewig preiswürdige Regierung Baierns in das südliche Deutschland geworfen hat, wird aufblühen und tausendfältige Frucht tragen trotz eurer Gegenwirkungen. Sie wird auch diese offene und freie Erklärung, welche aus der lautersten Absicht und der reinsten Huldigung für den großen Geist ihrer Werke geflossen ist, nicht ungütig aufnehmen, noch an dem, der so lange geschwiegen, als polemische Sucht betrachten, daß er das Nöthigste zur Rettung seiner Ehre gethan hat. Ja die erhabene Universitätscuratel selbst, unter deren Augen diese Pflanzstätte der Wissenschaft glücklich blüht, wird Beschuldigungen von Gräueln (wie Benutzung akademischer Studentenorden durch einen öffentlichen Lehrer, ein Mitglied der akademischen Behörde) nicht gleichgültig übersehen. Ein Wort hierüber in meinem Namen zu sagen, halte ich unter der Würde meines Charakters. Hiegegen läßt mir die Ehre das einzige Mittel offen: die unterthänigste Anzeige jener Verunglimpfung bei meiner Regierung zu machen, welche bei jeder Gelegenheit die Ehre ihrer Staatsdiener geschützt hat, deren erster nie verletzter Grundsatz Gerechtigkeit ist, und die noch keine billige Genugthuung versagte, am wenigsten demjenigen sie versagen wird, der einzig im Vertrauen auf die ihm zugesagte Ruhe und Schutz diesen Pfad betreten hat, der von so vielen Dornen besät war*)."

*) Intelligenzblatt der jena'schen A. L. Z. 1805. Nr. 48. S. 418 bis 422.

Der Verweis, wie man sieht, hatte gewirkt. Eingeschüchtert suchte Schelling der Regierung gegenüber den Rückzug. Aber nachdem er gegen sie ein halbes Jahr vorher eine so entschiedene und drohende Sprache geredet und sie keineswegs mit Unrecht beschuldigt hatte, daß sie Partei gegen ihn genommen, so hätte er jetzt in seinen Lobpreisungen etwas weniger verschwenderisch sein sollen. Auch durfte er nicht thun, als ob er jetzt erst über seine Gegner Beschwerde führen werde, da er es bereits versucht und nichts ausgerichtet hatte. Der Fall des Verweises erinnert an Fichte, die Vergleichung ist nahe gelegt und für Schelling ungünstig. Denn man muß gestehen, daß Fichte in einer ähnlichen Lage, die schwieriger war, zwar auch nicht correct und vorwurfsfrei, aber doch weit männlicher und offener gehandelt hat.

Schellings Erklärung „an das Publicum" war noch dazu unklug, da sie unter der Voraussetzung gemacht war, daß von den Vorgängen zwischen ihm und der Regierung keine Kunde nach außen dringen könne. Diese Annahme war falsch. Man wußte, was sich zugetragen, und seine Gegner konnten ihn empfindlicher treffen als je. Gegen Ende des Jahres 1805 brachte „der Freimüthige" eine Nachricht aus Würzburg, worin dem Publicum erzählt wurde, was für ein Schreiben Schelling an die Regierung gerichtet, was für eine Antwort er empfangen, wie „er seit diesem Donnerschlage eine Zeit lang bei Seite gekrochen", und seine letzte Erklärung, soweit sie die Regierung betreffe, nichts sei als „schmeichelnde Angst."

III.

Der schelling'sche Kreis.

Während auf solche Art Schelling und seine Sache von den Gegnern außerhalb der Mauern angefochten wurde, brachen auch

im Innern der beginnenden Schule die ersten Gegensätze hervor. Eschenmayer war mit dem Einwurfe aufgetreten, daß aus der Verfassung der schelling'schen Lehre Religion und Freiheit nicht erklärt werden könne, daß zu deren Anerkennung die Philosophie gleichsam über sich selbst hinaus- und zur „Nichtphilosophie" übergehen müsse, er hatte damit dem jacobi'schen Standpunkt innerhalb der naturphilosophischen Schule Luft gemacht und die Veranlassung gegeben, daß Schelling seine Abhandlung über „Philosophie und Religion" schrieb. Diese Schrift hatte zur Folge, daß dicht in seiner Nähe einer seiner bisherigen Anhänger, sein Landsmann und College J. J. Wagner, der, von ihm empfohlen, als Professor der Philosophie nach Würzburg gekommen war, sich polemisch von ihm lossagte. Gleichaltrig mit Schelling, von der Aufgabe und Richtung der Naturphilosophie eigenartig erfaßt, hatte er in seinen ersten Schriften „über die Natur der Dinge", die „Theorie der Wärme und des Lichts" (1802), und über „das Lebensprincip" (1803) den Weg Schellings genommen, ohne den Meister zu verleugnen und ohne dessen Fußtapfen schülerhaft nachzutreten*). Seitdem nun Schelling anfing zu pla-

---

*) Er war den 21. Januar 1775 in Ulm geboren, hatte zuerst (Ostern 1795 — 96) in Jena, die beiden folgenden Jahre in Göttingen studirt und bei einem Ferienbesuch in Jena (Herbst 1797) Fichte's nähere Bekanntschaft gemacht, der ihm anbot, Hauslehrer seines Sohnes zu werden, obgleich derselbe noch keine zwei Jahre alt war und noch keine zwei Worte sprechen konnte. Als er sich eben auf den Weg machen wollte, um diese pädagogische Mission zu übernehmen, erhielt er von Fichte, der sich inzwischen die Sache besser überlegt hatte, einen Absagebrief. Dennoch ging er für die nächsten Monate nach Jena (April — Juli 1798). Statt Hauslehrer bei Fichte wurde er Secretär bei einem Kaufmann und Redacteur einer Handelszeitung in Nürnberg (Herbst 1798

tonisiren und „das Absolute" gleichsetzte dem „absoluten Erkennen", fand Wagner, daß die Lehre ihren Schwerpunkt verloren habe, haltungslos geworden und zurückgefallen sei in den fichte'schen Idealismus, den sie vollende, aber keineswegs überwinde. Was Schelling später so oft gegen Hegel gesagt hat, daß die Lehre desselben unvermögend sei, das Reale zu fassen, daß sie kein Organ habe, um aus der Idee in die Wirklichkeit zu kommen, erklärte damals Wagner gegen ihn. Der Versuch, aus dem Absoluten, aus göttlichen Ideen die Welt entstehen zu lassen, sei von Grund aus verfehlt, das Problem nichtig, die Lösung un-

---

bis Herbst 1801). Von einer Beschreibung Salzburgs entzückt, ließ er sich im Nov. 1801 dort nieder, verheirathet, ohne Anstellung, Aussichten und Vermögen. Er befreundete sich mit Vierthaler und Schallhammer und wurde Mitarbeiter der salzburger Literaturzeitung und der Annalen. Hier ergriff ihn Schellings neue Lehre und er schrieb seine ersten philosophischen Schriften, erfüllt von einem wissenschaftlichen Kraftgefühl und Ehrgeize, die der Empfindungsweise Schelling's wenig nachgaben. In seiner Bewunderung des letzteren, den er als „zweiten Plato" und dessen Bruno er als Meisterwerk preist, fühlt er sich mit: „anch' io sono pittore!" (Vergl. J. J. Wagner, Lebensnachrichten und Briefe. Von Dr. Phil. Ludw. Adam und Dr. Aug. Koelle. Ulm. 1849. S. 207, 208, 210.)

Wagner, der schon in Salzburg angefangen hatte, mit Erfolg philosophische Vorlesungen zu halten, wünschte bairischer Professor zu werden und bot sich der Regierung an. Schelling, um seine Meinung gefragt, empfahl ihn als brauchbar. So wurde er außerordentlicher Professor in Würzburg (Decemb. 1803). Daß Schelling aus freien Stücken sich Wagner zum Collegen ausgebeten habe, ist nicht richtig. Wagner äußert sich so in einem seiner Briefe (s. oben S. 216), und Rabus erzählt es nach (J. J. Wagners Leben, Lehre und Bedeutung. Von Dr. L. Rabus. 1862. S. 8 flgd.) — Vgl. dagegen: Aus Schellings Leben. II. S. 12.

möglich, die Fassung vermessen, das Absolute sei nicht zu erkennen, sondern nur anzuerkennen. Ein solches Unternehmen falle schon der Conception nach unter den Standpunkt Fichte's und gehöre in die nachfichte'sche Philosophie nur, sofern dieselbe nicht fortschreite, sondern zurückgehe. So verhalte es sich mit Schelling. Dieser rückläufige Charakter seiner Lehre sei aus der Schrift über Philosophie und Religion vollkommen einleuchtend; daher müsse die Philosophie von Schelling ablenken, wenn sie weiter kommen wolle, und an die Stelle der falschen Identitätslehre die wahre setzen. Diese Aufgabe nimmt Wagner für sich in Anspruch und erklärt sich darüber im ausgesprochensten Gegensatz gegen Schelling sowohl in der Einleitung zu seinem „System der Idealphilosophie", welches gut machen soll, was Schelling in seinem System des transscendentalen Idealismus schlecht gemacht habe, als in dem Eröffnungsprogramm seiner Wintervorlesungen „über das Wesen der Philosophie*)." Beide Schriften fallen in das Jahr 1804. Aus dem Ton, den Wagner anschlägt, merkt man, daß er gegen Schelling auch persönlich aufgeregt ist, und aus einigen brieflichen Aeußerungen des letzteren geht hervor, daß dieser den Umgang mit Wagner nicht mochte. Er sah vornehm auf ihn herab und mag ihn demgemäß behandelt haben. Die Person war ihm zuwider, die Polemik nahm er als etwas Geringfügiges und hielt deren Beweggründe für die niedrigsten. „Unser Bekannter, der salzburger Wagner", schreibt er schon den 4. März 1804 an Hegel, „ist ein wahrer Klotz, ein Musterbild von Polyphem und mir physisch und moralisch nicht sehr angenehm." Und in einem Briefe an Windischmann vom 16. September heißt

*) System der Idealphilosophie von J. J. Wagner. Einleitung. Vom Absoluten und seiner Erkenntniß. S. XXIV—XXVI. XXVII flgd. XXXIX. XLI. LXI flgd.

es: „haben Sie Wagners Idealphilosophie gelesen? Seine angenommene gegnerische Rolle ist der Nothschrei um Zuhörer und Brod. Ich werde höchstens in den Jahrbüchern etwas über ihn fallen lassen*)." Er that es nicht und äußerte selbst, daß er von Wagner nicht sprechen wollte, um ihn nicht berühmt zu machen**).

Die oberdeutsche Literaturzeitung lobte Wagner wegen seiner Polemik gegen Schelling, aber sie fand auch, daß dieser Gegensatz weniger in dem Buche selbst enthalten sei, als in der Einleitung zur Schau getragen werde, und deßhalb an seinem öffentlichen, lauten, animosen Abfall von Schelling wohl andere weniger reine Gründe mehr Antheil haben dürften, als das Interesse der Wahrheit und Philosophie***).

Im Verhältniß zu Schelling erscheint als Wagners Widerspiel G. M. Klein, der damals Rector des Gymnasiums in Würzburg und Schellings Anhänger und Freund in der Weise

---

*) Aus Schellings Leben. II. S. 12, S. 29. Vgl. J. J. Wagner. Lebensnachrichten und Briefe von Adam und Koelle. S. 217 bis 222. Aus Wagners Briefen: „Schelling hat mich im ersten Augenblick etwas vornehm aufgenommen" (23. Dec. 1803). „Mein Verhältniß mit Schelling kam bis zur höchsten Spannung" (20. Febr. 1804). „Zwischen Schelling und mir entbrennt jetzt der glühendste Wettstreit auf dem Katheder." „Zwischen Schelling und mir ist ein inneres Verhältniß absolut unmöglich, denn er ist ganz Wissenschaft und weiter gar nichts als, was damit sich verbindet, Ehrgeiz und Eitelkeit. Aus Ehrgeiz und Eitelkeit, beide unterworfen der Wissenschaft, construirst Du Dir den ganzen Menschen sehr richtig." (18. März 1804). „Zwischen mir und Schelling ist also auch literarisch jacta alea und es gilt jetzt Leben oder Tod." (11. Mai 1804.)

**) Ebendas. S. 226. (Br. Wagners vom 14. April 1807.)

***) Oberdeutsche A. L. Z. 1805. Nr. 45 (13. April.)

des völligen Schülers war. Er gab im Jahr 1805 „Beiträge zum Studium der Philosophie als der Wissenschaft des All" heraus, von denen Schelling selbst richtig und schonend bemerkt, daß sie ziemlich treu nach seinen Vorlesungen abgefaßt und vielleicht nur zu desultorisch geschrieben seien. Paulus wollte den Meister im Schüler treffen und die „Beiträge" in der hallischen Literaturzeitung „herunterreißen", wie sich Schelling ausdrückt*).

Gleich in der ersten Zeit machte Schelling die Bekanntschaft eines jungen und bedeutenden würzburger Künstlers, der eben damals den goethe'schen Preis erhielt und für den sich Goethe selbst lebhaft interessirte: es war der Bildhauer und Maler Martin Wagner**), der bald darauf nach Paris und Rom ging und sich zehn Jahre später durch die Erwerbung der äginetischen Bildwerke und des barberini'schen Faun, die er im Auftrage des Kronprinzen Ludwig besorgte, um die münchener Kunstsammlungen im höchsten Grade verdient machte. Seinen Bericht über die äginetischen Sculpturen gab Schelling mit „kunstgeschichtlichen Anmerkungen" heraus (1817)***). Die Freundschaft mit diesem Künstler, der größtentheils in Rom lebte, blieb ungetrübt und wurde, wie man aus Schellings Briefen sieht, mit der Zeit vertraut und herzlich.

Am lebhaftesten aber verkehrte er während der würzburger Jahre mit Joseph Windischmann, der in seiner Nähe zu Aschaffenburg lebte. Er war in demselben Jahre als Schelling geboren (den 24. August 1775), hatte das Studium der Medicin in seiner Vaterstadt Mainz begonnen, in Würzburg und Wien

---

*) Aus Schellings Leben. II. S. 78 flgd.

**) Ebendaselbst. II. S. 7. (Br. Goethes vom 29. Nov. 1803.) Vgl. Caroline II. S. 256.

***) Sämmtl. Werke Abth. I. Bd. IX. S. 110—206.

fortgesetzt und nach der Rückkehr in seine Heimath sich mit philosophischen und geschichtlichen Studien beschäftigt. Da nach dem Frieden von Lüneville das linke Rheinufer an Frankreich gefallen war, nahm der letzte Kurfürst von Mainz Karl Theodor Dalberg seine Residenz in Aschaffenburg, wohin auch die mainzer Universität verlegt wurde; der Kurfürst ernannte Windischmann zu seinem Leibarzt (1802) und im folgenden Jahr zum Professor der Philosophie und Geschichte in Aschaffenburg. Die Annäherung an Schelling geschah schon früher. Windischmanns erste Schrift „Versuch über die Medicin nebst einer Abhandlung über die sogenannte Heilkraft der Natur", in demselben Jahre als Schellings „Ideen" erschienen (1797), bot dem letzteren in der Anerkennung des brown'schen Systems einen Berührungspunkt. Er hatte die Schrift schon durch Hufeland kennen gelernt, als Windischmann sie ihm zuschickte. In seiner Antwort begrüßt er in dem Verfasser einen Geistesgenossen, den er zur Mitarbeiterschaft an seiner naturphilosophischen Zeitschrift einladet, und mit dem er gemeinschaftlich fortzuschreiten wünscht. Seit dem Frühjahr 1801 stehen beide in freundschaftlichem Briefwechsel*).

In der neuen Zeitschrift für speculative Physik veröffentlicht Windischmann seine „Grundzüge zu einer Darstellung des Begriffs der Physik" (1802), er widmet Schelling seine Uebersetzung des platonischen Timäus als „der ersten ächten Urkunde wahrer Physik bei den Griechen" und läßt in demselben Jahre seine „Ideen zur Physik" erscheinen (1804). Bei Gelegenheit seines Dankes für die Zueignung des Timäus macht Schelling eine Bemerkung, die über die Aechtheit und Unächtheit platonischer Schriften mit jener Willkür verfügt, die sich in seiner Richtung fortpflanzte und namentlich bei Ast hervortrat: er will den Timäus nicht

*) Aus Schellings Leben. I. S. 326.

für platonisch, sondern für ein späteres christliches Machwerk halten, das den Verlust des ächten ersetzen sollte, wenn es ihn nicht veranlaßt habe*)!

Wäre Windischmann nicht eine so weiche, zur Verehrung geneigte Natur gewesen, die voller Bewunderung zu Schelling emporsah, so hätten seine „Ideen zur Physik" um einer Stelle willen, die Schelling mißfiel, leicht einen Bruch herbeigeführt. Die Spannung dauerte fast ein Jahr (Sommer 1804 — Sommer 1805), während dessen gereizte Briefe wechseln, von Windischmanns Seite im Tone schmerzlicher Kränkung, von der Schellings in der schroffsten, um das Gefühl des Anderen unbekümmerten Härte, die verletzen will. Es wird geradezu widerlich, mit welchem grausamen Nachdruck er seine Ueberlegenheit dem nachgiebigen Windischmann, der sie so freiwillig und demüthig anerkennt, immer wieder von neuem einzuschärfen für gut findet. Er mochte Windischmanns leere Ausgleichungsbestrebungen, seine etwas breite und stumpfe Darstellungsart mit allem Grunde tadeln und ihm eine Stelle seiner Schrift, die Wasser auf die Mühle der Gegner sein konnte, mit Recht verübeln; er mochte selbst den Ton der Freundschaft einen Augenblick bei Seite setzen und die Sache so gewaltig nehmen, als sie kaum verdiente; aber er behandelt ihn als einen Unwürdigen, wirft ihm seine „kahle Lobrede" vor die Füße und droht, ihn nicht etwa selbst zu recensiren, sondern recensiren zu lassen! Auf Windischmanns tief verletzte und doch Versöhnung suchende Antwort erwiedert Schelling: „Sie müssen es wissen, daß ich ohne Unbescheidenheit mehr Achtung von Ihnen zu fordern habe." „Auch die Dunkelheit, die Sie meiner Manier vorwerfen, ist Ihnen sicher noch nie zum Vorwurfe gemacht worden, wird es wohl auch nie." Am Ende entschuldigt er ihn,

*) Ebendaselbst. II. S. 9.

aber so, daß die schlimmsten Vorwürfe besser waren: vielleicht habe ihn nicht böser Wille, sondern böse Lust zum falschen Freunde gemacht. „Freund! wie ich Sie immer noch zu nennen mir erlauben darf", schrieb Windischmann zurück, „war es möglich, mich so weit zu erniedrigen und gleich dem Koth von den Schuhen zu schleudern?" Schelling blieb ungerührt und fuhr in seiner Weise fort, bis endlich der Buße genug gethan war und er den Armen absolvirte. „Was zwischen uns obgewaltet hat", schreibt er den 3. September 1805, „das soll von meiner Seite ganz verschwinden, ist verschwunden. Ich habe mich überzeugt, daß auch Sie nicht Ihre Sache suchen, und was Sie gegen mich im Busen trugen, nicht gegen die Sache ging. Ich reiche Ihnen die Hand zum ewigen Bündniß für das, was unsere gemeinschaftliche Religion ist: Darstellung des Göttlichen in Wissenschaft, Leben und Kunst und Verbreitung der Allanschauung und Befestigung derselben in den Gemüthern der Menschen*)."

---

*) Ebendas. II. S. 38—43. S. 51—56. S. 73.

Wie leicht Schelling in Kleinigkeiten und ohne Grund gereizt werden konnte und welcher dreisten, ungerechtfertigten Grobheit er sich in solchen Fällen hingab, dafür bietet der Briefwechsel mit Windischmann eine staunenswerthe Probe. Er will dem Kurfürsten Dalberg, der sich ihm günstig gezeigt, zum Zeichen seiner Huldigung den „Bruno" schicken und deßhalb von Windischmann die Titulaturen erfahren. „Schon längst habe ich eingesehen," schreibt er den 26. Juni 1804, „daß es vernünftig, ja gewissermaßen Pflicht der Devotion wäre, Ihrem edeln Kurfürsten die kleine Schrift zu Füßen zu legen." Zweimal hat ihm Windischmann die Titel angegeben und Schelling sie vergessen. Bei der dritten Mittheilung bemerkt er: „aber warum dem Kurfürsten Ihre Schrift zu Füßen legen? wir wollen uns lieber der natürlichen Gewohnheit bedienen, auch den Fürsten unsere Geschenke zur Hand zu überreichen. Ich bitte Sie, dergleichen Ausdrücke, die, wie ich wohl weiß, an sich nichts

IV.

Ende der würzburger Zeit.

Schellings Lage in Würzburg war durch die fortgesetzten Händel schon etwas unleidlich geworden, als ihn die Folgen einer neuen Welterschütterung daraus befreiten. In seiner inneren Entwickelung hat sich ein Umschwung vorbereitet, dessen er sich am Ende dieser Zeit bewußt wird. Seit seinem Eintritt in Leipzig, wo er zuerst den Uebergang aus der Wissenschaftslehre in die Naturphilosophie, jenen Durchbruch findet, der sein geistiges Lebensthema ausmacht, sind zehn Jahre verflossen. Die Arbeiten und Kämpfe dieser Jahre haben ihn reifer und namentlich die letzteren mit dem geistigen Weltzustande vertrauter gemacht. Er sieht, daß der Widerstand, der seinen Ideen von so vielen Seiten in den Weg tritt, nicht bloß in den Unfähigkeiten und Abneigungen Einzelner, sondern tiefer in dem Zeitalter selbst wurzelt, nicht bloß in dessen intellectueller Beschaffenheit, sondern tiefer in dessen sittlicher und religiöser Verfassung, daß daher auf diesen Punkt gewirkt werden müsse, um gründlich zu siegen. Eine ähnliche Erfahrung machte durch seine Kämpfe auch Fichte und erlebte eine ähnliche Umstimmung. Nicht das Wesen der Aufgabe Schel-

---

bedeuten, aber doch den Schein der Bedeutung haben, bei unserem Fürsten zu vermeiden, denn er liebt sie nicht." Die Bemerkung, wie man sieht, ist ganz freundschaftlich gemeint und durch die Art der Anfrage Schellings motivirt. Dieser, offenbar geärgert, daß er in der Devotion etwas zu weit gegangen ist, läßt dafür im nächsten Briefe die üble Laune an Windischmann aus: „dann könnten Sie mir wohl, dächt' ich, auch die Wissenschaft zutrauen, daß man keinem Menschen der Welt etwas zu Füßen legt und mir Ihre überrheinische Lection über solche gleichgültige Ausdrücke ersparen." (Ebendas. II. S. 18. 21 flgd.)

lings ändert sich, sondern ihre Stellung: sie nimmt die letztere gegenüber einem anderen Weltgebiete, in welches sie eindringen will, sie sucht den Durchbruch nicht mehr in das objective Gebiet der Natur, sondern in das der Religion und Geschichte. „Sobald ich den ruhigen Fleck der deutschen Erde gefunden habe", schreibt er an Windischmann im Anfang des verhängnißvollen Jahres 1806, „will ich etwas Radicales und Gründliches unternehmen, um in diesem Kriege des bösen gegen das gute Princip entweder ganz unterzugehen oder völlig zu siegen. Etwas Halbes zu thun hilft nicht, und mehr zu thun, erlaubte die bisherige Lage nicht. Bis sich dies nun alles gefunden hat, so benutzen Sie die Zeit, das Positive zu thun, das Sie thun wollen; dann aber will ich mit Macht und zutrauensvoll Sie aufrufen, mitzukämpfen in diesem würdigen Kampf, der bei dem gleichen Verderbniß aller Grundsätze des Wissens und des Lebens wirklich allgemein werden muß. In meiner Abgeschiedenheit in Jena wurde ich weniger an das Leben und nur stets lebhaft an die N a t u r erinnert, auf die sich fast mein ganzes Sinnen einschränkte. Seitdem habe ich einsehen lernen, daß die R e l i g i o n, der öffentliche Glaube, das Leben im Staat der Punkt sei, um welchen sich alles bewegt und an dem der Hebel angesetzt werden muß, der diese todte Menschenmasse erschüttern soll *)."

*) Aus Schellings Leben. II. S. 78.

Zehntes Capitel.

Schellings Weggang von Würzburg und Stellung in München. Carolinens letzte Jahre und Tod.

I.

Regierungswechsel in Würzburg. Schellings Weggang.

Auf die Schlacht von Austerlitz war den 26. December 1805 der Friede von Preßburg gefolgt. Baiern hatte mit Frankreich gegen Oestreich gekämpft und stand auf der Seite des Siegers, sein Lohn war Vergrößerung des Landes und Erhebung zum Königreich; es wurde der mächtigste der deutschen Rheinbundsstaaten, die den 12. Juli 1806 unter das Protectorat Napoleons traten, sich förmlich von dem bisherigen Reichsverbande lossagten und damit den Untergang Deutschlands herbeiführten, dessen tausendjähriges Reich in Folge der Rheinbundsacte zerfiel (6. August 1806).

Unter den kleineren Territorialveränderungen, welche der Friede von Preßburg zur Folge hatte, war auch die Abtretung des Kurfürstenthums Salzburg an Oestreich, und zur Entschädigung dafür erhielt der bisherige Kurfürst Großherzog Ferdinand von Toskana das Bisthum Würzburg unter dem Namen eines Kurfürstenthums. So kam Würzburg für die nächste Zeit an

einen östreichischen Herrscher. Es war vorauszusehen, daß dieser Regierungswechsel eine Reaction der kirchlich-katholischen Partei zur Folge haben, die Stellung der protestantischen Professoren erschüttern und besonders gegen diejenigen akademischen Lehrer in's Gewicht fallen werde, denen der östreichisch gesinnte Bischof sich widerstrebend bewiesen. Schon den 16. Januar 1806 schrieb Schelling an Windischmann: „meines Bleibens wird nicht lange mehr sein. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir Fremden, Hergerufenen nicht der neuen Regierung überlassen werden, doch ist uns noch nichts Officielles erklärt. Aber welche Perspective, nun in das eigentliche Baiern hineinzumüssen*)!" Er war entschlossen, unter dem neuen würzburger Regiment nicht zu dienen und sich sein Recht auf Entschädigung von Seiten der bairischen Regierung zu wahren, daher er auch für den Sommer 1806 keine Vorlesungen mehr angekündigt und am 6. März den neuen Diensteid nicht geleistet hatte**). Nach seinen bisherigen Erfahrungen war freilich die Aussicht nach Altbaiern nicht eben lockend, und in keinem Falle wollte er an die bairische Universität Landshut gehen***). Wenn daher Steffens erzählt, daß Schelling unmittelbar nach Würzburg einige Jahre in Landshut zugebracht habe, so ist dies falsch und eine jener Täuschungen, die dem erinnerungsreichen Manne in seiner Selbstbiographie manche begegnen†). Und wenn Salat wissen will, daß später Schellings Berufung nach Landshut an Sochers Stelle von einer Partei betrieben, von Zentner dagegen abgelehnt und von Thürheim widerrathen worden sei, so steht doch in seinem Anekdoten-

*) Aus Schellings Leben. II. S. 78.

**) Caroline. I. S. 282 flgd.

***) Aus Schellings Leben. II. S. 80.

†) Steffens. Was ich erlebte. Bd. VIII S. 356 flgd.

kram nichts davon, daß Schelling selbst die Berufung gewünscht oder sich darum beworben habe *).

Der einzige Platz, der ihm paßte, war eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften zu München, die zwei Jahre vorher den Physiker Ritter und den Philosophen Fr. H. Jacobi zu Mitgliedern ernannt hatte. Aber München war der Hauptsitz seiner Feinde. Um sich den Weg zu bahnen und ungünstige Einwirkungen zu beseitigen, schien ihm das Beste, selbst nach München zu gehen. Das Wintersemester 1805/6 war sein letztes in Würzburg, den 24. März brachten ihm die Studenten eine Abschiedsovation, den 17. April verließ er Würzburg für immer und ging nach München, wohin ihm seine Frau in der zweiten Hälfte des Mai nachfolgte.

Er hatte die würzburger Verhältnisse, die im Anzuge waren, ruhig beurtheilt und gut gethan, ihnen zu weichen. Das Volk hatte die bairischen Reformen von Herzen satt und empfing den neuen Fürsten aus dem Hause Oestreich, als er den 1. Mai 1806 seinen Einzug hielt, mit dem größten Jubel **). Alles nahm den rückläufigen Weg; der Geist der neuen Regierung war päbstlich und napoleonisch, beides in kleinlichster Art. Auf dem religiösen und theologischen Gebiete herrschte der Einfluß des Bischofs, auf dem politischen die Furcht vor Napoleon. Eine ängstliche Censur überwachte und verhütete jede Aeußerung, die dem französischen Gewaltherrscher oder dessen Creaturen auch nur von fern mißfallen konnte. Es ging so weit, daß dem Professor Metz in seinem Leitfaden der Anthropologie ein Satz, der es mit Kant

*) Schelling in München: eine literarische und akademische Merkwürdigkeit. Mit Verwandtem. Von J. Salat. II. Heft. Nr. 4. „Schelling wird — nicht Professor in Landshut.“ S. 8—13.

**) Caroline. II. S. 294—296 (Schilderung des Einzugs).

problematisch ließ, ob das Genie oder der gute Kopf für die Menschheit mehr Werth habe, deßhalb gestrichen wurde, weil es in französischen Blättern hieß: Napoleon sei das größte Genie*)!

II.

Schelling in München. Das neue Königreich.

Als Schelling nach München kam, war er einunddreißig Jahre alt; er war sechsundsechszig, als er es für immer verließ. Dieser weite Zeitraum theilt sich in zwei Abschnitte von fast gleicher Länge, zwischen welche ein Urlaubsaufenthalt in Erlangen fällt. Auf Schellings siebenjährige Kathederwirksamkeit in Jena und Würzburg folgt eine doppelt so lange Zeit in München ohne Lehramt; auf die sieben Jahre in Erlangen, wo er für einige Zeit die akademische Lehrthätigkeit gleichsam gastirend wiederaufnimmt, folgt eine doppelt so lange Periode der münchener Professur. Wir haben zunächst seinen ersten Aufenthalt in München vor uns: die Jahre von 1806—1820.

In dieser Zeit erreicht der französische Cäsarismus seine Höhe und endet durch zweimaligen Sturz, die erste Entwicklungsperiode der französischen Revolution ist abgelaufen, die Wiederherstellungsepoche tritt ein, die Anfänge der europäischen Reaction. Die Kriege Frankreichs mit Preußen, Spanien, Oestreich vollenden die napoleonische Weltherrschaft, der Krieg mit Rußland bringt die Katastrophe, die deutschen Freiheitskriege die Entscheidung; es folgt die Neugestaltung Deutschlands, die Errichtung des deutschen Bundes, die Friedenscongresse, die ersten deutschen Verfassungskämpfe, die karlsbader Beschlüsse.

Das neubairische Königreich bleibt so lange als möglich

*) Franz Berg. Von J. B. Schwab. S. 439.

seinem Ursprunge treu, es kämpft mit Napoleon gegen Preußen, Oestreich, Rußland, bis der Wechsel der Geschicke und die Gewalt der Interessen es nöthigen, kurz vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig die fremden Fahnen zu verlassen, im Vertrage zu Ried (den 8. October 1813) sich mit Oestreich zu verbinden und fünf Tage darauf seinen Abfall vom Rheinbunde zu erklären.

Als Rheinbundsstaat, als napoleonisches Königreich ist es nach außen so gut als eine französische Provinz, nach innen von entgegengesetzten Strömungen bewegt, die in ihren beiden Hauptrichtungen soweit übereinstimmen, daß sie Deutschland gegenüber die bairische Selbstherrlichkeit, den bairischen Sonderstaat als gemeinsames Ziel verfolgen. Aber während die Einen das neue, vom Glück außerordentlich begünstigte Königreich durch schnelle Reformen heben und durch eine Hochwirthschaft der Aufklärung zu einem glänzenden Culturstaat machen möchten, wollen die Anderen die altbairische, den aufgeklärten Reformen abgeneigte Art festhalten und namentlich gegen protestantische und norddeutsche Invasionen schützen: beide Parteien auf gleiche Weise undeutsch gesinnt und der französischen Fremdherrschaft ergeben, nur in Rücksicht auf die kirchlich-katholischen Interessen einander ungleich. Stockbairisch und Katholisch, diese beiden Factoren mischen sich in dem Parteiinteresse, welches die Feinde der Neuerungen, die sogenannte „Patriotenpartei", treibt; die feste Burg, aus der sie drohen, ist die Macht des fremden Eroberers. In einer Zeit, wo Napoleon den Kirchenstaat weggenommen und den Bannstrahl der Kirche davongetragen hat, setzt die römisch gesinnte Partei in Baiern auf diesen Erzfeind des Pabstes die Summe ihrer Hoffnungen. Einer ihrer Gelehrten beweist, daß die Baiern nicht Deutsche, sondern Celten, also Verwandte der Gallier sind; einer

ihrer Hauptführer, der Generallandesdirectionsrath Christoph von Aretin*) verkündet in einer damals weitverbreiteten Schrift „die Pläne Napoleons und seiner Gegner“ (1809), daß durch Napoleon die katholische Kirche über die protestantische Welt siegen werde, er verdächtigt die Gegner des Katholicismus, insbesondere die nach Baiern berufenen protestantischen Gelehrten als Feinde Napoleons: die ganze protestantische Secte sei gegen den Kaiser verschworen**). Entgegengesetzt in katholischer Hinsicht, gleichgesinnt in politischer verhält sich Montgelas, der regierende Minister, religiös ganz indifferent, der Pfaffenherrschaft abgeneigt, in seiner Finanzwaltung gewissenlos und verderblich, in seiner Politik durchaus französisch und dem deutschen Nationalinteresse feindlich. Seiner Leitung schuldet Baiern die durch Frankreich gewonnene Größe, sein politisches Schicksal ist an das Napoleons geknüpft, so lange dieser in der Welt herrscht, herrscht Montgelas in Baiern, bald nach dem Sturze des Kaisers verliert er Einfluß und Stellung (1817). Unter ihm blühte der bairische Particularismus, nichts erschien ihm abgeschmackter und widerwärtiger als das aufkommende Deutschthum, und so mächtig war damals im Lande selbst die Hinneigung zu Frankreich und das französisch gesinnte Abhängigkeitsgefühl, daß sogar nach dem großen Umschwung der Dinge die Rettung Deutschlands durch den Sieg bei Leipzig in Baiern kaum gefeiert wurde***). In der Nähe des Throns gab es einen Mann, der von Herzen deutsch gesinnt

---

*) Ueber die Herkunft der Aretine vgl. K. H. Ritter von Lang's Memoiren. Th. II. S. 178—181.

**) Friedr. Thiersch's Leben, herausgegeb. von H. Thiersch. Bd. I. S. 74 flgd. Zu vergl. Anselm Feuerbachs Nachlaß. (Br. an seinen Vater v. 11. März 1810.) Bd. I. S. 189.

***) Anselm Feuerbachs Nachlaß. Bd. I. S. 193—202.

und in der That Baierns deutschester Mann war: Kronprinz Ludwig.

Montgelas' Politik und Ehrgeiz wollten aus Neubaiern den ersten deutschen Culturstaat machen, ein Abbild Frankreichs im Kleinen. Die Verhältnisse begünstigten den Plan. Im Anfange dieses Jahrhunderts, mitten unter fortwährenden Kriegen, welche die größeren Staaten erschütterten, zum Theil zerstörten, gab es in Deutschland wirklich für die Pflege der Wissenschaften keine bessere Zuflucht, als das mächtig gewordene und in seinen Staatsmännern den Reformbestrebungen günstige Baiern. „Wo haben Sie," schreibt Fr. H. Jacobi im Herbst 1805 an A. Feuerbach nach Landshut, „an der Spitze der Geschäfte so viele einsichtsvolle und rechtschaffene, nur das Beste mit Eifer wollende Männer beisammen, wie hier; wo vier Geheimräthe, wie Zentner, Branka, Stichaner und Schenk? Mit diesen müssen wir uns vereinigen und es erringen, daß ein Gemeinsames werde. Die Sache Baierns ist bei dem gegenwärtigen Zustande von Europa die Sache der Menschheit. Dieses steht mir mit der größten Klarheit vor Augen, daran halte ich mich und will nicht eher verzagen, bis ich muß*)."

Der neue Königsthron sollte auch im Glanze der Wissenschaft und Kunst leuchten, unter ihm sollte München ein Sammelplatz geistiger Notabilitäten werden. Es war Montgelas weniger um die Sache und den Culturzweck als um das Prestige, weniger um das Gebäude und die Wohnung als um die effectvolle Façade zu thun. Die Akademie der Wissenschaften wurde umgestaltet, Jacobi Präsident, die Eröffnung geschah den 27. Juli 1807; eine Akademie der bildenden Künste wurde gegründet. Zur Reform der Gesetzgebung berief man Anselm Feuerbach aus

*) Ebendas. Bd. I. S. 109.

Landshut (1806), zur Leitung des Schulwesens Niethammer von Bamberg (1808); Schlichtegroll aus Gotha kam als General-secretär der Akademie, ihm folgte sein Freund, der Philologe Fr. Jacobs von Gotha, dieser und Niethammer bewirkten, daß Fr. Thiersch von Göttingen an die Gelehrtenschule in München berufen wurde (1809). Und um auch seinerseits die fürstliche Gunst nach französischem Vorbild über Kunst und Wissenschaft leuchten zu lassen, stiftete der König in dem neuen Civilverdienst-orden eine Art bairischer Ehrenlegion.

Diese Berufungen fremder und protestantischer Gelehrter machten in dem Lager der „Stockbaiern" sehr böses Blut und es kam gelegentlich zu Ausbrüchen des Hasses und zu Pöbelagitationen namentlich gegen Jacobi, Feuerbach und Thiersch. Ein Augenzeuge berichtet, daß im Theater, als Kabale und Liebe gegeben wurde und Jacobi zugegen war, bei den Worten Ferdinands: „unterdessen erzähle ich der Residenz eine Geschichte, wie man Präsident wird" ein gewaltiges Applaudiren, ein wahres Jauchzen entstanden sei, das mehrere Minuten anhielt. „Ich kann nicht begreifen", fährt der Gewährsmann fort, „wie es jemand möglich wird, Präsident zu bleiben, wenn er das gehört. Jacobi blieb aber ruhig hinter dem Stuhle der Frau Ministerin stehen *)." Die Anfeindungen werden gewaltsamer, und der aufgehetzte Pöbel bestürmt Jacobi und Feuerbach sogar in ihren Häusern; der letztere muß am Palmsonntag, den 15. April 1810, einen förmlichen Aufzug geworbener Leute bei sich sehen, die ihn verhöhnen, Schachteln mit Pasquillen bringen, in seinem Hause nach gestohlenen Ohrringen suchen, Todtenweiber, die seine Leiche in den Sarg legen wollen, u. d. m. Er hat in seinen

*) Br. Baranoff's an Thiersch v. 8. Juni 1808. Fr. Thiersch's Leben. I. S. 54 flgd.

Aufzeichnungen diese Scene als den „merkwürdigsten Tag seines Lebens" beschrieben*). Das Aergste aber begegnete Thiersch, gegen den am 28. Februar 1811 in der Dunkelheit des Abends, als er eben in sein Haus eintreten wollte, ein Meuchelmord versucht wurde, glücklicherweise kam er mit einer ungefährlichen Wunde davon. „Der Mörder", schreibt Feuerbach, „kann fast mit den Fingern gedeutet werden. Aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden. Auf mich sind ebenfalls die geschäftigen Hände dieser Herrn gerichtet. Außer der sogenannten Patriotenpartei habe ich noch eine Menge anderer Feinde. Ich bin sehr auf meiner Hut. Ich gehe Abends nicht auf die Straßen noch bei Tage in sehr entfernte Gegenden des Parks ohne die Begleitung meines Bedienten und ohne zwei gut geladene Terzerole und einen tüchtigen Degen in meinem Rocke. Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafstube wohl verriegelt, und auf meinem Nachttische liegen beständig meine zwei Pistolen**)."

Im ersten Jahr des neuen Königreichs trat Schelling in seinen neuen bairischen Staatsdienst. Die Stellung, die er erhielt, war eine doppelte: er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste mit dem Range eines Collegiendirectors, wie es in seinem Anstellungsdecrete hieß (1807); zehn Jahre später wurde er in der Akademie der Wissenschaften Secretär der philosophischen Classe. Er zählte zu den Notabeln und war mit unter den ersten, die zu Rittern des neugestifteten Ordens ernannt wurden. Die münchener Verhältnisse gestalteten sich für ihn weit günstiger als zu erwarten stand; die Tagespolemik, für welche

*) A. Feuerbachs Nachlaß. Bd. I. S. 193—202.

**) Ebendas. I. S. 203. Vgl. Fries. Von Henke. S. 318.

die Stellung an einer Universität, die öffentliche Wirksamkeit in einem Lehramt beständigen Stoff bietet, verstummte eine Zeit lang, da ihr diese Nahrung fehlte. Seine Stellung in München lag so günstig und zurückgezogen, daß sie keine laute Mißgunst gegen sich erregte, nicht einmal die der Altbaiern. Er hielt sich aus Klugheit neutral und seine Stellung erleichterte ihm diese Vorsicht. Was ihn aber besonders hob, ein Zeichen guter Vorbedeutung für seine Zukunft in Baiern, war das Interesse des Kronprinzen, den er gleich durch sein erstes Auftreten gewann.

Auf die bewegten, durch mancherlei Kämpfe aufgeregten Zeiten von Jena und Würzburg folgten drei ruhige, tief befriedigte, dem stillen Fortgange seiner Gedanken und dem Genusse häuslichen Glücks gewidmeten Jahre. Da traf ihn der härteste Schlag und riß die Frau, die ihm alles war, von seiner Seite.

III.

Carolinens letzte Jahre und Tod.

Nach stürmischen Irrfahrten hatte sie in der Gemeinschaft mit Schelling ihres Lebens Ziel und Erfüllung gefunden. Ihre Briefe aus Würzburg und München strahlen von Befriedigung und Glück. Den ersten Sommer ihrer Ehe hatten sie in Schellings Heimath zugebracht und auf ihren Wanderungen auch Tübingen besucht. „Ich habe da", erzählt sie der Schwester, „alles gesehen, wo er gelebt und gelitten, im Stipendium gewohnt, gegessen, wie er als Magister gekleidet gewesen, wie der Neckar unter seinen Fenstern vorbeigeflossen und die Flöße darauf und alle alten Geschichten, die er so hübsch erzählt, ich habe auch Bebenhausen besucht, wo er seine erste Kindheit zugebracht." Sie interessirt sich für alles, was ihn angeht, für seinen Magisterrock, wie für seine speculativen Gedanken, für die Staffage seines Lebens,

wie für dessen höchsten geistigen Inhalt, er ist ihre Welt geworden und sie bedarf keiner anderen. „Ich lese selbst sehr wenig", schreibt sie den 18. März 1804 an Julie Gotter, „aber ich habe auch einen Propheten zum Gefährten, der mir die Worte aus dem Munde Gottes mittheilt." Er ist ihr unerschöpflich, täglich neu, und sie immer auf's Neue entzückt von der Liebenswürdigkeit seines Wesens; so jugendlich frisch und so verjüngt durch ihre Liebe ist Herz und Phantasie dieser vierzigjährigen Frau, daß alle Schlacken des Geliebten vor ihrem Blick abfallen und sie ihn sieht in seiner ganzen Herrlichkeit. „Schelling grüßt Dich", schreibt sie derselben Freundin gegen Ende der würzburger Zeit, „er ist sehr lustig und doch ungemein gesetzt, streng, ernst und sanft, unerschütterlich und würdiger, als ich aussprechen kann. Dies ist wahrlich kein Spaß, liebes Julchen, und Spaß bei Seite, es ist doch wirklich wahr, daß von allen Fremden niemand hier mehr Achtung und Liebe sich erworben hat, als unser herrlicher Freund *)."

Während Schelling in München seine neuen Verhältnisse zu gründen sucht (Frühjahr 1806), schreibt sie ihm in den Wochen der Trennung die feurigsten und zärtlichsten Briefe, jeder Ausdruck leuchtet von Sehnsucht und Hingebung. „Lebe wohl", endet der erste dieser Briefe, „lebe wohl, mein Herz, meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille. Ich habe Dein Bild zu mir genommen und spreche mit ihm." Und einige Tage später: „Du liebster Freund, wenn ich nur erst weiß, daß es Dir gut geht, so will ich auch einsam fröhlich essen, trinken und schlafen. Das allein Essen ist das Schlimmste für mich. Es wäre thöricht, wenn ich Dir erzählen wollte, wie ich Dich in

*) Caroline. II. S. 248, 258; 282. (Der letzte Br. ist vom 1. Decemb. 1805.)

Gedanken liebkose. Du weißt es wohl." Mitten in der leichtesten Plauderei, welche die Neuigkeiten des Tages durchläuft, brechen Worte flammender Sehnsucht hervor: „o Du süßes, liebes Herz! Wann werde ich doch die Andacht zum Herzen meines Herrn wieder halten! Hast Du aber wohl gehofft, daß ich es so ertrüge?" Sie hat die bezaubernde Gabe, auch die allergewöhnlichsten Dinge so anmuthig zu sagen, daß sie wie poetisch erscheinen. Es ist die Rede von ihrer künftigen Hauswirthschaft in München: „das wünsche ich sehr, daß wir uns vor's Erste speisen lassen und ich d i e Art der Sorglosigkeit üben kann, die man auf der Reise hat. Wo kriegtest Du denn auch eine Küche her? Oder hast Du etwas dergleichen, wo man Feuer zu Wasser machen kann?" Im letzten Briefe vor ihrer Abreise wird auch der Ort besprochen, wo sie das erste Wiedersehen feiern wollen: „Du kommst mir auf jeden Fall nur so weit entgegen, wie der König der Königin — bis Dachau*)." Ist es nicht, als ob unter der leichten Berührung ihrer Feder sich die gewöhnlichsten Dinge in Gedichte verwandeln wollen?

Ihre Briefe aus München schildern fein und ergötzlich eine Reihe interessanter Personen, die in jener Zeit an ihr vorübergingen, wie Frau von Staël, Rumohr, Bettina Brentano und Tieck, den sie von alten Zeiten her kannte.

Kurz vor Weihnachten 1807 kam Frau von Staël mit ihrem Begleiter — A. W. Schlegel. „Diese Anwesenheit, welche acht Tage dauerte," schreibt sie nach Gotha, „hat uns viel Angenehmes gewährt. Schlegel war sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die freundlichsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich. Frau von Staël hat über

---

*) Ebendas. II. S. 285, 289, 302, 304, 312. (Br. vom 21. u. 26. April, 9. u. 15. Mai 1806.)

allen Geist hinaus, den sie besitzt, auch noch den Geist und das Herz gehabt, Schelling sehr lieb zu gewinnen. Sie ist ein Phänomen von Lebenskraft, Egoismus und unaufhörlich geistiger Regsamkeit. Ihr Aeußeres wird durch ihr Inneres verklärt und bedarf es wohl; es giebt Momente oder Kleidungen vielmehr, wo sie wie eine Marketenderin aussieht und man sich doch zugleich denken kann, daß sie die Phädra im höchsten tragischen Sinne darzustellen fähig ist*)."

An einer andern Stelle beschreibt sie den Kunstkenner Rumohr: „es ist immer Schade um ihn, daß er so gar unvernünftig, langweilig und policinellenhaft ist, denn einen Sinn hat ihm der Himmel gegeben, eben den für Kunst, wo er reich an den feinsten, zugleich sinnlichsten Wahrnehmungen ist. Der Freßsinn ist ebenso vortrefflich bei ihm ausgebildet, es läßt sich gar nichts gegen seine Ansicht von der Küche sagen, nur ist es abscheulich, einen Menschen über einen Seekrebs ebenso innig reden zu hören, wie über einen kleinen Jesus**)."

Kurz vor ihrem Tode hatte sie die Brentanos kennen gelernt und Tieck wiedergesehen. Ihre letzten Briefe schildern die Eindrücke. „Es scheint sich jetzt," schreibt sie Anfang 1809 ihrer Schwester, „mancherlei Volk auf die Art nach München ziehen zu wollen, wie ehemals nach Jena. Wir besitzen alleweil die ganze Brentanorei. Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentano's geheirathet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit den Clemens (Demens) Brentano sammt dessen Frau, eine bethmann'sche Enkelin, die ihn sich entführt hat, dann Bettina Brentano, die aussieht, wie eine kleine ber-

*) Ebendas. II. S. 343. (Br. v. 15. Januar 1808.)

**) Ebendas. II. S. 354. (Br. v. 16. Sept. 1808 an Pauline Gotter.)

liner Jüdin und sich auf den Kopf stellt, um witzig zu sein, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verrenkt und gespannt damit hat; alle Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen.“ „Sie ist ein wunderliches kleines Wesen, eine wahre Bettine (aus den venetianischen Epigrammen) an körperlicher Schmieg- und Biegsamkeit, innerlich verständig, aber äußerlich ganz thöricht, anständig und doch über allen Anstand hinaus, alles aber, was sie ist und thut, ist nicht rein natürlich, und doch ist es ihr unmöglich anders zu sein. Sie leidet an dem brentano'schen Familienübel einer zur Natur gewordenen Verschrobenheit, ist mir indessen lieber, wie die anderen. In Weimar war sie vor 1—2 Jahren, Goethe nahm sie auf, wie die Tochter ihrer Mutter, der er sehr wohl wollte, und hat ihr tausend Freundlichkeiten und Liebe bewiesen, schreibt ihr auch zuweilen.“ „Hier kam sie mit ihrem Schwager Savigny her, blieb aber ohne ihn, um singen zu lernen und Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich darniederliegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn besuchten, hat sie viel Spectakel und Scandal gegeben, sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im Klaren über ihn, aber keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm sein konnte.“ „Unter dem Tisch ist sie öfter zu finden wie darauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirst neugierig sein zu wissen, ob sie dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollig, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht. Mit den Tiecks ist überhaupt eine närrische Wirthschaft hier eingezogen. Wir wußten es wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand

wieder vergessen, daß unser Freund Tieck nichts ist als ein anmuthiger und würdiger Lump." „Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den Tieck gar nicht so groß lassen möchte, wie er ist: „„sieh, wie Du da so liegst, gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor"" — was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte.*)." „Ob Tiecks katholisch geworden oder nicht", schreibt sie einige Wochen später ihrer Schwester, „kann ich nicht bestimmt beantworten, ist aber auch nicht nöthig, was den förmlichen Uebertritt betrifft." „Sie haben sich gänzlich dem Hause Habsburg ergeben und hoffen, Deutschlands Heil werde sich von daher entwickeln. Uebrigens sind alle diese Hoffnungen und Glauben und Lieben nur poetisch bei ihnen zu nehmen, sie machen sich wenig aus Gott und der Welt, wenn sie sich nur recht in die Höhe schwingen können und das Geld nicht mangelt. Ich habe nie unfrömmere und in Gottes Hand weniger ergebene Menschen gesehen als diese Gläubigen; besonders ist in der Schwester ein durchaus rebellischer Sinn." „Die drei Geschwister, jedes mit großem Talent ausgerüstet, in der Hütte eines Handwerkers geboren und im Sande der Mark Brandenburg, könnten eine schöne Erscheinung sein, wenn nicht diese Seelen und Leib verderbliche Immoralität und tiefe Irreligiosität in ihnen wäre." „Friedrich Schlegel ist auch in Wien, er ist wie zum katholischen Glauben zum Hause Oestreich übergetreten. Wilhelm scheint doch unter seiner Aegide, d. h. unter der Aegide seiner Pallas, protestantisch zu bleiben, so gläubig er sonst gegen seine Freunde gesinnt ist, aber hier geht eben Glauben gegen Glauben und Einfluß gegen Einfluß auf. Dennoch ist er der reinste von allen diesen, denn ach wie sind jene von der Bahn

*) Ebendas. II. S. 357 flgd. S. 360 flgd. (Br. v. 1. März 1809 an Pauline Gotter.)

abgewichen, wie haben sie sich sämmtlich durch Bitterkeit gegen die Schicksale bestimmen lassen, die sie sich doch selber zugezogen! Friedrich hat die Anlage ein Ketzerverfolger zu werden, fast soll er schon fett, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch sein. Ich habe sie alle in ihrer Unschuld, in ihrer besten Zeit gekannt. Dann kam die Zwietracht und die Sünde, man kann sich über Menschen täuschen, die man nicht mehr sieht, noch Verkehr mit ihnen hat, aber ich fürchte sehr, ich würde mich über Friedrich entsetzen. Wie fest, wie gegründet in sich, wie gut, kindlich, empfänglich und durchaus würdig ist dagegen der Freund geblieben, den ich Dir nicht zu nennen brauche*)."

Unwillkürlich nehmen diese letzten ihrer brieflichen Bekenntnisse den Charakter eines Rückblicks in die eigene Vergangenheit, sie sieht noch einmal die Freunde jener Zeit in der Nähe und Ferne vor sich, erkennt klar und theilnehmend deren Schicksale, Schiffbruch und Schuld, und erhebt wieder und immer wieder den Mann ihrer Wahl und ihres Herzens, in dessen Liebe sie wirklich das Ziel erreicht hat, das sie lange labyrinthisch gesucht. Sie hätte auf dem öffentlichen Felde der Literatur sich Ruhm erwerben können, wenn sie gewollt hätte, und es ist in der Beurtheilung dieser Frau nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie, mit allen Talenten dazu ausgerüstet, den Namen und Glanz einer Schriftstellerin vermieden und nie ein Gelüste darnach empfunden hat. Heute, nach mehr als einem Jahrhundert, ist ihr ungesucht und ungewollt diese Bedeutung zugefallen, denn die Welt wird Caroline Schelling und ihre Briefe nicht wieder vergessen. So lange sie lebte, suchte sie das Glück ächt weiblicher Lebensbefriedigung mit einem Seelenbedürfniß, einer Geistesempfänglichkeit, einer Erregung und einem Aufschwunge aller Gemüthskräfte,

*) Ebendas. II. S. 363—365. (Br. v. 17. März 1809.)

daß sie Täuschungen erfahren mußte und durch Irrungen hindurchging. Zuletzt ist ihr das Meisterstück da gelungen, wo sie es allein erstrebt hat, wo es am schwersten und seltensten ist: im Leben selbst, sie hat im Kampfe mit dem Schicksal, der nie ohne Schuld ausgeht, den Sieg und nach dem Worte des Dichters die ächteste aller Frauenkronen davongetragen: „das Allerhöchste, was das Leben schmückt, wenn sich ein Herz entzückend und entzückt, dem Herzen schenkt im süßen Selbstvergessen!" Und daß Schelling der Mann war, der das Herz dieser Frau ganz bewältigen und sich zu eigen machen konnte, giebt auch seinen Zügen einen Ausdruck, der sie verschönert, den wir, keineswegs blind für manche Schwächen und Härten, die ihn verunstalten, gern und lange betrachtet haben.

Im Juni 1809 wurde Schelling krank und suchte, nachdem er sich etwas erholt, die volle Genesung in seiner Heimath, im elterlichen Hause zu Maulbronn, wo sein Vater seit zwei Jahren Prälat war. Er hatte München den 18. August verlassen und wollte gegen Anfang des Herbstes wieder zurückgekehrt sein. Nach einer kleinen Fußreise, die sie in den ersten Tagen des September gemacht, erkrankte Caroline und starb am frühen Morgen des 7. September an derselben Krankheit, die vor sieben Jahren ihre Tochter in Bocklet weggerafft hatte*)." Nach ihrem Tode ging Schelling zu seinen Verwandten nach Stuttgart. Von hier schrieb er an Louise Gotter, die älteste und vertrauteste Freundin Carolinens, und erzählte ihr den Verlauf der letzten Tage und wie sie starb. „Sie entschlief sanft und ohne Kampf, auch im Tode verließ sie die Anmuth nicht; als sie todt war, lag sie mit

*) Ein Jahr später unterlag derselben Krankheit das Kind der Schwester Schellings, ein Jahr später (Ende August 1811) Carolinens Bruder Philipp Michälis. Aus Schellings Leben. II. S. 227, 266.

der lieblichsten Wendung des Hauptes, mit dem Ausdruck der Heiterkeit und des herrlichsten Friedens auf dem Gesicht." „Ich stehe da, erstaunt, bis ins Innerste niederschlagen und noch unfähig meinen ganzen Jammer zu fassen. Mir bleibt der ewige durch nichts als den Tod zu lösende Schmerz, einzig versüßt durch das Andenken des schönen Geistes, des herrlichen Gemüths, des redlichsten Herzens, das ich einst in vollem Sinne mein nennen durfte. Mein ewiger Dank folgt der herrlichen Frau in das frühe Grab *)."

Gegen Ende October kehrte er nach München zurück. Die Welt war ihm verödet durch ihren Tod. Erst den 14. Januar konnte er Windischmann schreiben und für seine Theilnahme danken. „Sie ist nun frei und ich bin es mit ihr, das letzte Band ist entzweigeschnitten, das mich an diese Welt hielt. All mein Liebes deckt das Grab, die letzte Wunde öffnet und schließt, je nachdem wir's denken, alle übrigen. Ich gelobe Ihnen und allen Freunden, von nun an ganz und allein für das Höchste zu leben und zu wirken, so lange ich vermag. Einen andern Werth kann dieses Leben nicht mehr haben; es in Unwerth zuzubringen, da ich es nicht willkürlich enden darf, wäre Schmach; die einzige Art es zu ertragen ist, es selbst als ein ewiges zu betrachten. Die Vollendung unseres angefangenen Werks kann der einzige Grund der Fortdauer sein, nachdem uns in der Welt alles verschwunden — Vaterland, Liebe, Freiheit **)."

Seinem Schwager Philipp Michälis hatte Schelling bald nach seiner Rückkehr geschrieben ***). Mit ihm, der die Schwester lieb gehabt und einst mit Aufopferung für sie gehandelt hatte, feiert er

*) Ebendas. II. S. 174 flgd.
**) Ebendas. II. S. 187.
***) Ebendas. II. S. 184.

das Andenken Carolinens, wie es in seiner Seele fortlebt. „Sie war ein eigenes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkte zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten neu, seitdem sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geiste, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O etwas der Art kommt nie wieder!"

Elftes Capitel.

Wiederverheirathung. Philosophische Richtung und Schriften während der ersten münchener Zeit.

I.

Wiederverheirathung.

Pauline Gotter.

In der weiblichen Mittrauer des gotter'schen Hauses fand Schelling eine ihm tröstliche und wohlthuende Theilnahme. Die jüngere Tochter Pauline hatte in der Verstorbenen die mütterliche Freundin verehrt, die geistig hohe Frau bewundert und fühlte Schellings Verlust wie den eigenen. Ihre Zeilen waren unter den ersten, die er nach dem Tode Carolinens empfing. „Mir scheint eine halbe Welt in ihr untergegangen", schrieb sie, „es ist kein Kummer, kein Schmerz, der nur im Augenblick heftig faßt und den die Zeit bald mildert, nein, ich fühle es zu gut, es ist ein Schmerz, der immer so bleiben wird, denn nichts kann es ersetzen, es kann nie wieder so werden." „Aller Enthusiasmus eines jugendlichen Herzens war ihr geweiht, ich hätte ihr alles opfern können, und mit welcher Freude." „Das Andenken dieser herrlichen Freundin halte uns verbunden *)!" Diese Worte waren

*) Aus Schellings Leben. II. S. 170 flgd. (Br. v. 23. Sept. 1809.)

Balsam auf seine Wunde, und er antwortete so, daß sich der Briefwechsel fortsetzte. Die ersten Briefe leben ganz in dem Andenken und dem gemeinschaftlichen Cultus der Verstorbenen, und sein Schmerz findet hier den freisten und vertraulichsten Ausdruck. „Nun die Liebe nicht mehr war", schreibt er den 12. Februar 1810, „nun erst hatte ich auch Augusten ganz verloren. Iphigeniens Gesang: es ist geschehen, all die Lieben deckt das Grab, ist mein tägliches Lied *)."

Indessen ist ihm die junge Freundin im Laufe der Briefe näher getreten und schon in diesem wünscht er auch über andere Dinge mit ihr zu reden: „es giebt so manches, worüber wir uns freundlich unterreden können, z. B. die Wahlverwandtschaften! Wie denkt man bei Ihnen davon — oder vielmehr wie denkt Pauline darüber?" Dieser seelenkundigste aller Romane war eben damals erschienen. Mit einer jungen Freundin über die Wahlverwandtschaften sprechen, heißt mit ihr auf dem Seeleninstrumente vierhändig spielen. Pauline antwortet am Schlusse ihres nächsten Briefes: „Sie fragen mich nach den Wahlverwandtschaften, bester Freund, und ich hätte gar gern noch recht viel mit Ihnen darüber gesprochen, wenn ich nicht fühlte, wie unbescheiden es ist, Ihnen schon so viel geschrieben zu haben, also auf ein andermal**)."

Pauline Gotter, vierzehn Jahr jünger als Schelling (sechsundzwanzig jünger als Caroline), stand damals in voller Mädchenblüthe, frisch, phantasievoll, Tochter eines Dichters, der Goethes Jugendfreund und ein Genosse der Wertherperiode gewesen war, selbst von Goethe väterlich geliebt und stets mit herzlichem Wohlwollen betrachtet; er pflegte oft zu ihr zu sagen:

*) Ebendas. II. S. 193. Vgl. oben Cap. VI. S. 100.

**) Ebendas. II. S. 209.

„Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um zwanzig Jahr", und das war Musik für ihr Ohr. Sie lebte in jener Zeit viel bei ihrer Freundin Silvie von Ziegesar in Drackendorf, einem anmuthigen Rittersitz bei Jena, und so oft sich Goethe hier aufhielt, besuchte er gern das gastliche Herrenhaus, dessen Burgruine Lobeda der Schauplatz eines seiner schönsten Gedichte ist: „da droben auf jenem Berge, da steht ein altes Schloß u. s. f." Eine Reihe Briefe, die Pauline damals an Schelling schrieb, kommen von Drackendorf und bringen allerlei Nachrichten von Goethe. Der Ton der Briefe wird immer wärmer, die Mittheilungen immer eingehender und persönlicher; Schelling erzählt ihr von seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Entwürfen, von dem Streit mit Jacobi und schickt ihr das geharnischte Buch; sie brauchen nicht mehr über die Wahlverwandtschaften zu sprechen, da sie schon im Zuge sind, sie zu erleben. Von beiden Seiten wünscht man sich zu sehen, und nach mancherlei vergeblichen Plänen findet um Pfingsten 1812 (zwischen München und Gotha) im Posthause zu Lichtenfels die verabredete Zusammenkunft statt und zugleich die Verlobung, der nach wenigen Monaten die Heirath folgt. „Vom Aeußern anzufangen", so schildert Schelling seinem Bruder die Verlobte, „ist es schwer, Pauline zu beschreiben. Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, groß, schlank und sieht fast mehr einem Werk der Phantasie als einem Werk der Natur ähnlich. Ohne eine Schönheit zu sein, hat sie eine ihr ganz eigene Holdseligkeit in den Mienen, ein liebliches Wesen, das ihr alle Herzen gewinnt. Sie ist zart und von leicht störbarer Gesundheit, aber durchaus frei von allen weiblichen Kränklichkeiten und hat eine unauslöschliche durch nichts zu störende Heiterkeit." „Was aber freilich über alles geht, ist ihr ganz vortreffliches, von jedem, der sie kennt, dafür erkanntes Herz, und daß sie mich mit der reinsten, innigsten

Liebe liebt. Ich habe nie ein Herz gefunden, in welchem der allgemeine Saamen des Bösen so wenig Wurzel geschlagen, es ist kein böses Aederchen in ihr, sie ist ganz Huld, Liebe und Güte." Den 23. August meldet er seinem Freunde Pfister, dem er auf mehrere Briefe die Antwort schuldig geblieben war: „ich hätte viel zu schreiben, um mich zu entschuldigen, aber ich glaube mit dem Geladenen im Evangelio kurz sprechen zu dürfen: ich habe ein Weib genommen*)."

II.

Philosophische Richtung und Schriften.

1. Magie und Mystik.

So weit sich Schellings Entwicklung seinen Zeitgenossen durch Schriften kundthut, sind die ersten sechs Jahre in München (1806 bis 1812) die ergiebigsten eines fast halben Jahrhunderts, das ihm noch zu leben verliehen ist. Die Richtung, die schon in der würzburger Zeit hervortritt, giebt das Thema der münchener: sie fordert den Fortgang von der Naturphilosophie zur Theosophie, den Durchbruch in das objective Feld des religiösen und geschichtlichen Lebens, die Ausbildung der Anschauungsweise, welche Schelling seine „geschichtliche Philosophie" nennt. Wie die Naturphilosophie sich der Theosophie nähert und unter deren Herrschaft tritt, ändern sich ihre ursprünglich naturalistischen Züge und sie gewinnt mehr und mehr das Ansehen der Magie und Mystik. In den Anfängen der neuern Zeit war die philosophische Naturerkenntniß aus der Theosophie entstanden und durch die Wälder der Magie und Mystik, die auf ihrem Wege lagen, allmälig vorgedrungen in das helle und offene Gebiet der Naturforschung: ihr Weg ging von der platonischen Renaissance durch

*) Ebendas. II. S. 322—324.

kabbalistische und mystische Vorstellungsweisen, durch Agrippa von Nettesheim, Paracelsus und Jacob Böhme zu Bacon, Descartes und Spinoza *). Schellings Fortgang vergleicht sich diesem Wege in umgekehrter Richtung: von Spinoza zu Jacob Böhme. Es ist hier nicht der Ort, diesen Bildungsproceß seiner Ideen von innen heraus zu beurtheilen, denn wir beschreiben jetzt nur die biographische Thatsache. Unter dem rein naturphilosophischen Gesichtspunkte, welcher der erste war, erschien die Natur als bewußtloser Geist d. h. als Gesammtleben, als die Entwicklung eines und desselben Lebens, als der nothwendige und gesetzmäßige Stufengang dieser Entwicklung; unter dem theosophischen erscheint das Naturleben als Theogonie, die Naturkräfte als Organe dunkler Willenskräfte, die im Menschen losgebunden, bewußt und frei werden; die Gebiete bewußtlosen und bewußten Lebens lassen sich nicht durch eine Grenzlinie scheiden, sondern durchdringen sich gegenseitig und greifen tief ineinander. Wenn der bewußte Wille unmittelbar als Naturkraft auftritt und handelt, wie es in dem thierischen Magnetismus der Fall zu sein scheint, so wirkt er magisch; wenn das bewußtlose Vorstellen die Grenzen der Sinnesempfindung und Reflexion durchbricht und weiter als beide reicht, wie im Fernempfinden und Hellsehen, in den bedeutungsvollen Ahnungen und Träumen, so erscheint ein solches höheres und geheimnißvolles Wahrnehmungsvermögen magisch und mystisch zugleich. Für diese Erscheinungen auf der Nachtseite der Natur und des menschlichen Seelenlebens finden wir Schelling gleich im Anfange der münchener Jahre eifrig interessirt, gefolgt von einem neuen Geschlecht magischer und mystischer Naturphilosophen, unter denen die Aerzte keineswegs die letzten sind.

*) Vgl. Bd. I. dieses Werks. (II. Aufl.) Einl. IX. S. 83—97. Einleitung. IX. S. 83—97.

Franz Baader, zehn Jahre älter als Schelling, nach seinem Beruf Mediciner und Arzt, unter den mystischen Philosophen der nachkantischen Zeit unstreitig der erste, gleichsam ein geborener, nicht erst gewordener Mystiker, war als Theosoph Schelling vorangegangen, hatte ihn durch seine Schriften mannigfach angeregt, namentlich auf Jacob Böhme hingewiesen, auch selbst von Schellings Schriften Anregungen empfangen. Jetzt lebten sie in München zusammen, collegialisch als Mitglieder der Akademie, philosophisch in Jacob Böhme, persönlich als Freunde verbunden. „Ein divinatorischer Physiker," schreibt Caroline von Baader, „einer der herrlichsten Menschen und Köpfe, nicht in Baiern, sondern in Deutschland *)."

Es ist charakteristisch, was für ein Phänomen damals in den Kreisen der münchener Naturphilosophen das größte Aufsehen erregte und als der Anfang zu den gewaltigsten Entdeckungen erschien. Das Gerücht erzählte von einem wälschtyroler Landmann, Namens Campetti, der die Gabe haben sollte, Wasser und Metall unter der Erde zu fühlen und durch die sogenannte Wünschelruthe, die sich in seinen Händen drehte, den Ort zu bezeichnen. Ritter (uns von Jena her bekannt) versprach sich davon die wichtigsten Erfolge und wünschte die Sache selbst zu sehen und zu untersuchen; in der That wurde er auf Baaders Betrieb von Seiten der Regierung nach Tyrol geschickt und brachte den Mann mit nach München. Hier wurden nun allerhand Experimente angestellt, die für überzeugend galten und überall in München sprach man von Campetti. Wie eifrig namentlich im schelling'schen Kreise dieses Phänomen verhandelt wurde, und welche Schlüsse man daraus zog, sieht man aus den Briefen, die im Anfange des Jahres 1807 Caroline an ihre Schwester, Schelling

*) Caroline. II. S. 328 flgd. (Br. v. 31. Januar 1807.)

an Hegel schreibt. „Die eigentliche Wünschelruthe“, berichtet der letztere, „schlägt uns nun allen über der kleinsten Masse von Metall oder Wasser, d. h. uns allein, die wir uns damit beschäftigen, denn vielen hat Natur die Kraft versagt oder Lebensart geraubt. Es ist dies eine wirkliche Magie des menschlichen Wesens, kein Thier vermag sie auszuüben. Der Mensch bricht wirklich als Sonne unter den übrigen Wesen, die alle seine Planeten sind, hervor *).“ Eine neue bis dahin verborgene Art magnetischer Anziehung, die als siderische bezeichnet wurde, schien entdeckt. Ritter gründete darauf seine Theorie des „Siderismus“, die um ihrer Wichtigkeit willen eine besondere Zeitschrift haben sollte. Schelling sah die Entdeckung des „magischen Willens“ vor sich und schrieb darüber als eine ausgemachte Sache an Windischmann: „die Versuche haben sich schon ziemlich weit fortgebildet. Mich verwundert, daß Sie in Ihrem Aufsatz noch keine Kenntniß von dem Einfluß des Willens (dem magischen, unmechanischen nämlich) zu haben wenigstens schienen. Oder wollten Sie davon als einem Mysterium noch schweigen? Pendel, Baquette oder was man ihnen substituiren mag, folgt dem Entschluß des Willens (ja auch leisem Gedanken) ebenso wie der willkürliche Muskel, dessen Bewegung ohne dieß eine rotatorische ist. So sind unsere Muskeln in der That nichts anderes als Wünschelruthen, die nach innen oder außen schlagen, Flexoren, Extensoren, je nachdem wir es wollen. Form, Figur, Zahl u. s. f. hat den bestimmendsten Einfluß auf das Phänomen. In manchen einzelnen Beobachtungen und Versuchen zeigt es schon seine nahe Verwandtschaft mit der magnetischen Clairvoyance. Kurz, hier oder nirgends ist der Schlüssel der alten Magie,

*) Ebendas. II. S. 328—332. Aus Schellings Leben. II. S. 112—114.

wie auch Sie sagen; das letzte Entgegenstehende ist überwunden, die Natur kommt in des Menschen Gewalt, aber nicht auf fichte'sche Weise*)."

Unter den Jüngeren, die in der mago-mystischen Richtung der Naturphilosophie sich geltend machen, finden wir einen, dem wir jetzt als Schellings Schüler und Anhänger, später als seinem Amtsgenossen und Freunde wieder begegnen werden: Gotthilf Heinrich Schubert, ein Mann, in dem sich sehr verschiedene Elemente auf eine liebenswürdige Art mischten: von ärztlichem Beruf, von urväterlich frommem Glauben, duldsam durch eigene Milde und herder'schen Einfluß, phantasiereich und empfindsam aus eigener Gemüthsart und nach dem Vorbilde Jean Paul's; er hatte Schelling in Jena gehört und verehrte in ihm seinen Meister, ihm verdankte er, daß er als Rector des neuen Realinstituts nach Nürnberg gerufen wurde (1809). Sein Lieblingsfeld war die Magie des menschlichen Seelenlebens. Er hatte über dieses Thema einige Jahre vorher (Winter 1807/1808) in Dresden Vorlesungen gehalten und als „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" herausgegeben; in Nürnberg schrieb er „die Symbolik des Traumes" (1814). Jene religiöse Vorstellungsart, gegen welche Schelling sich einst als „Widerporst" gezeigt hatte, war jetzt in die Naturphilosophie selbst eingedrungen und stand ihm nahe. Innerhalb seiner Lehre spannt sich schon der Gegensatz der früheren und späteren Elemente und tritt in seinen Anhängern hervor: ich meine den Gegensatz der naturalistischen und theosophischen, der pantheistischen und mystischen Denkweise; auf jener Seite steht Oken, auf dieser Schubert, ein Widerstreit, der sich auch persönlich fühlbar machte, als später beide an derselben Universität und auf demselben wissenschaftlichen

*) Ebendas. II. S. 119. (Br. 30. Juni 1807.)

Gebiet zusammenwirkten. Und Schelling stand nicht gleichgültig in der Mitte, sondern neigte sich mehr zu Schubert als zu Oken.

2. Bruch mit Fichte.

Die Naturphilosophie war, wie oben erzählt, aus der Wissenschaftslehre hervorgegangen, sie hatte sich als Identitätslehre über dieselbe erhoben und ihr entgegengesetzt als den höheren und umfassenderen Standpunkt. Auf der anderen Seite vollzog sich die letzte Entwicklung der Wissenschaftslehre im ausdrücklichen und schroffsten Widerstreit gegen die Naturphilosophie; die erlanger Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten, die berliner über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, die Anweisung zum seligen Leben behandelten die Naturphilosophie als eine zurückgebliebene, dem gröbsten Dogmatismus wieder verfallene, gänzlich verfehlte Leistung*). Darüber kommt es zum Bruch zwischen Fichte und Schelling. Nachdem er die erlanger Vorlesungen in der jena'schen Literaturzeitung beurtheilt hat (1805), schreibt Schelling seine Abhandlung „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur verbesserten fichte'schen Lehre." (1806). „Was sagen Sie zu Fichte's neusten Sprüngen?" schreibt er den 1. August 1806 an Windischmann, „was ich dazu sage, haben Sie wohl zum Theil schon in der jena'schen Literaturzeitung gelesen, obgleich das nur eine flüchtige Arbeit ist, gefertigt nach der Ansicht des Einen Buchs. Seitdem habe ich die übrigen gelesen und eine eigene Abhandlung geschrieben, darlegend das Verhältniß zwischen ihm und mir. Diese wird in einigen Wochen erscheinen; so lange bleibt es unter uns. Ich halte diese Schrift für eine meiner besten und tüchtigsten." Wie erbittert er damals über Fichte urtheilte, zeigt der nächste Brief an Win-

*) Vgl. Bd. V dieses Werks. Buch IV. S. 878—880.

dischmann drei Monate später. „Ich freue mich, wenn Sie das Buch über Fichte gefreut hat. Es ist geschrieben in der Absicht, Aergerniß zu geben; hoffentlich wird es daran nicht fehlen. Ich berge nicht, daß ich einen wahren Ingrimm über Fichte empfunden, nicht in Bezug auf mich (was sollte mich wohl noch erzürnen können?), aber über die unerhörte Anmaßung, mit solchen Vorstellungen sich über dem Zeitalter zu wähnen und es zurückrufen zu wollen zum plattesten Berlinismus, der wahrlich in seiner ursprünglichen Heimath bald sich selbst vernichtet haben wird. Fichte'sche Philosophie, Staatsansicht und halbherzige Religionslehre wäre der Weg zur vollkommenen Niedrigkeit der deutschen Nation und dem Zustande, der ihr wahrscheinlich bevorsteht. Was wollte man wohl mit solchen Begriffen und verworrenen künstlichen Vorstellungen noch ausrichten und wirken?" Ein Jahr später spottet er über die Sonette, worin Fichte jetzt seine Philosophie docire: „diese werden nun zum Verstehen überreden, da das Zwingen nicht helfen wollte*)."

Schellings Gegner haben ihm vorgeworfen, daß er in seinen ersten Schriften, namentlich in der „vom Ich", Fichte geplündert und später in dem Atheismusstreit sich aus unwürdiger Klugheit neutral gehalten habe. Beide Vorwürfe sind falsch. Fichte selbst würde sie gemacht haben, wenn sie am Platz gewesen wären, aber er hat in Schelling nicht seinen Plagiator, sondern seinen talentvollsten ihm ebenbürtigen Schüler gesehen, sich denselben zum Collegen gewünscht, unmittelbar nach dem Ausgange des Atheismusstreites in freundlichstem Briefwechsel mit ihm verkehrt, bestrebt, Schelling in seine Nähe nach Berlin zu ziehen, in den Händeln mit der jena'schen Literaturzeitung völlig mit ihm ein-

*) Aus Schellings Leben. II. S. 97 flgd. S. 104. (Br. 1. Nov. 1806.) S. 125 (v. 31. Dec. 1807.)

verstanden, und eifrig mit dem Plane beschäftigt, in Gemeinschaft mit Schelling eine neue kritische Zeitschrift zu gründen. In dem System des transscendentalen Idealismus anerkennt Fichte Schellings „genialische Darstellung", und dieser findet den Brief an Reinhold „erschütternd und den Gipfel der polemischen Kunst des ganzen Zeitalters." Nachdem Schelling die „Darstellung meines Systems der Philosophie" gegeben und seiner Lehre damit eine völlig selbständige Bedeutung beigelegt hat, treten die Differenzen hervor, von Schellings Seite zunächst in der Hoffnung auf eine tiefere endgültige Uebereinstimmung, von Fichtes Seite mit dem Wunsch, einen öffentlichen Ausbruch des Streites aus Rücksicht auf den Triumph der Gegner zu vermeiden. Fichte behauptet, die Wissenschaftslehre sei vollkommen in der Begründung, nicht in der Ausführung, sie sei in den Principien vollendet, nicht im Ausbau; Schelling beansprucht für sich den principiellen Fortschritt. In diesem Punkte giebt es keine Ausgleichung. Die brieflichen Auseinandersetzungen die (in der zweiten Hälfte des Jahres 1801) darüber geführt werden, enden zuletzt in dem gegenseitigen Bekenntniß, daß keiner den andern jemals verstanden habe. In den freundschaftlichen Ton mischt sich der gereizte, der namentlich von Schelling in einer Weise verstärkt wird, die Fichte als Beleidigung empfinden mußte. Dieser wollte schon aus den „Briefen über Dogmatismus und Kriticismus" erkannt haben, „daß Schelling die Wissenschaftslehre nicht durchdrungen habe." „Dieß", erwiedert Schelling, „kann um so eher der Fall gewesen sein, da ich, als jene Briefe entstanden, von der Wissenschaftslehre in der That nur die ersten Bogen kannte. Aber freilich habe ich sie in diesem Sinne bis jetzt nicht durchdrungen, noch bin ich gesonnen, sie in diesem Sinne jemals zu durchdringen, nämlich so, daß ich bei dieser Durchdringung der Durchdrungene sei. Diese

Meinung habe ich von der Wissenschaftslehre nie gehabt und habe sie also noch viel weniger jetzt, daß ich sie als das Buch betrachte, worauf nun fernerhin jeder im Philosophiren angewiesen wäre und angewiesen werden müßte, obgleich freilich das Urtheil in philosophischen Dingen um ein Beträchtliches erleichtert wäre, wenn es dazu bloß eines ausgestellten Testimoniums des Verstehens oder Nichtverstehens von Ihnen bedürfte." Die Spannung zwischen beiden Männern war schon im October 1801 so weit gediehen, daß der Krieg um die Hegemonie bevorstand, und es bedurfte nur der Veranlassung, die Fichte in seinen erlanger und berliner Vorträgen gab, um Schellings angesammelte Streitlust zum Ausbruch zu bringen*)."

3. Entfremdung von Hegel.

In der Identitätslehre standen Schelling und Hegel zusammen, der ältere Freund erscheint als Mitarbeiter und Anhänger des jüngeren, in einem ähnlichen Verhältniß, als Schelling einst Fichte gegenüber gehabt hatte und dessen Anschein er jetzt um keinen Preis mehr dulden wollte. Er wollte nicht „Mitarbeiter" sein, sondern Führer. In seiner Schrift „über die Differenz des fichte'schen und schelling'schen Systems der Philosophie" (1801)

---

*) Fichtes und Schellings philosophischer Briefwechsel aus dem Nachlasse beider herausgegeben von H. Fichte und K. Fr. A. Schelling. (Cotta. 1856.) S. 54, 61, 63, 77. Die drei Hauptbriefe: Fichte an Schelling v. 31. Mai/7. August 1801. Schelling an Fichte v. 3. October 1801. S. 102 flgd. Fichtes Antwort v. 15. Octob. S. 110. Vgl. Fichtes Brief an Schad v. 29. Dec. 1801: „Ich hoffe, meine zu Ostern erscheinende neue Darstellung soll sein Vorgeben, daß er mein System welches er nie verstanden hat weiter geführt, in seiner ganzen Blöße darstellen." „Schelling hat nie gewußt, was kritischer Idealismus ist." S. 130.

hatte Hegel die Sache des letzteren als die fortschreitende und darum siegende beurtheilt, und Schelling, wie er die eben erschienene Schrift Fichten anzeigt, bemerkt, sie sei von „einem sehr vorzüglichen Kopf", er habe das Werk nicht hindern können, denn er könne keinem seine gesunden Augen nehmen, um das Verhältniß zwischen Fichte und ihm zu sehen, wie es in Wahrheit sei*). Was aber Schelling damals nicht ahnte, war die in jener Schrift schon verborgene Einsicht Hegels, daß auch über die Fassung der Identität, wie sie Schelling gab, müsse hinausgegangen werden und das Princip noch der Vollendung bedürfe. Er nimmt seinen eigenen Weg und beginnt seine Lehre von der Schellings zu unterscheiden, zu trennen. In der Vorrede zu seiner „Phänomenologie des Geistes" erleuchtet er dieses Verhältniß und giebt in dem Werke selbst die erste imposante Grundlegung seines Systems, das in dem folgenden Jahrzehnt, durch die Logik und Encyklopädie fortgebildet, zu einer philosophischen Macht anwächst, welche Schelling zu überragen und in den Augen der Zeitgenossen zu verdunkeln anfängt. Nach Berlin berufen, entfaltet er eine glänzende Lehrwirksamkeit, mit deren Bedeutung und Erfolg die gleichzeitige Schellings in Erlangen und München keinen Vergleich aushält.

Die Phänomenologie erscheint 1807. Im Anfange dieses Jahres schreibt Schelling: „auf Dein endlich erscheinendes Werk bin ich voll gespannter Erwartung. Was muß entstehen, wenn Deine Reife sich noch Zeit nimmt, ihre Frucht zu reifen! Ich wünsche Dir nur ferner die ruhige Lage und Muße zur Ausführung so gediegener und gleichsam zeitloser Werke." So dachte er nicht mehr, nachdem das Werk erschienen und er die Vorrede gelesen. Er hatte nur die Vorrede gelesen. „Inwiefern Du

*) Ebendas. S. 107.

selbst," heißt es in seiner Erwiederung, „des polemischen Theils derselben erwähnst, so müßte ich bei dem gerechten Maß der eigenen Meinung von mir selbst doch zu gering von mir denken, um diese Polemik auf mich zu beziehen, sie mag also, wie Du in dem Briefe an mich geäußert, nur immer auf den Mißbrauch und die Nachschwätzer fallen, obgleich in der Schrift selbst dieser Unterschied nicht gemacht ist. Du kannst leicht denken, wie froh ich wäre, diese einmal vom Hals zu bekommen. Das, worin wir selbst wirklich verschiedener Ueberzeugung oder Ansicht sein mögen, würde sich zwischen uns ohne Aussöhnung kurz und klar ausfindig machen und entscheiden lassen, denn versöhnen läßt sich freilich alles, Eines ausgenommen. So bekenne ich, bis jetzt Deinen Sinn nicht zu begreifen, in dem Du den Begriff der Anschauung opponirst*)." Dieser Brief vom 2. November 1807 ist Schellings letzter an Hegel.

Von jetzt an sieht er in dem früheren Freunde seinen Widersacher. Daß Niethammer die Absicht hat, Hegel nach Erlangen zu berufen, nimmt er als Zeichen einer ihm feindseligen Gesinnung. „Ich habe", schreibt er den 31. December 1810 an Schubert, „viel böse Menschen kennen gelernt und viel Böses von anderen erfahren, aber einen solchen wie Paulus und so viel als von ihm, keinen und von niemand." „Niethammer ist im Grunde wie Paulus gesinnt. Er hat Paulus zugesagt, ihm nach Erlangen zu verhelfen. Auch Hegel dahinzubringen, ist Hauptangelegenheit für ihn**)."

4. Schellings akademische Rede.

Naturphilosophie und Kunstphilosophie bilden in Schellings

*) Aus Schellings Leben. II. S. 112. S. 124.

**) Ebendas. II. S. 243.

Identitätslehre die beiden Enden des gesammten Systems, die in einander greifen und die Idee der Welteinheit vollenden. Das Kunstwerk ist das Naturproduct des Geistes, die aus genialer Geisteskraft wiedergeborene Natur, das Ziel, worin die Intelligenz zur Natur kommt, wie die Natur zur Intelligenz im (menschlichen) Organismus. Erst jetzt erscheint das Verhältniß von Natur und Kunst in seinem vollen Licht, in seiner ganzen Tiefe. Aus dem Entwicklungsgesetz der Natur erhellt das Entwicklungsgesetz der Kunst, insbesondere der Kunst, die ihre Ideen verkörpert, Körper bildet und formt; aus dem Bildungsgange der Natur erklärt sich als aus dem innersten Grunde der Bildungsgang der plastischen Kunstformen. Diese Einsicht empfängt der Kunstphilosoph vom Naturphilosophen. Schelling ist beides. Als Naturphilosophen hatte ihn die bairische Regierung nach Würzburg, als Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste nach München berufen; in dieser Stellung soll er am Namenstage des Königs den 12. October 1807 die Festrede halten. Es war das erstemal, daß er in München öffentlich in einer feierlichen und auserwählten Versammlung auftrat. Er sprach über „das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ und zeigte, wie die Kunst in dem Entwicklungsgang ihrer Stile unbewußt dem Vorbilde der Natur folgt. Die Rede selbst war ein stilistisches Kunstwerk, und der Eindruck, den sie hervorbrachte, mächtig und von ungewöhnlicher Art. Schelling hatte das Vorgefühl dieser Wirkung. „Es wird diese Rede“, schrieb er am Tage vorher seinem Vater, „vielleicht nicht ohne Einfluß auf mein nächstes Glück sein. Der Minister und der vor wenigen Wochen zurückgekommene Kronprinz werden Zuhörer sein*).“

---

*) Ebendaselbst. II. S. 120 flgd. (Das Datum dieses Br., der

Triumphirend schildert Caroline ihrer Freundin Gotter noch an demselben Tage Haltung und Eindruck der Rede: „ich habe die Freude gehabt selbst Zeuge davon zu sein, indem ich von einer verdeckten Gallerie sie sprechen hörte. Schelling hat mit einer Würde, Männlichkeit und Begeisterung geredet, daß Freund und Feind hingerissen war und nur eine Stimme darüber gewesen ist vom Kronprinzen und den Ministern an, die gegenwärtig waren, bis zu den Geringsten. Es ist mehrere Wochen nachher bei Hof und in der Stadt von nichts die Rede gewesen als von Schellings Rede.“ „Jacobi, der für Schelling überhaupt Achtung, selbst Zuneigung hat, aber freilich weder im Charakter noch in der Philosophie mit ihm übereinstimmt, sagte, seine Bewunderung sei gegen das Ende bis zur Bestürzung gestiegen, und in der That sah man ihm das auch etwas an*).“

Anders freilich erklärt in einem Briefe an Fries Jacobi selbst seinen Eindruck, der weniger bestürzt als empört war und keineswegs Bewunderung zur Ursache, sondern vielmehr eine polemische Aufregung zur Folge hatte, die Jacobi dazu trieb, gegen Schelling zu schreiben. „Gegenwärtig bin ich mit einer neuen Erörterung der schelling'schen Lehre beschäftigt, wozu mich die akademische Abhandlung dieses Meisters „„über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur““ unwiderstehlich getrieben. Die darin angewendete berückende Methode, der Betrug, welcher darin durchaus mit der Sprache getrieben wird, haben mich empört **).“

---

22. October, ist entweder ein Schreib- oder Druckfehler, da er den 11. Oct. geschrieben sein muß.) S. oben. Cap. X. S. 179.

*) Caroline. II. S. 340. (Br. v. 12. Oct. 1807.)

**) J. Fr. Fries, dargestellt von E. L. Th. Henke. S. 312. (Br. v. 26. Nov. 1807.)

5. Die Begründung der Theosophie.

Seitdem Eschenmayer der Identitätslehre den Einwurf gemacht hatte, daß die Thatsache des religiösen Lebens ihr Fassungsvermögen übersteige, war die Auflösung dieses Problems in Schellings Untersuchungen eingetreten und allmälig durch seine eigene Entwicklung in den Vordergrund gestellt worden. Er wollte zeigen, daß zur Durchdringung des religiösen Lebens seine Lehre nicht bloß die Fähigkeit, sondern die alleinige Vollmacht habe. Jetzt mußte der pantheistische Gottesbegriff näher bestimmt und so entwickelt werden, daß er die Religion bis in ihre innersten Mysterien hinein zugleich begründet und erleuchtet. Nun ist der bewegende Grund alles religiösen Lebens das menschliche Erlösungsbedürfniß, das Bewußtsein des Uebels, der Schuld, des Bösen, welches selbst in dem Vermögen der Freiheit seine Wurzel hat. Hier also liegt der Kern des Problems, der Punkt, an welchen der Hebel zu setzen. Es ist nicht genug, daß die Freiheit als das Vermögen des Bösen mit dem pantheistischen Gottesbegriff irgendwie ausgeglichen wird, sie muß aus ihm abgeleitet und begründet, es muß in dem Wesen Gottes gleichsam die Gegend entdeckt werden, wo jenes Vermögen wurzelt, so wurzelt, daß es außerdem gar keinen anderen Grund haben kann und doch die Natur Gottes dadurch keineswegs dualistisch getrennt, im Gegentheil erst dadurch in ihrer wahren, lebendigen, persönlichen Einheit hergestellt wird.

Diese Fassung des Problems bedingt die Auflösung: es ist die Freiheitslehre, welche die Identitätslehre in Theosophie verwandelt. Den Anfang machte schon die würzburger Schrift über „Philosophie und Religion." Die eigentliche Grundlegung giebt Schelling fünf Jahre später in seinen „philosophischen Un-

tersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände.“ Die Abhandlung erscheint in dem „ersten Bande seiner philosophischen Schriften“ (Landshut 1809), der bei seinen Lebzeiten der einzige geblieben ist, sie ist in diesem Bande die einzige neue Schrift, zugleich eine der tiefsinnigsten und wichtigsten der gesammten philosophischen Literatur und unter den Werken, die seine Lehre fortbilden, das letzte von ihm selbst veröffentlichte. Was noch folgt, hat damit verglichen nur abhängigen Werth und den Charakter der Gelegenheitsschrift.

Er selbst war von der Bedeutung des Werks durchdrungen und nahm dasselbe keineswegs als einen Bruch mit seiner früheren Lehre, sondern als deren Ziel. So äußert er sich brieflich gegen Windischmann, als er ihm seine neue Untersuchung ankündigt: „dieser Band enthält zwar nur eine eigentlich neue Abhandlung, inzwischen umfaßt diese gewissermaßen die ganze ideelle Seite der Philosophie und gehört zu dem Wichtigsten, was ich seit langer Zeit geschrieben.“ „Ich weiß, daß Sie nicht wie Fr. Schlegel denken, dessen verdeckte Polemik ich in eine offene zu verwandeln gesucht habe. Sein höchst crasser und allgemeiner Begriff des Pantheismus läßt ihn freilich die Möglichkeit eines Systems nicht ahnden, worin mit der Immanenz der Dinge in Gott, Freiheit, Leben, Individualität, desgleichen Gutes und Böses besteht.“ „Ich habe in dieser Abhandlung das, was man mein System nennen kann, da hinausgeführt, wo es auf dem Wege der ersten Darstellung wirklich hinaus sollte. Es war ein Unglück, daß diese nicht fertig geschrieben wurde; viel Mißverstand wäre dadurch in der Wurzel abgeschnitten worden*).“

*) Aus Schellings Leben. II. S. 156 flgd. (Br. v. 9. Mai 1809.)

6. Neue Aufgaben.

Die Weltalter. Mythologie und Offenbarung. Negative und positive Philosophie.

Jetzt erscheint die Lehre Schellings, unter ihrem höchsten d. h. theosophischen Gesichtspunkte betrachtet, als eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte Gottes. Wie Gott selbst die Natur als Grund in sich faßt und trägt, so das schelling'sche System die Naturphilosophie.

Die Entwicklungsgeschichte Gottes ist seine Selbstoffenbarung, die durch die Welt hindurch- und darum in Perioden eingeht. Diese Perioden der göttlichen Selbstoffenbarung sind die „Aeonen" oder „Weltalter", Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, nicht nach menschlichem, sondern nach göttlichem Maß zu unterscheiden: die Zeit vor, in und nach der Welt; die Urzeit, diese Welt, die künftige.

Die Entwicklungsgeschichte Gottes im menschlichen Bewußtsein, das menschliche Erlebtwerden Gottes ist die Religion: als Naturproceß oder Theogonie wird Gott erlebt in der Mythologie, als wirklich offenbarer Gott in der Offenbarung. Das ist im engeren Sinn die Geschichte Gottes und deren Darstellung „die geschichtliche Philosophie", die sich darum in „Philosophie der Mythologie" und „Philosophie der Offenbarung" unterscheidet.

Nehmen wir nun, daß die göttliche Selbstoffenbarung Natur und Welt als nothwendige Bedingungen in sich begreift, ohne welche sie nicht erfüllt werden kann, in die sie aber keineswegs ohne Rest aufgeht, so müssen hier diese beiden Factoren wohl unterschieden werden: die negativen Bedingungen und die positive Erfüllung, oder, was dasselbe heißt, in dem Gesammtproceß des göttlichen Lebens das Reich der Nothwendigkeit und das der

Freiheit. Demgemäß zerfällt das Gesammtsystem der Philosophie in „negative und positive Philosophie“, und so erklärt sich, wie Schelling die Freiheits- und Offenbarungslehre als „die positive Philosophie“ bezeichnet, welche die Welt bis jetzt entbehrt habe und die zu bringen, er der berufene Philosoph sei.

Einen Vorblick auf die Philosophie der Mythologie giebt Schelling „als Beilage zu den Weltaltern“ (die nicht erschienen waren) in der letzten von ihm veröffentlichten Separatschrift „über die Gottheiten von Samothrake“ (1815). Es war der erste Versuch einer Anwendung der in der Freiheitslehre entwickelten Begriffe auf die Religionslehre. Als er sie seinem Freunde Gries schickt, bemerkt er dabei: „es ist der erste Schritt zur Ausführung eines Plans, den ich Ihnen einst, wenn ich nicht irre, auf der unvergeßlichen Reise zwischen Dresden und Jena vorphantasirt und vorgefaselt habe, und den Sie mit so vieler Heiterkeit aufnahmen. Jetzt ist einigermaßen Ernst daraus geworden, d. h. etwas daran könnte doch noch wahr werden *).“

7. Stuttgarter Privatvorlesungen. Unsterblichkeitslehre.

Das Jahr, in welchem die Freiheitslehre, dieses letzte seiner schöpferischen Werke, erscheint, war das Todesjahr seiner Frau. Mit ihr zugleich endet auch bei ihm die Lust literarischen Wirkens.

Um sich geistig wiederaufzurichten und Kraft zu neuer Arbeit zu sammeln, nahm Schelling für längere Zeit Urlaub und lebte den größten Theil des Jahres 1810 (Febr. — Octob.) in Stuttgart. Hier umgab ihn ein Kreis gereifter, durch Bildung und Lebensstellung angesehener Männer, die den Wunsch hatten, von ihm selbst in seine Lehre eingeführt zu werden. Gern ergriff er

*) Ebendaselbst. II. S. 364.

diese Gelegenheit, die ihn auf seine Sache richtete und zu dem lebendigsten Gedankenverkehr mit sich und Anderen bewog. Die Form der Belehrung sollte dialogisch sein, nicht Vorträge, die nachgeschrieben, sondern Gespräche, in denen Fragen und Bedenken mitgetheilt wurden. Die Zusammenkünfte, angeregt durch den Präsidenten von Wangenheim, fanden statt im Hause des Oberjustizrath Georgii, mit dem sich Schelling in Folge dieses philosophischen Verkehrs näher befreundete. Den Inhalt seiner dialogischen Lehrvorträge, deren Abriß aus dem Nachlaß des Philosophen veröffentlicht ist, bildete sein System unter dem Standpunkt der Freiheitslehre. Er wollte hier die gesammte Philosophie in einem Guß geben als die geistige Darstellung des Universums, als „Manifestation Gottes", Geschichte der göttlichen Selbstoffenbarung, worin die Unterschiede des Niederen und Höheren als „Perioden" oder „Potenzen" gefaßt waren. Man darf daher diese stuttgarter Privatvorträge als die erste Frucht jener neuen Untersuchung über die menschliche Freiheit ansehen *).

In einem Punkt, der stets das Ziel der Mystagogen war, versucht Schelling hier zum erstenmale die positive Lösung. Er glaubt den Schlüssel in der Hand zu halten, um das verschlossenste aller Geheimnisse zu eröffnen: die persönliche Unsterblichkeit des Menschen, das wirkliche Leben nach dem Tode, den Uebergang aus dieser Welt in die Geisterwelt. Er hat seitdem nicht aufgehört, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, in sich überzeugt, das unbekannte Land jenseits des Todes entdeckt zu haben. Mit dem Gottesbegriff hängen stets die Unsterblichkeitsvorstellungen genau zusammen. Schellings Lehre von den Potenzen des göttlichen Lebens, angewendet auf das menschliche, gab seiner Unsterblich-

*) Aus Schellings Leben. II. S. 194—203. S. W. Abth. I. Bd. VII. S. 417—487.

keitstheorie die Richtung und Construction. Der wahre und „essentielle" Mensch lebt hienieden noch nicht in seinem wahren Element, in seinem eigentlichen „esse", er ist noch nicht das, was er ist, weder im Guten noch im Bösen; er erreicht weder den tiefsten Abgrund, der in ihm liegt, noch den höchsten Gipfel seines wahren Seins. In jedem Menschen ist das Leben in dieser Welt die schwächere Potenz seines wirklichen Selbst, seines wahren Charakters, seines Dämons im Guten wie im Bösen. Der Tod ist der Uebergang zur höheren Potenz, der Durchbruch des dämonischen Lebens, das weit energischer, kraftvoller, wirklicher sein wird, als das gegenwärtige. Was wir im Tode loswerden, ist unsere Schwäche; was stirbt, ist das Ohnmächtige und Hinfällige unseres Wesens; was fortlebt, die Individualität in ihrem wahren Element, in ihrer concentrirtesten Kraft, die sich im Guten zur Seligkeit, im Bösen zur Hölle steigert.

Daß Schelling auf solche Weise über Tod und Unsterblichkeit speculirt, ist durch seinen theosophischen Standpunkt, durch seine Lehre von der menschlichen Freiheit und vom intelligiblen Charakter bedingt; doch ist nicht zu verkennen, daß auch persönliche Gemüthsinteressen, welche der Tod seiner Frau erweckt hatte, an diesen Meditationen und an der Lust, womit er sie ergriff, lebhaft betheiligt waren. Aus seinem Nachlaß haben wir das Bruchstück eines Gesprächs „*Clara oder über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt*" kennen gelernt, worin die Vorstellungen der künftigen Welt am ausführlichsten behandelt werden und wohl an mehr als einer Stelle das Andenken Carolinens hervortritt. Dort, wo Clara das Sterben „der früh verklärten Freundin" schildert, und in jener Erinnerung an ein von weiblicher Hand geschriebenes Fragment, welches in das Gespräch aufgenommen werden sollte und wahrscheinlich von

Caroline verfaßt, nicht bloß von ihrer Hand geschrieben war. Auch will mir scheinen, daß die Abfassung dieses Gesprächs früher und dem Tode Carolinens wie den stuttgarter Vorlesungen näher liegt, als der Herausgeber vermuthet, der es in die Zeit von 1816 bis 17 setzt*).

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 1—111. (S. 28. S. 66.) Vgl. Caroline II. Beil. 3. S. 381 flgd.

Unwillkürlich ist man bei folgender Stelle des Gesprächs an den Brief erinnert, den Schelling über den Tod Carolinens an Louise Gotter schrieb (S. ob. S. 186 flgd.): „o wohlthätige Hand des Todes", fiel hier Clara ein, „daran erkenne ich Dich! Lassen Sie mich der früh verklärten Freundin gedenken, die meines Lebens Schutzengel war, wie bei ihr dies alles eintraf; wie, als schon die Schatten des Todes sich ihr näherten, eine himmlische Verklärung ihr ganzes Wesen durchstrahlte, daß ich glaubte sie nie so schön gesehen zu haben als im nahenden Augenblick des Erlöschens u. s. f."

Und in dem handschriftlichen Bruchstück hören wir in der Stelle über den menschlichen Genuß als Erfüllung des menschlichen Daseins Caroline reden: „da unser Genuß so vielfältig sein kann, so sollen wir auch vielfältiger genießen wie jedes andere Geschöpf, und genießen wir nicht, so verfehlen wir unsere Bestimmung." „Um vom Ganzen zu genießen, müssen wir fürs Ganze sorgen." Wenn das Ganze leidet, muß ich nothwendig verderben, muß, wenn ich alle Fähigkeit des Genusses mir erhalte, nothwendig alle Befriedigung mir entziehen. Allein eines geht ohne das andere nicht, und derjenige, der jedem Genuß offen ist, nach jedem Genuß geizt, wird auch das Ganze mit der größten Sorgfalt zu erhalten suchen. Ich meine nicht damit den eingeschränkten Genuß eines Wollüstlings — dieser kennt tausend Arten des Genusses nicht, den das Kind der Natur täglich hat. Die geringste Pflanze, jeder Sonnenblick, jedes freudige Angesicht, jeder Dank für die kleine Gabe, jedes Bewußtsein Dank verdient zu haben, jeder ferne Baum, der einem fremden Geschöpf sanften Schutz giebt, der nahe Zweig, zu dessen Früchten er den müden Wanderer einladet, jeder Vogel, den er die kühle Quelle

Als Georgii bald nach Schellings Aufenthalt in Stuttgart seine Frau verloren hatte, tröstet ihn dieser mit seiner Zuversicht über das jenseitige Leben: „gewiß, die Bestimmungen, die uns erwarten, sind unglaublich hoch, und ich wenigstens, der ich weit entfernt bin von aller sentimentalen Sehnsucht nach dem Tode und fest entschlossen zu leben und zu wirken, so lange es mir vergönnt ist, muß mir doch den Augenblick des Sterbens als den wonnevollsten unseres ganzen Lebens denken *)."

genießen sieht, jedes kleine Geschöpf, dem er Futter reicht, sind ihm Zweige des Genusses, den kein eingeschränkter Wollüstling kennt. So können wir genießen, wenn wir der Natur treu bleiben." Vgl. damit oben Cap. V. S. 77—79.

*) Aus Schellings Leben. II. S. 249 flgd. (Br. Ostern 1811.)

Zwölftes Capitel.

Streit mit Jacobi. Controverse mit Eschenmayer. Unerfüllte Ankündigungen.

I.

Streit mit Jacobi.

1. Persönliche Berührung.

Zwischen die Untersuchung über die menschliche Freiheit und den mythologischen Versuch über die Gottheiten von Samothrake fällt der denkwürdige Streit Schellings mit Jacobi.

Die erste persönliche Berührung beider Männer war freundlich gewesen. Unmittelbar nachdem er Jacobi kennen gelernt, schreibt Schelling an Caroline und schildert ihr, die sehr begierig war davon zu hören, seine Eindrücke. „Jacobi ist ein liebenswürdiger Mann, für die erste Bekanntschaft wenigstens. Er ist doch anders als ich mir ihn vorgestellt, weniger ernst und abgezogen, mehr heiter und gegenwärtig, im Uebrigen, wie man ihn aus seinen Schriften kennen lernt, viel mit Briefschaften umgeben u. s. f.“ „Tiefer in ein wissenschaftliches Gespräch mich einzulassen, war nicht Zeit noch Ort. Die alten Jungfern sitzen dabei, wie zwei alte Katzen, die sich Gelehrte oft halten, und die nicht vom Sopha zu bringen sind, wenn man ihnen gleich eins versetzt,

der alten Gewohnheit wegen*)." Jacobi gefiel sich in der Art des vornehmen Mannes und hatte die große oder kleine Eitelkeit, sich gern den Hof machen zu lassen, worüber man im schelling'schen Kreise viel spottete, obgleich Schelling selbst von ähnlichen Schwächen keineswegs frei war. Zu den Personen des jacobischen Hofes gehörte Schlichtegroll, der Generalsecretär der Akademie, mit seiner Frau, und diese letztere namentlich erregte die schelling'sche Spottlust. „Er beträgt sich", schreibt Caroline ihrer Freundin in Gotha, „als Privat- und Haussecretär des Präsidenten." „Sie ist denselben Weg gegangen und hat sich in die Dienste des jacobischen Hauses begeben." „Der Präsident hält sogar dafür, daß sie Witz hätte. Schelling sagt, er wäre hierüber fast frappirt gewesen, da er aber kürzlich gesehen, daß die Schlichtegroll dem Jacobi die Hand küsse, so begreife er auch, daß sie Witz habe. Nimm das alles nicht zu ernstlich und zu übelwollend, aber mit unserer beiderseitigen Natur stimmt es denn gar nicht**)."

2. Jacobi's Angriff.

Bald standen beide Männer einander fremd gegenüber und innerlich abgeneigt. Seit Schellings Rede trug sich Jacobi mit dem Plan einer polemischen Schrift, die schon im Sommer 1808 dem Ende nahe war. Kurz vorher war Fries' „neue Kritik der Vernunft" erschienen (1807), die in der polemischen Richtung gegen Schelling mit Jacobi übereinstimmte. „Ich bin neugierig zu erleben," schreibt Jacobi an Fries, „was Schelling thun wird, ob ganz schweigen oder widerlegen. Ich vermuthe das erste. Er

*) Aus Schellings Leben. II. S. 85 flgd. (Br. v. 1. Mai 1806.)

**) Caroline. II. S. 339 flgd. (Br. v. 12. Octob. 1807.)

verläßt sich auf die Schaar seiner naturphilosophischen Anhänger, die denn auch wohl noch eine Zeit lang das große Wort behalten werden. Seit er Director der Akademie der Künste geworden ist, besucht er vollends mein Haus nicht mehr, und wir treffen uns zufällig am dritten Ort, welches sich auch nur äußerst selten zuträgt*)." Im Frühjahr 1811 war die Schrift vollendet; sie sollte erst „über innere und äußere Offenbarung", dann „Philosophie und Christenthum" heißen; zuletzt erschien sie unter dem Titel: „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung." „Endlich", so schreibt er den 7. November 1811 an Fries, „ist mein altes Kind jung geworden und die Hebamme wird es Ihnen schon vor die Thür gelegt haben. Mit Sehnsucht erwarte ich Ihr Urtheil über dieses Product. Schreiben Sie es mir freimüthig und recht bestimmt. Die Naturphilosophen werden mich hart darüber vornehmen." In demseben Briefe bemerkt er, daß Schelling anfange ungezogen gegen ihn zu werden und sich selbst in akademischen Vorträgen Anzüglichkeiten erlaube**).

Abgesehen von dem Inhalte der Polemik, war die Art, wie Jacobi den Gegner angriff, nicht rühmlich. Der Angriff war halb versteckt, er war direct und doch heimlich, Schellings Worte wurden (nicht immer genau) angeführt, er selbst nicht genannt, und von der Abhandlung über die Freiheit gar keine Notiz genommen. Und wenn Jacobi in einem späteren Briefe an Fries erklärt, es sei dies „aus bloßer Schonung" geschehen und weil er Schelling „nicht ohne Noth habe reizen wollen", so kann eine solche Ausrede die Blöße, die er sich gab, nicht decken oder beschö-

---

*) J. Fr. Fries. Von Henke. S. 314. S. 316. S. 318. (Br. 6.)

**) Ebendas. S. 319. Br. 8.

nigen, sondern nur durch die Unwahrheit der Ausflucht vergrößern*).

Was aber die Gründe betrifft, die er gegen Schelling ins Treffen führte, so waren es seine bekannten Veteranen, die schon gegen Spinoza und Leibniz, gegen Kant und Fichte gekämpft hatten und allmälig etwas hinfällig geworden waren: die Philosophie als Erkenntnißsystem sei nothwendig Pantheismus, als solcher unfähig Freiheit, Persönlichkeit, Gott zu begreifen, und müsse daher folgerichtigerweise fatalistisch und atheistisch ausfallen. Es kam ihm gelegen, daß eben damals Fr. Schlegel in seiner India über den Pantheismus ähnlich geurtheilt hatte**). Dagegen war er über das Wesen der Freiheit, welches die kantische Philosophie neu erleuchtet hatte, auch mit seinem Freunde Fries keineswegs einverstanden. „Unsern alten Streit über Freiheit werden wir wohl mit ins Grab nehmen, ohne darum im Himmel so wie auf Erden weniger Freunde zu sein. Gleichwohl beruht meine ganze Philosophie auf dieser Lehre von der Freiheit, und ich begreife nicht, welchen Werth sie für jemand haben kann, der diese ihre Grundlage verwirft. Alles beruht bei mir auf dem unbegreiflichen Dualismus des Natürlichen und Uebernatürlichen, des Erschaffenden und Erschaffenen, der Freiheit und Nothwendigkeit***)." Eben dieser Dualismus ist es, der sich jetzt gegen Schelling kehrt und in ihm den mächtigsten Gegner, gleichsam seinen geistigen Todfeind findet, dessen intellectueller Naturtrieb von den ersten speculativen Aeußerungen bis in die theosophischen Abgründe hinein auf die Einheit gerichtet war.

---

*) Ebendas. S. 330. Br. 15 (v. 7. Aug. 1815).

**) Ebendas. S. 315.

***) Ebendas. S. 317 flgd. Br. 4. (v. 17. Nov. 1810.)

3. Schellings Gegenschrift.

Die Schrift „von den göttlichen Dingen" traf ihn, nachdem er in seiner jüngsten Abhandlung über die Freiheit ausgeführt hatte, daß Nothwendigkeit und Freiheit weder unbegreifliche noch unverträgliche Gegensätze seien, ebenso wenig Pantheismus und Theismus, vielmehr der ächte Theismus den Pantheismus als unentbehrliche Grundlage in sich und unter sich begreife. Um diesen Standpunkt polemisch zu bekräftigen und um so energischer einleuchtend zu machen, kam ihm das jacobische Buch wie gerufen. „Nächstens erscheint oder ist schon erschienen", schreibt er an Windischmann den 12. November 1811, „„über die göttlichen Dinge und deren Offenbarung"" von Herrn Präsident Jacobi. Es ist schwer abzusehen, wie die göttlichen Dinge Zeit gefunden, bei einem so viel und so gar nicht göttlich beschäftigten Mann vorzukommen. In den Vorzimmern und an den Speisetischen der Großen haben sie ihn doch gewiß nicht aufgesucht. Es liegt in diesem Mann, der die Welt trefflich zu täuschen verstand, eine unglaubliche Anmaßung sammt verhältnißmäßiger Leerheit des Geistes und Herzens, die man aus sechsjähriger Anschauung kennen muß, um sie zu begreifen. Unstreitig wird der Welt wieder die heillose Lehre des Nichtwissens vorgepredigt mit frommen Verwünschungen der Gottlosigkeit unseres Pantheismus und Atheismus. Ich wünschte sehr, daß ihm von mehreren Seiten begegnet werde. Er hat unglaublichen Schaden gestiftet und stiftet ihn noch*)."

Das Buch war, wie er sich gedacht, und er nahm den Kampf sogleich auf mit dem frohen Vorgefühl eines ihm sicheren Triumphes. „Jacobi's Buch", heißt es in einem Briefe an

*) Aus Schellings Leben. II. S. 270.

Georgii, „sollte nicht überschrieben sein von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, sondern von den göttlichen Dingen und ihrer Verheimlichung (Obscurirung). Durch diese Schrift ist meine Lage hier sehr und zwar ins Vortheilhafteste geändert. Sie war wirklich insofern drückend, als ich den verderblichen Wirkungen dieses Mannes ruhig zusehen mußte, ohne ihm frei entgegen arbeiten zu können." „Die Erscheinung dieses Buches macht Epoche in der Entwicklung meines Systems und in seinem Sieg über die vorher dagewesene Herzensträgheit und Geistlosigkeit, die man sich für Glauben, ja für eine Art von höherer Philosophie hat aufreden lassen. Es konnte schwerlich etwas Glücklicheres für mich geschehen*)."

Binnen wenigen Wochen, es waren die letzten des Jahres 1811, schreibt er sein „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u. s. f. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi." Die erste Wirkung der Streitschrift war zündend und bestätigte ihm das Gefühl einer sieg- und erfolgreichen That. „Ihr Brief, Freund", schreibt er den 27. Februar 1812 an Windischmann, „war mir ein begeisternder Zuruf." „Hier hat die Schrift ein ungemeines Aufsehen gemacht und ist nicht anders wie eine Bombe in die Stadt gefallen. Trotzdem hat sie für meine äußere und bürgerliche Existenz keine nachtheiligen Folgen gehabt. Im Gegentheil, sie hat mir viele Freunde erworben. Es ist auffallend, wie Menschen aller Art und jedes Standes davon ergriffen worden, daß sie mir ein Bild wurde von der Wirkung auf die Gemüther, welche unsere vollkommen entwickelten Gedanken einst in ihrer Ausbildung zur letzten Klarheit auf das Menschengeschlecht haben müssen. Seit vielen Jahren habe ich die anfängliche Bescheidenheit, bloß für Wissenschaft und

---

*) Ebendas. II. S. 280 flgd.

Schule zu wirken, mehr und mehr aufgegeben und einsehen müssen, daß die Vorsehung eine Veränderung der ganzen Denkart und keinen Theil verschmäht will. Vielleicht hat der erste Versuch, auch auf den geistlichen und alle Stände zu wirken, darum so glücklich ausfallen müssen, um mich hierin zu bestärken. Dieß ist der eigentliche, stille, noch unausgesprochene Sinn der von mir angekündigten Zeitschrift." „Polemik thut noth, aber ganz andere, die mit Blitzen vom Himmel, mit Donnern der Begeisterung niederwirft, mit sanftem Wehen eines göttlichen Geistes die gesunden Keime belebt*)."

Auch in dem Briefwechsel mit Pauline Gotter spielt „das kriegerische Buch" eine Rolle. „Jacobi gab dieses Spätjahr", schreibt Schelling (Anfang des Jahres 1812) „ein Buch voll der gehässigsten und bissigsten Ausfälle gegen mich heraus. Bei dem Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen, hätte ich nicht ganz gleichgültig bleiben können, auch wenn es nicht längst wünschenswerth gewesen, mich wissenschaftlich mit ihm auseinanderzusetzen. So konnte ich die Gelegenheit um so weniger vorbeigehen lassen und muß Ihnen, Kind des Friedens, bekennen, daß ich das Ende des Jahres meist damit zugebracht, ein sehr kriegerisches Buch zu schreiben, das in wenigen Tagen vielleicht herauskommt." „Das Buch", heißt es einige Wochen später, „ist mir auch darum nicht unlieb, weil es in der Entwicklung meiner Gedanken eine Art von Epoche macht." Ueberall in den philosophischen Kreisen wirkt die Schrift wie ein Ereigniß. Ein bedeutsamer Wiederhall davon macht sich auch in einem Briefe der Freundin vernehmbar: „welche Sensation erregt Ihr Buch, bester Schelling! In Jena hat es eine solche Bewegung in die Ge-

*) Ebendas. II. S. 294 flgd. In Betreff der im Briefe erwähnten Zeitschrift vgl. dieses Cap. unten S. 223 flgd.

müther gebracht, daß seit seiner Erscheinung an nichts anderes gedacht, von nichts anderem geredet, nur für und wider gestritten wird. Der größte Theil schlägt sich mit Feuer und Flamme zu Ihrer Fahne, und nur wenige ergreifen Jacobis Partei. Auch Goethe soll sich freuen, daß die Wahrheit siegt*)."

4. Urtheile über den Streit.

Dem jacobischen Dualismus mußte Goethe abgeneigt sein, und er hat die Schrift von den göttlichen Dingen so aufgenommen, daß er seine entgegengesetzte Denkweise einem Verehrer Jacobis gegenüber mild und mit den freundschaftlichsten Gefühlen für Jacobi aussprach, diesem selbst unverhohlen erklärte und zuletzt in ein poetisches Bekenntniß brachte, das Jacobi als ein unartiges Spottlied empfand: „groß ist die Diana der Epheser." An Schlichtegroll schrieb er den letzten Januar 1812: „grüßen Sie meinen Freund Jacobi auf das Allerbeste. Ich habe sein Werk mit vielem Antheil, ja wiederholt gelesen. Er setzt die Ueberzeugung und das Interesse der Seite, auf der er steht, mit so großer Einsicht als Liebe und Wärme auseinander, und dieß muß ja auch demjenigen höchst erwünscht sein, der sich, von der andern Seite her, in einem so treuen, tief und wohldenkenden Freunde bespiegelt. Freilich tritt er mir der lieben Natur, wie man zu sagen pflegt, etwas zu nah, allein das verarg ich ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genommen, muß sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da der meinige sich immer mehr in die Welt verschlingt. Beides ist auch ganz recht, denn gerade dadurch wird es eine Menschheit, daß, wie so manches andere sich entgegensteht, es auch Antinomien der Ueberzeugung giebt. Diese zu studiren macht mir das größte

---

*) Aus Schellings Leben. II. S. 283 flgd. S. 291. S. 309.

Vergnügen, seitdem ich mich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewandt habe." An Jacobi schrieb er einige Monate später (d. 10. Mai 1812): „ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin Natur und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu f o r m l o s e n Gott aufdringen will." „Als Dichter und Künstler", heißt es in einem späteren Briefe, „bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere*)." Partei in dem Streit zwischen Jacobi und Schelling nahm er nicht; auch konnte die Theosophie des letztern schwerlich nach dem Geschmack des Goldschmiedes von Ephesus sein.

Jacobi selbst war über Schellings Gegenschrift empört und sah darin ein Werk bloß heimtückischer Bosheit. „Schellings grimmigen Ausfall gegen mich", schrieb er den 23. Febr. 1812 an Fries, „haben Sie nun gewiß gelesen und auch den Nachtrag dazu im Morgenblatt. Man sieht nun schon, daß er mit seinem Anhange nach einem förmlichen Plan arbeitet und alle Scheu und Scham weggeworfen hat. Es ist mir bei dieser Gelegenheit auffallend geworden, daß ich Schellingen verschiedene Male habe bleich werden sehen, nie aber roth. Ich werde dem Nichtswürdigen nichts antworten; alle meine hiesigen Freunde sind der Meinung, daß ich es ohne Verletzung meiner Würde nicht könne."

*) Vgl. Bd. III. dieses Werks. Buch II. Cap. IX. S. 870 bis 72.

„Von Schelling ist es ein wahrhaft satanischer Kniff und Pfiff, daß er seine Leser zu überreden sucht, ich hätte ihm persönlich schaden wollen *).“ Schellings feindlich gesinnte Gegner nahmen die Schrift ebenfalls nur als einen Ausbruch persönlichen Hasses und gaben ihm die schnöde Absicht Schuld, er habe Jacobi vom Präsidentenstuhl der Akademie verdrängen wollen, um diesen Platz selbst einzunehmen. Unter den philosophischen Gegnern trat Fries für Jacobi auf mit seiner Schrift: „von deutscher Philosophie, Art und Kunst. Ein Votum für F. H. Jacobi.“

Manche, die in der Sache mit Schelling übereinstimmten, fanden doch, daß er zu leidenschaftlich verfahren sei und die Wucht seiner Abwehr mit dem Angriff in keinem Verhältniß stehe. So hatte auch Georgii geurtheilt. „Ich kann nicht gut mein eigener Richter sein“, schrieb Schelling zurück, „ich habe auch Fleisch und Blut und kann zu weit gegangen sein, daß ich es aber einsehe, kann ich nicht in Wahrheit sagen.“ Die Mißachtung, die er gegen Jacobis Geist und Charakter hege, sei nicht der eigentliche Beweggrund seiner so scharfen und rücksichtslosen Polemik, auch nicht daß Jacobi schon 1803 einen Ausfall gegen ihn gemacht und die Beschuldigung des Pan- und Atheismus zuerst ausgesprochen und verbreitet habe. „Was mich eigentlich antrieb und, wenn Sie wollen, in eine Begeisterung des Zorns versetzte, ist die nachtheilige Wirkung dieses Mannes in Bezug auf religiöse Ueberzeugung. Gerade diese Lau- und Halbheit ist es, durch welche unser Zeitalter zu Grunde gegangen. Dabei der Heiligenschein des eifrigsten Religions- ja sogar Christenthumslehrers, mit dem er sich umgeben, und wodurch er sogar manche eifrig religiöse Seelen hintergangen hat, während er — ich will nicht sagen über den Glauben — über die bloße Vorstellung einer unmittelbaren

*) J. Fr. Fries. Von Henke. S. 320 flgd.

Offenbarung, der Göttlichkeit Christi und der Schrift lächelt. Ich bin so wenig intolerant gegen den Gläubigsten als gegen den Ungläubigsten, wenn er es nur recht ist." „Aber solche Heuchler, Menschen, die bei der Welt zwar den Ruf aufgeklärter, freidenkender Köpfe und bei den Kindern Gottes den Namen der Gläubigen erhalten — Belial und Christus zugleich dienen wollen — diese waren und sind mir ein Gräuel." „Als mir die Begriffe für eine göttlich geoffenbarte Religion fehlten, hatte ich es keinen Hehl; da ich noch nicht zu der Tiefe der Ueberzeugung gekommen war, wie jetzt, schwieg ich; wie ich jetzt reden werde, wird man sehen *)."

Ganz einverstanden mit Schelling nicht bloß in der Sache, sondern auch in Ansehung der persönlichen Behandlung des Streites war Steffens. Er gab Schelling in jedem Sinne Recht. Was er über die zeitgeschichtliche Bedeutung, über den stilistischen Werth, über die Wichtigkeit der Streitschrift in dem Entwicklungsgange der schelling'schen Lehre urtheilt, ist treffend und darf noch heute gelten. „Schelling war von Jacobi auf eine Weise angegriffen worden, die entschieden bekämpft werden mußte." „Es war nicht Schelling, der Jacobi angriff, es war die Philosophie, die ihren Doppelgänger bannte, und die aufgehende Sonne mußte das Gespenst auf immer verjagen. Man hat sich über Schelling beklagt, selbst Freunde glaubten die Härte der Schrift nicht billigen zu dürfen. Alle Gegner schrieen. Die geselligen Kreise, in denen Jacobi als ein Apostel erschien, das Abweisen einer bestimmten strengen Wissenschaft, das Hinweisen in die Ferne nach einer noch gestaltlosen Religion, die fügsam sich allen Gemüthern anschloß, waren dem herrschenden Sinne der Zeit eben

*) Aus Schellings Leben. II. S. 330—32. (Br. v. 8. Decemb. 1812.)

gemäß. Er erschien den Frauen, wie den Männern als der liebenswürdigste Greis, der die Streitenden zum Stillschweigen brachte, ohne den Streit zu schlichten. Daß die capitulirende Zeit, die das Gespenst durch einen wiederholten ohnmächtigen Exorcismus zu entfernen suchte, verschwinden sollte, war den Menschen ein Gräuel. Und dennoch ist Schellings Schrift (Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u. s. f.) eine der gewaltigsten, die je erschienen sind. Sie war vernichtend und sollte es sein. Schelling hat nie etwas zugleich Tieferes und Klareres geschrieben. Die Schrift muß noch immer Gegenstand eines ernsten Studiums sein; auch wer jetzt Schelling fassen will, muß sie ganz begriffen haben." „Schelling ist unter den Deutschen der classische Prosaist. Diese Schrift ist ein Meisterstück des deutschen Stils. Er hält den Zorn fest, aber läßt sich nie von ihm beherrschen. Die großartige Ruhe ist eben vernichtend. Von jetzt an war von einem Angriffe Jacobis gegen Schelling nicht mehr die Rede. Das Geschrei über die Grausamkeit, mit der er behandelt war, mußte wider seinen Willen den entschiedenen Sieg verkünden*)."

II.

Neue Zeitschrift. Controverse mit Eschenmayer.

Diesen Sieg wollte Schelling ausbeuten und das gegen Jacobi in der öffentlichen Meinung gewonnene Feld behaupten. Er hatte das Gefühl, durch die Wirkung seiner Schrift wieder einmal die Zeit berührt und energisch getroffen zu haben; der Augenblick schien ihm günstig, um durch eine Zeitschrift, die schon in seinem Plan lag, die unmittelbare Berührung mit der Gegen-

*) Steffens. Was ich erlebte. Bd. VIII (1843). S. 376 bis 79.

wart und seinen Einfluß darauf fortwirken zu lassen. Es ist das fünfte- und letztemal, daß er als Journalist auftritt. Die früheren Zeitschriften hatten es mit esoterischen Dingen zu thun, wie speculative Physik, Kritik, Medicin; jetzt ging die Absicht weiter: es sollte auf die gesammte Bildung des Zeitalters gewirkt, dieses in seinen geistigen Mächten ergriffen, über seine Bestrebungen aufgeklärt, auf seine höchsten Ziele hingewiesen werden; insbesondere galt es, das Wesen deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung zu erleuchten, hervorzuheben, in seiner freien Entwicklung zu fördern. Um diesen universellen und deutschen Charakter zu bezeichnen, wählte Schelling den Titel: „allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche*)." Sie trat mit dem Jahr 1813 ins Leben; angekündigt war sie schon ein Jahr vorher. Unwillkürlich erinnert der Name an Fichte's Reden an die deutsche Nation, welche sich selbst erklärt hatten als „Reden von Deutschen an Deutsche." Was Fichte rednerisch geleistet hatte, versuchte Schelling journalistisch. Zeitschriften sind keine Reden, das Jahr 1813 brachte den Befreiungskrieg und hatte nicht Zeit, sich durch Zeitschriften belehren zu lassen, es war der Wirkung des Worts weniger zugänglich, als die Jahre 1807 und 1808, die nach der Unterjochung Deutschlands der Sammlung und geistigen Erhebung bedurften. So blieb Schellings Unternehmen erfolglos, und sein Blatt verwehte schnell im Sturme der Zeit.

Das wichtigste Stück der Zeitschrift ist eine Controverse mit Eschenmayer, veranlaßt durch Schellings Freiheitslehre, gegen die jener in einem Privatschreiben Einwürfe gemacht, welche dieser in einem Gegenschreiben abfertigte und beide Briefe in seine Zeitschrift aufnahm. Er verfuhr dabei gegen Eschenmayer nicht ganz

*) S. W. Abth. I. Bd. VIII. S. 137—194. (Die Vorrede ist vom 2. Januar 1813.)

offen und etwas perfid. Als er ihn um die Erlaubniß bat, seinen Brief mit der Antwort zugleich abdrucken zu dürfen, sagte er ihm über den Werth seiner Einwürfe sehr artige Sachen, während er bei sich sehr gering davon dachte und Appetit spürte, Eschenmayer gleichsam als Nachtisch zu verzehren, nachdem er mit Jacobi die große Mahlzeit gehalten. „Ihr Brief", schreibt er an Eschenmayer, „betrifft die wichtigsten und geistigsten Sachen und trägt Ihre Gedanken so geistreich vor, daß ich aller Ruhe bedurft hätte, um ihn nach Würden zu erwiedern." „Ich wünsche, daß Sie mir erlauben, Ihr Schreiben, das außer seiner nächsten Beziehung auf meine Abhandlung von der Freiheit die allgemein interessantesten Aeußerungen und Anregungen enthält, in das erste Heft der Zeitschrift einrücken lassen zu dürfen." „Wir beide sind im Stande, der Welt das Beispiel eines mit gegenseitiger Achtung, mit Anstand, Würde und Freundschaft geführten literarischen Streites zu geben." Ganz anders schreibt er an Windischmann: „der Druck des ersten Heftes beginnt in wenigen Tagen. Für dieses habe ich ein wahres Kleinod in einem höchst naiven Briefe Eschenmayers, den er über meine Abhandlung von der Freiheit an mich geschrieben. Das Geheimniß des sogenannten Nichtwissens und der damit verbundenen Ansicht ist so darin ausgesprochen, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Aus diesem Grunde, auch weil es mir nicht wichtig genug war, ihm privatim zu antworten, habe ich mir das Sendschreiben zum Druckenlassen ausgebeten; meine Antwort erscheint ebenfalls im ersten Hefte und wird den Schleier vollends wegziehen*)."

*) Aus Schellings Leben. II. S. 287 flgd. (Br. an Eschenmayer v. 24. Febr. 1812) S. 302. (Br. an W. v. 5. Apr. 1812.)

III.

Ankündigung neuer Werke.

1. Die Weltalter.

„Wie ich jetzt reden werde, wird man sehen" — hatte Schelling im December 1812 an Georgii geschrieben. Man sah es nicht. Das Werk, an dem er arbeitete und das schon im Laufe des Jahres 1811 erscheinen sollte, waren die Weltalter. In einem Briefe an Pauline Gotter aus dem Anfange dieses Jahres heißt es: „mein Werk, woran ich viele Jahre innerlich entworfen und gearbeitet, soll endlich äußerlich werden. Da muß die letzte Hand angelegt werden, und Arbeit und Mühe sind nicht gering. Wir möchten ein lang gehegtes Ganzes gern immer noch zurückhalten. Wir meinen immer noch bessern zu können und trennen uns nur mit Schmerz davon, und doch ist der erste Wurf gewöhnlich der beste. Schmerzlich muß ich in diesem Augenblick ganz besonders einen Verlust fühlen. Wie sicher konnte ich mich sonst ihrem reinen und zarten Blick anvertrauen!" Es vergehen Monate. Zu Pfingsten schreibt er: „was ich Ostern herauszugeben gedachte, hat sich unter der Hand so ausgedehnt, daß ich wohl noch den ganzen Sommer damit zubringen werde. Die Zeit thut mir nicht leid, es ist ein Lieblingskind, an dem ich pflege." Und doch hatte er schon Ostern dem stuttgarter Freunde gemeldet: „von den Weltaltern sind elf Bogen, das ganze erste Buch gedruckt, es kann wohl über dreißig stark werden *)."

Im November schreibt er Windischmann, daß die Sache

*) Ebendas. II. S. 244 u. S. 256 (an P. G. v. 30. Jan. u. 2. Juni 1811.) S. 250.

stockt. „Ich hoffte immer mein Werk bald zu vollenden, aber der Gegenstand ist zu groß, der Arbeit zu viel, und mancherlei körperliche Beschwerden, obgleich ich gesund im Ganzen, verzögern die Ausführung. Sie, mein lieber Freund, scheinen den Gegenstand dieses Buchs sehr wohl aus der letzten Abhandlung herauscalculirt zu haben, was wenige gethan, da sich die meisten die seltsamsten Vorstellungen davon machen, wobei ich sie eben so gern lasse, als manche, die da meinen, da ich so lange nichts geschrieben, müsse es gar aus sein. Bitten Sie Gott, lieber Freund, daß er mir Kraft und frischen Muth besonders gegen die Anwandlungen einer sonst ganz unbekannten hypochondrischen Laune gebe, und es wird ein Werk hervorgehen zur Freude aller aufrichtigen Freunde und zur Beschämung aller Feinde. Hilft Gott, so kommt es nun ganz gewiß zu Ostern. Ich mag es nicht theilweise ausgeben, sonst hätten zwei Bücher schon ein Jahr früher erscheinen können*)."

Ostern 1812 kommt, aber nicht die Weltalter. Der Streit mit Jacobi ist dazwischen getreten; Schelling klagt, daß ihm das Buch einen Monat gekostet und so viel Zeit seiner Hauptarbeit entzogen habe. „Ich hoffe", schreibt er den 25. Februar 1812 an P. Gotter, „nebst dem schon fertigen Theile der Weltalter noch das erste Heft der Zeitschrift zur Messe zu bringen." Keines von beiden geschieht. Verlobung und Heirath lenken ihn ab. Gegen Ende des Jahres 1812 vertröstet er Georgii: „gedulden Sie sich noch kurze Zeit. Endlich wird das Werk zu Stande kommen. Ich meine die Weltalter, die, so Gott hilft, zu Ostern kommen**)."

Statt der Weltalter kam der Krieg. „Was meine literari-

*) Ebendaselbst. II. S. 269 flgd.

**) Ebendaselbst. II. S. 291, 295, 334.

schen Arbeiten betrifft", schreibt er den 8. October 1813 an Georgii, „so warten die Weltalter auf bessere Zeit. In diesem Jahre voller Krieg, Sturm und Unruhe wollte ich sie nicht dem offenen Meere preisgeben; im Jahr 1814 wird man empfänglicher für diese Ideen sein, und dann werden sie auch gewiß nicht länger zurückgehalten *)."

Sie erschienen nicht. Auch in den Briefen ist seitdem seltener davon die Rede, und es vergehen Jahre, bis hier die Spur des räthselhaften Werks wieder einmal auftaucht. „Sie fragen", erwiedert Schelling den 29. Januar 1819 den schwedischen Dichter Atterbom, „was die Weltalter machen? Nachdem, was ich Ihnen oben erzählt, können Sie leicht denken, daß ich eben keine große Neigung haben konnte, an diesem Werk im vorigen Winter und Frühling zu arbeiten. Wenn ich übrigens bisher gezögert und mich selbst nicht überwinden können, auch nur die letzte Hand anzulegen, so war es hauptsächlich, weil ich noch immer fühlte, das Ganze nicht so ganz und völlig nach meinem Sinn ausführen zu können, als ich wollte. Wenn ich von dieser eigensinnigen Forderung abging, konnte ich das Werk längst in die Welt schicken. Aber es war doch billig, einmal auch bloß auf die eigene Genugthuung zu sehen, und was kann man am Ende für ein höheres Glück begehren, als nur sich ganz auszusprechen? Niemand geht so rein durch seine Zeit, daß sich ihm nicht vieles anhängt, was seinem eigentlichen Wesen gar nicht angehört. Diese Schlacken wegzuläutern, sich von allem Fremden, Hemmenden loszumachen und so in völlige Freiheit zu setzen, ist eigentlich das Schwere, und indeß das Positive meines Werks mit Leichtigkeit und gleichsam im seligsten Genusse schnell und fertig sich bildete, hat jenes negative Geschäft mich Jahre gekostet

*) Ebendas. II. S. 340.

und nicht wenig Mühe. Denn immer blieb noch etwas Störendes zurück, das meinem Ideal eines durchaus unbefangenen, in Stoff und Form lautern und, daß ich so sage, allgemeinen menschlichen Werks entgegen war, und es kostete Arbeit, dieß zu entdecken. Nun aber ist auch dieß überwunden: ich stehe auf dem Punkt, wo ich stehen wollte, und es gehören nur noch wenige von Zerstreuung und andrem Geschäft freie Stunden dazu, um das Ganze völlig zu meiner eigenen Genugthuung zu beenden. Ob darum auch zur Genugthuung des befangenen Theils meiner Zeitgenossen, ist eine andere Frage. Allein nach dieser habe ich niemals gestrebt und lasse übrigens gern jedem die Freude, sich mit seinen Fesseln zu brüsten, und die Freiheit, mit den Ketten zu klirren. Ich stehe jetzt auf dem Punkt, nach dem ich immer gestrebt." „Bei dem mir gegebenen Wort, das Werk gleich in die nordische Heldensprache zu übersetzen, halte ich Sie fest *)."

Hier ist aus Schellings eigenem Munde das Hamletgeständniß eines Zwiespalts zwischen ihm und dem Werk, woran er aus inneren Scrupeln nicht wagt die entscheidende und vollendende Hand zu legen. Umsonst verdeckt er den Zwiespalt durch neue thatenlustige Vorsätze. Es sind Selbsttäuschungen, wenn er sagt: „ich stehe auf dem Punkt der Vollendung", „ich bedarf nur noch wenig freier Stunden" u. s. f.

2. Die Mythologie.

Es wäre gut, wenn diese Selbsttäuschungen im Stillen oder nur im Kreise seiner Freunde geblieben und nicht der Welt gegenüber zu Vorspiegelungen geworden wären, die schon durch ihre Wiederholung den Charakter einer naiven Täuschung verlieren. Das Versprechen, Ankündigen und Nichterfüllen nimmt

*) Ebendas. II. S. 429 flgd.

kein Ende. Ich überschreite die Grenze der ersten münchener Zeit, indem ich gleich von hier aus den Gang dieser Irrlichter verfolge. Bald sind deren zwei. Nachdem Schelling im Sommer 1821 über die Bedeutung der alten Mythologie gelesen, gesellt sich zu den Weltaltern die Mythologie. „Ich gedenke", schreibt er den 3. Mai 1821 an Creuzer, „diese Vorlesungen auch drucken zu lassen als Vorläufer der zwar vollendeten, aber meinem letzten Beschluß zur Emission noch immer nicht hinlänglich gereiften Weltalter. Es ist vielleicht noch ein Rest meiner so viele Jahre unter ungünstiger und wenig anregender Aeußerlichkeit angewachsenen, noch nicht völlig, obwohl schon ziemlich besiegten Hypochondrie, die mich ängstlicher als billig macht*)."

Vor zehn Jahren begann die Klage über die Anwandlungen einer hypochondrischen Laune, die ihm bis dahin unbekannt war, seitdem ist sie angewachsen, ziemlich besiegt, aber nicht völlig. Es ist, als ob er die Freude an dem eigenen Schaffen, das innerste Zutrauen zu sich selbst verloren, als ob seit dem Tode Carolinens die geistige Thatenlust von ihm gewichen wäre!

Es geht jetzt mit der Mythologie, wie mit den Weltaltern. „Noch im Laufe dieses Jahres", schreibt er den 3. September 1822 an Creuzer, „hoffe ich Ihnen meine Vorlesungen über Mythologie gedruckt übersenden zu können." Wieder vergehen Jahre, das Werk erscheint nicht. In einem Briefe vom 1. April 1826 an Victor Cousin heißt es: „ich hoffe Ihnen binnen Kurzem den ersten Band meiner Vorlesungen über Mythologie zu schicken, der zweite und dritte werden unmittelbar folgen." Hätte er diese Versprechungen nur an keinem andern Tage gemacht, als am ersten April! Einige Wochen später bekräftigt er die ge-

*) Ebendas. III. S. 5.

gebene Aussicht: „ich kann Ihnen mit Sicherheit die nah bevorstehende Herausgabe des ersten Bandes meines Werks über Mythologie ankündigen, es wird den anderen Werken die Bahn brechen*)“.

3. Oeffentliche Täuschungen.

Alle diese Versprechungen bleiben eitel. Das Schlimmste war, daß sie nicht bloß in Briefen spielen, sondern dem Publicum gemacht und so die öffentliche Erwartung immer von neuem gereizt und getäuscht wurde. Die Weltalter waren sogar im Meßkatalog schon als erschienen aufgeführt und in der Beilage der allgemeinen Zeitung angezeigt worden (1815). Eschenmayer wollte von Cotta selbst wissen, daß bereits fünfzehn Bogen gedruckt waren, als sie Schelling zurücknahm. Die Weltalter selbst kamen nicht, aber die Abhandlung über die Gottheiten von Samothrake erschien als „Beilage zu den Weltaltern!“

Elf Jahre später (1826) standen auch die „Vorlesungen über Mythologie“ im Meßkatalog unter den herausgekommenen Schriften; sie waren unter der Presse und schon sechszehn Bogen gedruckt, als Schelling auch dieses Werk zurückzog. Zehn Jahre später (1836) las man im Bücherverzeichnisse der Ostermesse, Schellings „Philosophie der Mythologie“ werde demnächst erscheinen. Und sechs Jahre früher wurde in der allgemeinen Zeitung aus München berichtet, daß Schelling noch im Laufe dieses Jahres (1830) ein neues Werk herausgeben werde. Nichts von allem wurde erfüllt. Die Gegner sahen dem Spiele zu und frohlockten. Salat, „der Quiescirte von Landshut“, wie er sich selbst mit weinerlicher Ziererei nannte, schrieb darüber eine eigene Brochüre, worin aus der Nichterfüllung dieser immer wiederholten und Jahr-

*) Ebendas. III. S. 13. S. 16, 17 flgd.

zehnte hindurch fortgesetzten Versprechungen der freilich nahgelegte Schluß auf deren Leerheit gemacht wurde*).

Von den Weltaltern ist nie mehr vollendet gewesen, als was Schelling zu zwei verschiedenen malen, in den Jahren 1811 und 1813, dem Druck übergeben, wieder an sich genommen und von neuem überarbeitet hat. Es war das erste Buch, der dritte Theil des Ganzen. Mehr ließ sich auch aus seinem Nachlaße nicht veröffentlichen. Wenn er daher in seinen Briefen öfter von der erfolgten Vollendung dieses Werks redet, so ist die Versicherung falsch und in diesem Fall nicht aus Selbsttäuschung zu erklären.

4. Beurtheilung.

Die Erklärung liegt in einem Grunde, den Schelling geheim hielt, und der, abgesehen von jenen eitlen Vorspiegelungen, weit achtungswerther ist, als seine gewöhnlichen Gegner ahnen. Seine Werke genügten ihm nicht; er hatte Recht, an sich den größten Maßstab zu legen, er mußte es thun, denn die Zeit selbst, die auf ihn erwartungsvoll blickte, hielt ihm diesen Maßstab entgegen, und indem er die Leistung damit verglich, fand er, daß die letztere zu klein war. Daher die unüberwindliche Scheu vor der Veröffentlichung. Aehnlich urtheilt auch Steffens. „Schon damals", berichtet er aus dem Jahre 1815, „warf man Schelling sein mehrjähriges Stillschweigen vor. Eine Schrift, „die Weltalter", war schon in dem Entwurf fertig, Cotta hatte einige Bogen drucken lassen, aber Schelling nahm sie zurück. Man schien nicht zu begreifen, daß wer eine so bedeutende geistige Stellung einnahm, wie Schelling, wer für die Geschichte des Geistes eine neue Epoche bilden sollte, sich nicht in seiner Gewalt habe.

*) J. Salat. Schelling in München. I. Heft (1837.) S. 13 bis 23.

Es ist der leitende Geist der Geschichte selber, der ihm gebietet und dem er sich unterwerfen muß. Daher liegt ihm ein anderer Maßstab des Fertigen vor als uns. Wir dürfen schon Versuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn was einen bleibenden Werth erhält, ist doch eine gemeinschaftliche That*)."

Auch die Welt war Schelling gegenüber schwieriger geworden. Jene erwartungsvolle Empfänglichkeit, die ihn, als er erschien, gleichsam umfluthet und auf hohen Wellen getragen hatte, war in der Ebbe; auch auf Seiten des Publicums war die Weise, ihn zu nehmen und zu beurtheilen, älter, bedächtiger geworden. Er war nicht mehr der vielumworbene Philosoph. Wie der Erdgeist wollte er in den Weltaltern „den sausenden Webstuhl der Zeit" beherrschen und der Gottheit lebendiges Kleid bilden. Wie eine Penelope vertröstete er die werbenden Freier auf das Hochzeitsgewand und löste wieder auf, was er gewebt hatte. Unterdessen hatten die meisten Freier das Haus verlassen.

*) Steffens. Was ich erlebte. Bd. VIII. S. 373.

Dreizehntes Capitel.

Vereinsamung in München. Die Jahre in Erlangen.

I.

Vereinsamung.

1. Die Zeit der Stille.

Als Schelling von Würzburg nach München ging, war er von dem Drange, umbildend und religiös auf die Welt zu wirken, mächtig bewegt, und er schrieb darüber ähnlich an Windischmann, wie zehn Jahre früher, in seiner Jünglingszeit, als er aus dem tübinger Stift heraustrat, an Hegel *). Darin lag eine Selbsttäuschung, denn er war weder durch seine Gemüthsart noch durch die Natur seiner intellectuellen Kräfte, einer jener reformatorischen Charaktere, die unmittelbar und unwiderstehlich das Leben selbst anfassen. Der Tod seiner Frau hatte ihn in sich zurückgedrängt und auch seine wissenschaftliche Thatenlust gelähmt. Bald weicht jener Antrieb einem Hange nach Einsamkeit und verborgenem Leben. „Ich sehne mich immer mehr nach Verborgenheit", schreibt er schon 1811 an Georgii, „hinge es von mir ab, so sollte mein Name nicht mehr genannt werden, ob ich gleich nie aufhören werde, für das zu wirken, wovon ich die

*) S. oben Cap. II. S. 21 flgd. Cap. IX. S. 169.

lebhafteste Ueberzeugung habe*)." Mit vierzig Jahren, auf der Mitte seiner Lebensbahn, fängt er an, in der literarischen Welt gründlich zu verstummen. Wenn das Klügste ist, nichts drucken lassen, so hat dieser geniale Schwabe, das bekannte Wort seiner Landsleute fast buchstäblich erfüllt. Und doch war kaum je einem deutschen Philosophen eine so glückliche Muße gegönnt, die auch von außen wenig und nur vorübergehend getrübt wurde. Seine zweite Ehe gewährt ihm ein volles Familienglück, das durch keine dauernden Sorgen verkümmert, an dem nichts zerstört wird, er sieht drei Söhne und drei Töchter aufblühen und gedeihen. Der Tod seiner Eltern, — der Vater starb 1813, die Mutter fünf Jahre später — trifft ihn schwer; schmerzlich beklagt er den Verlust zweier Freunde, die ihm nahe standen; eine gefährliche Krankheit des Bruders macht ihm Sorgen, eigene Kränklichkeiten störender, nicht bedenklicher Art kommen und gehen.

Seine Denkweise, fortgetrieben durch die Magie zur Mystik in die Geistesnähe mit Jacob Böhme, brachte unwillkürlich eine Entfremdung zwischen ihm und dem Treiben der Welt. Man sah ihn rückwärts gewendet, und da man von der Gestalt seines Geistes nur unbestimmte Umrisse erblickte, die Eigenart und Selbständigkeit seines Denkens nicht verstand, so kamen seltsame Gerüchte über ihn in Umlauf, die selbst aufrichtige Freunde unsicher machten; erkundigte sich doch sogar Schubert bei anderen, ob es wahr sei, daß Schelling wirklich katholisch geworden? Dieser hatte es wieder erfahren und schrieb darüber Schubert den 28. Februar 1815: „diese Frage könnte mich von Ihnen verwundern, wenn es noch etwas der Art könnte und wenn sie mir nicht

*) Aus Schellings Leben. II. S. 248.

zeigte, daß Sie mich eben gar nicht kennen, oder vielmehr daß Sie mich nie gekannt haben *)."

Er war und fühlte sich innerlich vereinsamt; es gab keinen, mit dem er wirklich übereinstimmte. Das reactionäre Handwerk, wie es Fr. Schlegel trieb, war ihm zuwider; auch die Freundschaft mit dem Theosophen Baader hatte sich mit den Jahren gelockert. Im Januar 1819 schreibt er an Atterbom: „wie Sie mir Fr. Schlegel schildern, habe ich ihn genau bei seiner Durchreise durch München gefunden, und fast der bloße Anblick reichte hin, die entschiedene Abstoßung hervorzurufen. Eine solche entsetzliche Veränderung habe ich noch nie gesehen; was er auch unternehmen möge, von diesem Menschen kann nie mehr ohne Wunder etwas Reines kommen. Unsern Freund Baader sehe ich seit einiger Zeit sehr wenig und bin damit ganz zufrieden. Das Letzte, was ich von ihm hören mußte, war, daß der Teufel nun wirklich Zeichen gebe und ihn in seinem Hause aufsuche und verfolge." „Er schien sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, daß der Teufel nun endlich Notiz von seinen Angriffen genommen **)."

2. Stellung zu den Zeitfragen.

Auch den religiösen und politischen Zeitfragen gegenüber steht er allein und findet unter den herrschenden Richtungen keine, die ihm zusagt. Er ist gegen die rationalistische Religionsaufklärung, aber nicht auf Seite der Orthodoxen, gegen die politischen Neuerer, aber nicht auf Seite der Reactionäre. Seine „geschichtliche Philosophie" sträubt sich vermöge ihres geschichtlichen Charakters gegen alles Revolutionäre, gegen alle geschichtswidrigen

*) Ebendas. II. S. 354.

**) Ebendas. II. S. 331.

Neuerungen, während sie aus philosophischer Einsicht dem ideenlosen Rückgange in Kirche und Staat widerstrebt. So ist er seinem Zeitalter gegenüber ein Fremdling; die Zeitströmung trägt ihn nicht, daher bleibt er gegen Hegel zurück, dessen emporsteigende Lehre den geschichtlichen Hebeln der Zeit näher zu kommen wußte und in der preußischen Hauptstadt sogar auf den langen Hebelarm wirkte. Wie sich diese beiden einst befreundeten, in der Grundanschauung verwandten schwäbischen Philosophen zu den Verfassungskämpfen ihrer Heimath verhielten, ist ein sehr charakteristisches Zeichen ihrer Zeitstellung. Hegel vertheidigt gegen die Landstände die moderne Staatsidee der vom König gewollten Verfassung, Schelling dagegen neigt sich auf die oppositionelle Seite der Stände. „Diese wollen," schreibt er seinem Bruder, „daß Würtemberg ein L a n d bleibe und sträuben sich eben darum gegen die Umwandlung von Provincial- oder Land- in Reichsstände. Ich bin in dieser Hinsicht desselben Wunsches mit ihnen, nämlich daß Deutschland ein S t a a t oder R e i c h sein möge, die einzelnen Länder aber L ä n d e r bleiben." In einer vertraulichen Denkschrift räth er dem Minister von Neurath, die neue Verfassung durch den altwürtembergischen Landtag ausbilden zu lassen. „D e n n e s i s t e i n m a l k e i n H e i l n o c h F r i e d e a l s b e i m R e c h t, gleichwie die Theilung von Polen noch als Schuld auf Europa lastet, so wird, ehe dem Recht des würtembergischen Volkes Recht widerfahren, stets ein unberuhigtes und unbefriedigtes Bewußtsein zurückbleiben, und dieser Friede des Bewußtseins geht doch über alles, es ist der H a u s f r i e d e im allerengsten Sinn, alles andere ist nur täuschende Ruhe." „Nichts, das ein Vergangenes wird, hört darum ganz auf zu sein, es lebt in dem Gegenwärtigen fort, dem es zum Entwickelungsgrunde dient. Die Zeit hat der altwürtembergischen Ver-

fassung ihre Bestehungskraft entzogen, aber ehe sie ins Grab gelegt wird, diese von so vielen geliebte Mutter, muß sie ein Kind gebären, eine neue aus ihrem Fleisch, ihrem Blut erwachsene Verfassung *)."

In ähnlichem Geist urtheilt er in einem Briefe vom (10. März 1820) an Atterbom auch über die karlsbader Beschlüsse, die, wie den größten Theil der preußischen Maßregeln, kein Wohldenkender billigen könne, da sie großentheils unzweckmäßig sein und durch Vermischung des Unschuldigen mit dem Schuldigen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen müssen, nämlich alles zur Opposition zu vereinigen. „Aber diejenige Opposition, gegen welche dies alles ursprünglich gerichtet ist, kann man doch wahrlich auch nicht vertheidigen; es wird täglich klarer, daß doch nichts anderes dahintersteckt, als die dürren altjacobinischen Ansichten und die seichte Aufklärung, die alles Tiefere in Wissenschaft, Religion und Staat zugleich vertilgen möchte **)."

3. Berufungsfragen.

Einer Bedingung, die einst seine schriftstellerische Thätigkeit ungemein befördert hatte, entbehrte er ganz: die Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Er fühlte diesen Mangel und sehnte sich nach dem Katheder zurück. Und zu zwei verschiedenen malen eröffneten sich in dieser Zeit Aussichten einer Berufung.

Die erste betraf Tübingen. Während seines Aufenthaltes in Stuttgart im Jahr 1811 hatte Schelling gelegentlich geäußert, daß er mitunter Lust habe, wieder Professor zu werden. Der Präsident von Wangenheim, selbst Curator der schwäbischen Landesuniversität, wünschte und betrieb seine Berufung nach Tü-

*) Ebendas. II. S. 399, 402.

**) Ebendas. II. S. 437.

bingen; der Versuch, wie ihm Georgii den 4. Juli 1811 mittheilte, mißlang, weil der König dagegen war, der die Collision der schelling'schen Philosophie mit den Theologen fürchtete. „Darin hat der König", schrieb Schelling zurück, „oder wer ihm diesen Gedanken angab, vollkommen Recht, daß meine Theologie sich mit den tübinger Theologen nimmer vertragen hätte. Der Grundfehler derselben ist, daß sie in Ansehung ihrer philosophischen Principien völlige Socinianer sind, quorum, wie Leibniz einmal sagt, semper paupertina fuit de Deo rebusque divinis philosophia, und daß sie gleichwohl mit solchen Principien im Kopf die orthodoxe Lehre vertheidigen wollen. Hierdurch wird diese zu einem jeden gesunden Verstand, jeden besseren, nicht zum gedankenlosen Nachbeten verdammten Kopf zurückstoßenden und empörenden Unsinn." „Dieser historische Glaube, der z. B. die Lehre von der Fortdauer auf das bloße äußere Zeugniß Christi als des weisesten und edelsten aller Menschen — (nicht auf die That Christi, des Todesüberwinders, nicht auf den wesentlichen Zusammenhang, in dem sie mit allen geistlichen Wahrheiten und nur dadurch mit der Religion des Geistes, dem Christenthum steht) — gründen wollen, dieser historische Glaube, der sogar für nützlich und zuträglich hält, das Dasein Gottes aus den Wundern und Weissagungen als äußeren Factis zu beweisen, ist der crasseste Judaismus, der nämliche, mit dem Christus in den Pharisäern und Schriftgelehrten zu kämpfen hatte *)."

Im Sommer 1817 kam die Berufung nach Tübingen wieder in Frage; Schelling schreibt seinem Bruder, er wünsche als Kanzler und Professor der Philosophie nach Tübingen zu gehen, wolle sich aber in keiner Weise darum bewerben, er habe keinerlei persönliche, sondern rein wissenschaftliche Gründe. „Ich habe

*) Ebendas. II. S. 279 flgd.

durch langes Zaudern, fortgesetzte Contemplation eine Reife der Ausbildung und zugleich einen Standpunkt meiner Gedanken erlangt, bei dem ich eine akademische Wirkung nicht sowohl als vortheilhaft für mich, wie für diese verworrene Zeit und Welt halten kann*)."

Inzwischen war aus Jena ein Ruf gekommen, der ihn auf das Freudigste erregte. In solcher Stimmung schreibt er (Anfang des Jahres 1816) seinem Bruder: „unerwarteter Weise erhalte ich von dem alten geliebten Jena einen Antrag zur Lehrstelle der Logik und Metaphysik in der philosophischen Facultät. Man bietet mir tausend Thaler (eine dort unerhörte Summe, die ich gewiß der Erste und bis jetzt Einzige erhalten würde), das Primariat in der philosophischen Facultät und andere Vortheile." „Aber daß ich wieder als Lehrer wirken kann in dieser bedeutenden und immer bedeutender werdenden Zeit, wieder jene goldene Freiheit genießen, die man vielleicht an keinem Orte der Welt und an keiner Universität so wie in Jena schmecken kann, das sind Motive, die in meinem Innern eine gewaltige Bewegung hervorbringen. Wieder bloß Lehrer der Philosophie zu sein, würde mich nicht in so hohem Grade reizen, aber der allmälige und schickliche Uebergang, den ich dort zur Theologie machen könnte und zu dem ich auf jeden Fall die Mittel mir ausbedingen würde, der Gedanke, dadurch unter göttlichem Segen für ganz Deutschland etwas Entscheidendes zu thun und ein wohlthätiges Licht anzustecken, wogegen die erste noch in der Jugend hervorgebrachte Bewegung nur ein unlauteres Feuer war: das sind Vorstellungen, die mich mit großer Gewalt treiben und fast zum Entschluß bringen." Was ihn zögern läßt, sind Bedenken über die Reife seines Entschlusses, die Rüstigkeit seiner Kraft, die Pflicht

*) Ebendas. II. S. 387 flgd.

der Dankbarkeit gegen Baiern. In seiner Antwort an Eichstädt (den 8. Febr. 1816) bittet er „die groß und edel denkende Regierung von Weimar, ihm noch eine kurze Zeit der Ueberlegung zu gönnen, damit er den allerfreisten Entschluß fassen und sich der höchsten Lauterkeit desselben versichern könne *).“

Die bairischen Verhältnisse halten ihn fest. Auch die tübinger Sache zerschlägt sich, der Wunsch nach einer Erneuerung akademischer Lehrwirksamkeit bleibt. Um diese Möglichkeit zu gewinnen und zugleich in einem milderen, seiner Gesundheit zuträglicheren Klima zu leben, läßt er sich von der bairischen Regierung auf unbestimmte Zeit beurlauben und geht, ohne seine amtliche Stellung zu ändern, im Spätherbst 1820 nach Erlangen **).

II.

Die erlanger Zeit.

1. Freundeskreis.

Hier bleibt Schelling sieben Jahre, die wohl zu den stillsten und behaglichsten seines Lebens gehören, abgerechnet eine längere Krankheit der Frau, die ernste Besorgnisse erregte, aber durch den Gebrauch von Karlsbad geheilt wurde. Schon die Nachricht, daß Schelling kommen und Vorlesungen halten wolle, rief in den akademischen Kreisen sowohl der Lehrenden als Lernenden die freudigste Erwartung hervor. Unter den Professoren der Universität hatte sich bereits eine Reihe von Männern zusammengefunden, die durch frühere Freundschaft vereinigt waren und in Schelling ihren geistigen Führer verehrten. Er kam unter die Seinigen

*) Ebendaselbst. II. S. 365 flgd. S. 367 flgd.

**) Im Jahr 1823 hörte er auf Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste zu sein, an seine Stelle trat auf den Wunsch des Kronprinzen Martin Wagner.

und bildete, sobald er in diesen Kreis eintrat, den Mittelpunkt. G. H. Schubert war aus Mecklenburg, wo er einige Jahre Erzieher der Kinder des Erbgroßherzogs gewesen, als Professor der Naturgeschichte nach Erlangen berufen worden und hatte im Frühjahr 1819 seine Vorlesungen begonnen. Hier fand er unter seinen nächsten Amtsgenossen Freunde und ehemalige Collegen vom nürnberger Realinstitut her: Schweigger, der bald nach Halle ging, Joh. Wilh. Pfaff und Kanne; er befreundete sich hier mit dem alten Kirchenrath Vogel, mit dessen Schüler und Amtsgenossen, dem Diakonus Engelhardt, mit dem Arzt und Prosector Fleischmann, der auch Schellings Hausarzt und Hausfreund wurde, und in dessen Garten sich die Freunde in heiteren Zusammenkünften während der Sommerzeit oft und gern vereinigten. „Nicht nur wir", erzählt Schubert in seiner Lebensbeschreibung, „spürten an uns einen ganz besonderen geistig anfassenden Einfluß aus Schellings Nähe und aus dem fast täglichen Verkehr mit ihm, sondern auch anderen erging es so. Ueberall, wo er in einen seiner Stellung angemessenen geselligen Kreis eintrat, brachte er, ohne es zu suchen, eine wohlthuend erhebende und zugleich erheiternde Stimmung mit sich, durch welche, wo sich einer fand, jeder edle Lebenskeim geweckt und in Bewegung gebracht wurde. Die Tagesgespräche des einen Nachbars mit dem andern verstummten, alle hörten auf das, was Schelling sprach, und seine Worte zündeten in den anderen neue Gedanken und Gespräche an, die zu dem Grundton einer würdigeren Unterhaltung paßten. Wenn er aber auch nur schweigend den Gesprächen zuhörte oder ihrem harmlos gewöhnlichen Verlaufe sich hinzugeben schien, so lag dennoch in seinem Wesen etwas, das an das Verhältniß eines ernstlich sinnenden Steuermannes erinnerte, der auf ein für alle bedeutungsvolles Ziel zu-

steuernd, ohne Aufhören den Polarstern und den Compaß im Auge behält, während er in die abendlichen Gespräche der Schiffsmannschaft auf dem Verdeck theilnehmend einzugehen scheint. Es ging auch bei solcher Gelegenheit eine Stimmung des Ernstes von ihm aus, man fühlte es diesem Geiste an, daß er reichere Gaben mitzutheilen habe, als er von anderen empfing." „Doch kam er, der vielbeschäftigte Mann, nur selten zu den geselligen Vereinen, die sich schon früher, namentlich um unseren väterlichen Freund Vogel, gebildet hatten, während er besonders im Sommer, wo möglich in Begleitung seiner Familie, gern an einem von dem allgemeinen Zudrange abgeschlossenen Orte im Freien mit Freunden sich zusammenfand." (Als ein solcher Ort wird besonders der fleischmann'sche Garten erwähnt.)*)

2. Vorlesungen.

Mit seinen Vorlesungen in Erlangen hielt es Schelling, wie die vornehmen Gäste, die spät kommen und früh gehen. Er hat überhaupt nur wenige Semester gelesen und nur während der Jahre 1821—1823. Die Gegenstände seiner Vorträge waren Einleitung in die Philosophie, Philosophie der Mythologie, Geschichte der neuern Philosophie. Seine erste Vorlesung „über die Natur der Philosophie als Wissenschaft" begann er den 4. Januar 1821, im nächsten Semester las er über die Bedeutung der alten Mythologie, im nächsten Sommer (1822) begann er die Vorlesung erst den 15. August und schloß sie noch vor Ende des Monats. Bei der ganz unabhängigen, durch keinerlei Pflicht an die Universität gebundenen Stellung waren seine Vorträge freiwillige Geschenke, die er publice gab; der Hörsaal war stets

*) G. H. Schubert, Selbstbiographie. Bd. III. Abth. 2. S. 511 flgd. S. 543.

gedrängt voll, auch viele Docenten befanden sich unter den Zuhörern, wie gleich im ersten Semester Schubert und Pfaff. Von jener Vorlesung „über Geschichte der neuern Philosophie", die er während der letzten Augustwochen 1822 hielt, berichtet einer seiner damaligen Zuhörer, Karl Hase, der Kirchenhistoriker: „fast die ganze Universität, Professoren und Studenten, saßen beisammen in der Aula. Er litt nicht, daß irgend etwas nachgeschrieben wurde. Er las alles vom Blatte, aber er las sehr gut, zumal als er vor seiner eigenen Epoche stand und nachwies, wie alles auf diese Entwicklung der Philosophie hindrängte: „„die Frucht war reif, wer die Hand danach ausstreckte, dem fiel sie in die Hand, und ich habe sie danach ausgestreckt."" „Darauf, um die Anschauung gefühlsmäßig zu schildern, in der zuerst seine Philosophie ihm aufgegangen sei, las er uns jene schwungvollen Knittelverse vor, die er damals im Thale von Jena gedichtet hatte, anhebend: „„wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen, da ich sie kenne von innen und außen."" „Am 27. August hielt Schelling die letzte Vorlesung und schloß in erhebender Weise über die Bedeutung des akademischen Lebens, und wie alles, was sich nachmals im Leben entwickle, da mindestens die Knospe der Ahnung treibe*)."

Die erste Vorlesung „über die Natur der Philosophie als Wissenschaft" hat Schelling einigemal wiederholt, und sie ist jetzt aus seinem Nachlaß veröffentlicht. Ihr Zweck war propädeutisch, doch war sie keineswegs populär. Es wurde gezeigt, worin die Aufgabe der Philosophie bestehe, und welche Gestalt die letztere annehmen müsse, um diese Aufgabe zu lösen. Es war dieselbe Gestalt, die Schelling in seiner Freiheitslehre vorgebildet.

*) Karl Hase, Ideale und Irrthümer (1872). S. 160, 170. Vgl. oben Cap. IV. S. 54.

Das menschliche Wissen solle durch Philosophie systematisch werden. Von Natur sei es das Gegentheil, im Widerstreit der Ansichten und Vorstellungen befangen, in einem nothwendigen Widerstreit, der auch in der Philosophie erst seine volle Ausprägung erlangt haben müsse, bevor von einem wirklichen System die Rede sein könne. Der Zustand der „Asystasie", der Streit der Systeme, sei die nothwendige Voraussetzung des Systems. So komme die griechische Philosophie erst in Plato zur Idee einer wirklich systematischen Einheit. Jedes in Streit befangene System sei einseitig, dieser Charakter der Einseitigkeit liege nicht in dem, was es behaupte, sondern in dem, was es leugne. Innerhalb aber der einseitigen Vorstellungsweisen sei der Widerstreit unauflöslich; die wirkliche Lösung geschehe in dem „Systeme katexochen", dem wahrhaft universellen, welches durch alle Systeme hindurchgehe und über alle hinausgehe, aus der Enge in die Weite gelange und in der That frei werde. Es handle sich um das eine System in allen und über allen, um eine fortschreitende Bewegung, deren Grund und Ziel ein und dasselbe Subject sei: das absolute Subject. In diesem Begriff falle die Frage der Philosophie zusammen mit dem höchsten aller Probleme. Das absolute Subject müsse gefaßt werden als wahrhaft unendlich: darum nicht als die Substanz Spinozas, die gleichsam durch die beiden Gewichte des Denkens und der Ausdehnung in die Sphäre der Endlichkeit niedergezogen werde; es müsse gefaßt werden als frei, aber nicht so, daß es in die Sphäre des subjectiven Ich herabsinke. „So zu unserer Zeit Fichte, der zuerst wieder kräftig zur Freiheit aufrief, dem wir es eigentlich verdanken, daß wir wieder frei, ganz von vorn philosophiren, wie tief sieht er unter sich alles Sein, in welchem er nur eine Hemmung freier Thätigkeit sieht! Aber indem ihm alles äußere und

objective Sein verschwunden ist, im Augenblick, da man erwartet, ihn über alles Seiende sich erheben zu sehen, klammert er sich wieder an das eigene Ich an." Das Wesen des absoluten Subjects ist „die ewige Freiheit", das reine Können und Wollen, das Gegenstandlose, „die Indifferenz", wie Schelling es früher nannte. „Wie nun diese ewige Freiheit sich zuerst in eine Gestalt, in ein Sein eingeschlossen, und wie sie durch alles hindurchgehend und in nichts bleibend endlich wieder hindurchbricht in die ewige Freiheit, als die ewig ringende, aber nie besiegte, stets unüberwindliche Kraft, die jede Form, in die sie sich eingeschlossen, immer selbst wieder verzehrt, also aus jeder wieder als Phönix aufsteht und durch Flammentod sich verklärt, dieß ist Inhalt der höchsten Wissenschaft." Das wahrhaft Wirkende ist diese Freiheit in ihrer Selbstentwicklung, Selbstoffenbarung: zuerst nicht erkennend, dann erkennend, aber nicht sich, zuletzt sich erkennend. So ist der gesammte Proceß nur die Bewegung zur Selbsterkenntniß, der Impuls der ganzen Bewegung das *γνῶθι σεαυτόν*. „Erkenne was Du bist, und sei als was Du Dich erkannt hast, dieß ist die höchste Regel der Weisheit. So also ist die ewige Freiheit in der Indifferenz die ruhende Weisheit, in der Bewegung die sich suchende, nirgends ruhende, im Ende die verwirklichte. Wenn also in der ganzen Bewegung die sich suchende Weisheit, so ist die ganze Bewegung Streben nach Weisheit, es ist die objective Philosophie." Diese nachzubilden oder ideell zu wiederholen, ist Wesen und Aufgabe der wahren Philosophie als menschlicher Kunst*).

Da die ewige Freiheit (das absolute Subject) über alles Seiende hinausgeht, so muß alles Seiende verlassen werden

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 207—296. (S. 214 flgd. S. 218—227.)

und die letzte Anhänglichkeit schwinden, um zur wahren Erkenntniß durchzudringen. Auch Gott sei auf diesem Standpunkt nur ein Seiendes. An einer Stelle seiner Vorlesung warnt Schelling ausdrücklich, das absolute Subject und Gott nicht zu verwechseln, dieser Unterschied sei sehr wichtig. „Selbst Gott muß der verlassen, der sich in den Anfangspunkt der wahrhaft freien Philosophie stellen will. Hier heißt es: wer es erhalten will, der wird es verlieren, und wer es aufgiebt, der wird es finden. Nur derjenige ist auf den Grund seiner selbst gekommen und hat die ganze Tiefe des Lebens erkannt, der einmal alles verlassen hatte und selbst von allem verlassen war, dem alles versank und der mit dem Unendlichen sich allein gesehen: ein großer Schritt, den Plato mit dem Tode verglichen. Was Dante an der Pforte des Infernum geschrieben sein läßt, das ist in einem andern Sinn auch vor den Eingang der Philosophie zu schreiben: „laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht.“ „Wer wahrhaft philosophiren will, muß aller Hoffnung, alles Verlangens, aller Sehnsucht los sein, er muß nichts wollen, nichts wissen, sich ganz bloß und arm fühlen, alles dahingeben, um alles zu gewinnen. Schwer ist dieser Schritt, schwer, gleichsam noch vom letzten Ufer zu scheiden, dieß sehen wir daraus, daß so wenige von jeher dieß im Stande waren*).“

3. Platens Schilderung.

Unter den Zuhörern dieser ersten Vorlesung, war der Dichter Platen, und ich gebe die Schilderung derselben mit den Worten seines Tagebuchs. Er war seit dem October 1819 in Erlangen und hatte auf Schelling in der gespanntesten Erwartung geharrt. „Dieser außerordentliche Mann verbreitet ein reiches, unabsehbares

*) Ebendas. S. 217 flgd.

Leben über die ganze Universität. Sein erstes Collegium nach einem vierzehnjährigen Stillschweigen hielt er am 4. Januar im glück'schen Hörsaale, der aber die Menge nicht fassen konnte. Er liest von 5 Uhr Abends bis 6 oder 7 Uhr. Lange vor 5 Uhr waren alle Bänke voll Sitzender, alle Tische voll Stehender, das Gedränge an der Thür war so groß, daß sie ausgehoben wurde und viele zu den Fenstern hereinstiegen. Viele, die nicht mehr hereinkonnten, hielten die Gangfenster offen, um von außenher zuzuhören. Fast alle Professoren waren gegenwärtig. Endlich kam er, und die Antrittsrede, die er hielt, bezog sich auf seine bisherigen Verhältnisse, auf seine in der Stille gepflogenen Forschungen in München und sein Verlangen wieder öffentlich aufzutreten. Dann begann er die Einleitung zu seinem Vortrage, den er „initia universae philosophiae" angekündigt. In der zweiten Stunde beschloß er die Einleitung und sprach von den Forderungen, die er an seine Zuhörer mache. Er machte kein Geheimniß daraus, daß es Seelenstärke und Anstrengung erfordere, seinem Ideengange zu folgen und das Ganze als Ganzes zu überschauen. Er bestimmte eine Sonnabendstunde, um ihn zu besuchen und ihm Zweifel und Einwürfe vorzutragen, und fügte hinzu, er scheue sich nicht zu bekennen, durch die Einwürfe seiner Schüler mehr gewonnen zu haben, als durch Gelehrte, die ganze Bücher gegen ihn geschrieben hätten. Er erinnerte sich mit Liebe des wissenschaftlichen Zusammenlebens in Jena und ermahnte uns, kleine Cirkel von Freunden zu stiften, in welchen seine Ideen besprochen würden. Mit Wärme berief er sich auf den hohen Genuß einer intellectuellen Freundschaft und, gegen geistlose Zerstreuungen gerichtet, wiederholte er die schönen Worte: severa res verum gaudium. Schellings ganzer Vortrag ist trotz der anscheinenden Trockenheit hinreißend. Er erfüllt den Geist mit

einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet, dabei eine Kühnheit des Ausdruckes und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken. So sprach er von dem Subjecte der Philosophie und von der Auffindung des ersten Princips, die nur erreicht werden könne durch eine Zurückführung seiner selbst zum vollkommenen Nichtwissen, wobei er den Spruch anführte: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder u. s. w. „„Nicht etwa““, setzte er hinzu, „„muß man Weib und Kind verlassen, wie man zu sagen pflegt, um zur Wissenschaft zu gelangen, man muß schlechthin alles Seiende, ja — ich scheue mich nicht es auszusprechen — man muß Gott selbst verlassen.““ „Als er dieß gesagt hatte, erfolgte eine solche Todtenstille, als hätte die Versammlung den Athem an sich gehalten, bis Schelling sein Wort wieder aufnahm und sich darüber verbreitete, um nicht mißverstanden zu werden, wobei er sich wieder des bildlichen Ausdrucks der Schrift bediente: die alles behalten, werden alles verlieren. Mir selbst fiel bei dieser ganzen Darstellung das to be or not to be mit seiner ganzen Centnerlast aufs Herz, und es war mir, als wäre mir zum erstenmal das wahre Verständniß desselben durch die Seele gegangen*).“

Wie Platen sich von Schellings Vorträgen poetisch angeregt und ergriffen fühlte, sagt das Sonett, das er ihm widmete:

Wie sah man uns an Deinem Munde hangen
Und lauschen jeglichen auf seinem Sitze,
Da Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seele drangen.

---

*) Platens Tagebuch (Cotta 1860). S. 218—220.

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen.

4. Platen.

Graf August Platen-Hallermünde hat sieben seiner fruchtbarsten Lebensjahre in Erlangen zugebracht (1819—1826), die fast gleichzeitig sind mit Schellings eben so langem Aufenthalte; er war nicht bloß ein enthusiastischer Bewunderer des Philosophen, sondern kam in dessen persönliche Nähe und verkehrte bei ihm „wie der Sohn vom Hause." In diesem persönlichen Verkehr hat Platen für sich und sein Talent mehr von Schelling empfangen, als in den Vorlesungen, die hier und da blitzartig auf ihn wirkten, aber im Ganzen ihm dunkel blieben. Er war, dreiundzwanzig Jahr alt, nach Erlangen gekommen, mit seinem äußeren Berufe zerfallen, über seinen inneren schwankend und voller Zweifel. Für den Militär- und Hofdienst bestimmt, als Cadet und Page in München erzogen, hatte er als junger Officier den zweiten Feldzug in Frankreich (1815) mitgemacht und kaum mehr als französische Quartiere kennen gelernt; nach seiner Rückkehr verlor er allen Geschmack am Soldatendienst und lebte in Phantasieentwürfen, er verspätete sich, wenn er Recruten exerciren sollte, und dichtete Satyren, während er die Runde zu machen hatte. Er wußte nicht recht, wozu er eigentlich bestimmt sei: ob zum Poeten oder zum Literator, ob zum Diplomaten, zum regierenden Staatsmanne oder zum bescheidnen Förster? Er fand überall etwas von sich, aber nie sich selbst. Wenn er Rousseaus Bekenntnisse las, hatte er sich vor Augen, und bei Machiavellis Buch vom Fürsten frug er sich: „kann ich wohl ein großer Staatsmann

werden?" Auch Alfieri's Leben gab ihm Spiegelbilder. Sein poetischer Trieb und sein Bildungsbedürfniß nährten sich von einer gehäuften und hastigen Lectüre, worüber er beinah alles productive Kraftgefühl verlor. „Lectüre und ewig Lectüre", schreibt er im Sommer 1818 in sein Tagebuch, „es scheint fast, ich lebe nur, um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, sondern lese nur." „Ich verzage an meiner poetischen Gabe. Es scheint, daß ich eher auf dem Wege bin ein Literator als ein Poet zu werden*)." Mit seinem Talent ging sein Geschmack Jahre lang in der Irre. Derselbe Mann, der den Tiefgang schelling'scher Mystik bewunderte, hatte sich vorher für Garve's moralische Schriften und Mendelssohns Phädon begeistert. Er, der später die modernen Schicksalstragödien, namentlich Müllners Schuld aristophanisch verspottete, hat eine Zeit gehabt, wo ihn „die Schuld" entzückte und er den ganzen Tag über müllner'sche Verse im Munde führte. Und doch war es die Lectüre, die allmälige Reinigung und Modellirung seines Geschmacks nach großen Mustern, wodurch sein Talent zu der ihm gemäßen Entfaltung kam und er der poetische und nachbildende Sprachkünstler wurde, der in unserer Literatur einen dauernden, wenn auch seinem brennenden Ehrgeiz keineswegs gleichen Ruhm gewonnen hat. Seine Sprachstudien führten ihn den richtigen Weg, er lernte französisch, englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, lateinisch, griechisch, persisch und kam durch die lebendige Bekanntschaft mit den großen Poeten, mit Shakespeare und Byron, Tasso und Alfieri, Calderon, Camoens, Homer, Horaz, Properz, Goethe u. s. f. in eine solche Nähe der Meister und in ein solches Formverständniß derselben, daß er sich ihnen ebenbürtig und gleich fühlte. Er begann seine öffentliche poetische Laufbahn in Erlangen mit dem Druck der

*) Ebendaselbst. S. 183.

Ghaselen, die Schelling wahre orientalische Perlen nannte und zu den schönsten Dichtungen zählte, die er gelesen. Während der erlanger Jahre sind die meisten der poetischen Werke Platens empfangen, viele vollendet. Und den Anregungen Schellings hatte er es zu danken, daß er von dem ästhetischen Kritisiren hingewiesen wurde auf das künstlerische Schaffen, auf die dramatische Kunst, auf das Studium der griechischen Dramatiker. Sein erstes Drama „der gläserne Pantoffel" war Schelling zugeeignet mit einer Widmung in vortrefflichen Stanzen. Während eines vierwöchentlichen Casernenarrestes schrieb er den größten Theil eines Schauspiels „Treue um Treue." Als er mit diesem Stück zum erstenmale (den 18. Juni 1825 in Erlangen) die Bühne betrat, war Schelling zugegen und feierte nach der Aufführung in seinem eigenen Hause den Dichter durch Gastmahl und Trinkspruch. Mit diesem Triumph endet Platens Tagebuch. „Schelling nahm außerordentlich vielen Antheil am ersten Gelingen meiner theatralischen Laufbahn und ermunterte mich einmal übers andremal *)."

5. Puchta.

Unter Platens näheren Freunden war einer, der von Schellings Ideen einen tief eindringenden, mächtigen Antrieb empfing, auf seinem Gebiet ein wissenschaftlicher Geistesgenosse und Schüler des Philosophen wurde und in demselben Jahre, als dieser nach Erlangen kam, hier seine akademisch juristische Laufbahn begann: G. Fr. Puchta. Er hatte das nürnberger Gymnasium

*) Vgl. Schubert, Selbstbiographie. Bd. III. Abth. 2. S. 526 bis 537. Engelhardt's Aufsatz: „Graf Platen in Erlangen." (Morgenblatt. 1836. Nr. 210 — 215.) Fr. Thiersch's Leben. Bd. I. S. 254.

durchgemacht, als Hegel das Rectorat führte und war durch dessen philosophischen Unterricht für die philosophischen Studien weniger gewonnen als vorbereitet. Sein innerer Entwicklungsgang brachte ihn aus religiösen und wissenschaftlichen Motiven in Schellings Geistesnähe, und der äußere Gang seiner akademischen Lehrthätigkeit führte ihn zu drei verschiedenen malen auch örtlich mit Schelling zusammen: in Erlangen, München und Berlin. Ausgenommen die neun Jahre (1833—1842), die Puchta in Marburg und Leipzig gelehrt hat, war er in dem Zeitraum von 1820 bis 1845 (in den ersten Tagen 1846 starb er) mit Schelling vereinigt und in München sein Amtsgenosse und eifriger Zuhörer. Als er in Erlangen außerordentlicher Professor wurde (1823), hörte Schelling hier bereits auf Vorträge zu halten, und die kurze Zeit vorher war bei Puchta durch eine wissenschaftliche Reise unterbrochen, so daß er Schellings mündlichen auf dem Katheder gegebenen Belehrungen sich nachhaltiger in München als in Erlangen widmen konnte. Aber er stand schon hier mit Schelling in persönlichem Verkehr und kannte seine Schriften.

Das Verhältniß Puchta's zur schelling'schen Lehre ist bedeutsam und bezeichnet in der Tragweite der letzteren den Punkt, wo sie in die Rechtswissenschaft eingreift. Wie Kant die Philosophie kritisch gemacht und darin den übrigen Wissenschaften die Fackel vorangetragen hat, so hat sie Schelling im Sinn der Entwicklungsgeschichte h i s t o r i s c h gemacht im weitesten Umfange. Nichts anderes bedeutet jener „Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft", den er als seine Aufgabe und epochemachende That in Anspruch nahm. Diese That traf den Mittelpunkt des Zeitalters, das sie allseitig anregte, aber, unvollkommen wie sie war und geblieben ist und bei weitem weniger ausgereift als die kantische, keineswegs so allseitig beherrschte, als

es diese in Rücksicht auf ihr Zeitalter vermocht hat. Schelling versuchte und verkündete den Durchbruch zuerst auf dem Gebiet der Natur, dann auf dem der Geschichte. Die erste Hälfte seiner That wollte „Naturphilosophie", die zweite „geschichtliche Philosophie" sein. Schon im Wendepunkte beider Abschnitte, in seinen Vorlesungen „über die Methode des akademischen Studiums" hatte er dargethan, daß Theologie und Rechtslehre durchdrungen, umgebildet, flüssig gemacht werden müssen von der geschichtlichen Einsicht religiöser und staatlicher Weltentwicklung; daß Religion und Recht nicht willkürliche Machwerke, nicht abstracte, sondern lebendige, entwicklungsfähige, in stetigem Fluß der Entwicklung begriffene, in der Gesammtheit geschichtlichen Menschenlebens enthaltene und fortbewegte Gestaltungen seien. Wenn Schelling das positive, umzugestaltende Material der Wissenschaft in seiner Gewalt gehabt hätte, so mußte er der Begründer der geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Rechtslehre werden im Gegensatz zu dem abstracten Naturrecht. Was er selbst nicht vermocht hat, geschah durch einen ihm verwandten, von ihm unabhängigen, auf sich selbst gestellten Geist, der berufen war, der Führer einer neuen Aera der Rechtslehre zu werden: Fr. K. v. Savigny, der in demselben Jahr (1803), als Schelling jene Vorlesungen erscheinen ließ, seine Lehre vom „Rechte des Besitzes" herausgab. Willkür, Reflexion, Gesetzgebung machen das Recht so wenig als die Religion, als die Sprache; das Recht folgt mit innerer Nothwendigkeit aus der naturgemäßen oder „naturwüchsigen" Volksentwicklung, aus den Bedürfnissen und Instincten des nationalen Bewußtseins, aus volksmäßigem Rechtsgefühl und Gewohnheit; in dieser Entwicklung des Rechts ist die Rechtslehre ein Glied, eine ebenfalls nothwendige Stufe und Form, durch welche die Rechtsbildung hindurchzugehen hat; in die Entwicklung der Rechts-

lehre gehört die Rechtsgeschichte, vor allem die römische. Die Geschichte des römischen Rechts will selbst begriffen sein aus der römischen Geschichte, und innerhalb der Rechtswissenschaft muß die neue geschichtliche Denkweise, die das romanistische Gebiet zu erleuchten beginnt, sich auf das germanistische fortpflanzen. Auf dem Gebiet der römischen Geschichte macht den Durchbruch Niebuhr, auf dem des römischen Rechts Savigny, auf dem des deutschen K. Fr. Eichhorn, alle drei unter den ersten Lehrern der Universität Berlin. Es ist nicht die Aufgabe der Rechtsgelehrten und nicht der Beruf des Zeitalters, das Recht zu machen und Gesetze zu fabriciren, sondern die vorhandenen geschichtlich entwickelten Rechtszustände zu verstehen, juristisch zu bestimmen, zu befestigen und in ihrem eigenen Geist fortzubilden. Sie sind die Kenner und Leiter, nicht die willkürlichen Factoren der Rechtsentwicklung. In diesem Sinne schreibt Savigny gegen Thibaut seine berühmte Schrift „von dem Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung" (1814). Ihm folgt in der Wissenschaft und später (nach seinem eigenen Wunsch) auf dem Lehrstuhle in Berlin G. Fr. Puchta, der in seiner gesammten Anschauungsweise sich abhängig weiß von Niebuhr, Savigny, Schelling und unter den Rechtslehrern der historischen Schule nächst dem Führer der größte ist. Es ist interessant und lehrreich, die philosophischen Gegensätze der Zeit in den juristischen wiederzufinden. Wir kennen den Gegensatz schelling'scher und kantischer Denkweise: er zeigt sich auf dem juristischen Gebiet in dem Gegensatz zwischen Savigny und Thibaut; der uns bekannte Gegensatz zwischen Schelling und Hegel erscheint auf juristischem Gebiet zwischen Puchta und Gans. Und wenn Schelling zuletzt die Offenbarungs- oder positive Philosophie von der rationalen oder negativen unterschieden hat, so spannt sich dieser Unterschied auf dem juristischen

Gebiet zu dem Gegensatz der „Rechtsphilosophie nach geschichtlicher Ansicht" und allem Rationalismus. Diesen Gegensatz erhebt ein Mann, der sich für einen Schüler Schellings gab, in München unter seine ersten und jüngsten Amtsgenossen gehörte und später auf Savignys Rath nach Berlin berufen wurde (1840), kurz bevor Schelling kam: Fr. Jul. Stahl. Aber nach Schelling sollte das Verhältniß der positiven und rationalen Philosophie nicht Gegensatz sein, sondern Ergänzung; daher wollte er in der Lehre Stahls nicht die seinige erkennen*).

6. Dorfmüller. Die erlanger Burschenschaft.

In einem weit engeren Sinn, als Platen und Puchta Schellings Schüler heißen dürfen, wurde es Dorfmüller, der, auf dem Gymnasium in Baireuth von Gabler unterrichtet und für die hegel'sche Lehre empfänglich gemacht, in einer Zeit nach Erlangen kam (1823), wo Schelling seine Vorträge bereits eingestellt hatte, hier das Studium der hegel'schen Schriften fortsetzte und namentlich die Rechtsphilosophie mit vierzig bis fünfzig Mitgliedern der erlanger Burschenschaft las, dann aber, nachdem er Platen kennen gelernt und durch diesen bei Schelling eingeführt worden (1824), sich ganz dem letzteren zuwendete und im persönlichen Verkehr sein spezieller und abhängiger Schüler wurde. Von jetzt an galt ihm die hegel'sche Philosophie für „scholastisches Blendwerk", Schelling hatte ihn ganz in sich aufgenommen, wie

---

*) Ueber Puchta vgl. G. Fr. Puchta's kleine civilistische Schriften, ges. und herausg. von A. A. Fr. Rudorff. (Lpz. 1851) S. XIII bis LII. Ueber Schellings Urtheil, Stahls Rechtsphilosophie betreffend, vgl. Aus Schellings Leben. III. (Br. an Chr. H. Weiße v. 3. Nov. 34, an Bunsen v. 12. Aug. 1840, an Dorfmüller v. 13. Decemb. 1840.) S. 99, 157 flgd. S. 161.

der Pater Seraphicus im Faust die seligen Knaben. Er wurde später Gymnasiallehrer in Augsburg und durfte den Meister täglich sehen und sprechen, als dieser im Jahr 1836 drei Monate stiller Zurückgezogenheit hier zubrachte. Uebrigens urtheilt Dorfmüller von den erlanger Vorträgen, deren Wirkung wenigstens er noch selbst beobachten konnte, daß sie mehr bewundert als verstanden wurden und anfangs zwar die Gemüther ergriffen und aufregten, aber nicht tief und nachhaltig genug fortwirkten*).

Seitdem Schelling das würzburger Katheder verlassen und in München außer Verkehr mit der akademischen Jugend gelebt hatte, war in dieser eine große Umwandlung vor sich gegangen, die schon ihre erste Phase durchgemacht hatte und von den öffentlichen Gewalten verfolgt war, als Schelling das erlanger Katheder betrat. In Folge der Freiheitskriege war den 12. Juni 1815 zu Jena der Grund einer neuen patriotischen Studentenverbindung gelegt worden, der allgemeinen deutschen Burschenschaft, die sich schnell über eine Reihe von Universitäten verbreitete und am Jahrestage der leipziger Schlacht, den 18. October 1817, das Jubiläum der deutschen Reformation auf der Wartburg festlich unter mancherlei politischen Demonstrationen beging. Sie war dadurch in den Verdacht einer staatsgefährlichen Verbindung gekommen, und als den 17. März 1819 eines ihrer Mitglieder, der jena'sche Student K. L. Sand den Schriftsteller Kotzebue ermordet hatte, schien der Verdacht begründet, die Burschenschaft wurde als eine Art deutscher Carbonarismus, als eine gefährliche Verschwörung und als mitschuldig an jener wilden That einer rasenden Verblendung angesehen; sie wurde unterdrückt, und die Verfolgungen brachen aus, welche die karlsbader Beschlüsse organisirten.

*) G. H. Schubert, Selbstbiographie. Bd. III. Abth. 2. S. 517 bis 521.

Indessen dauerte sie fort und nahm durch die Unterdrückung zum Theil den Charakter eines Geheimbundes an, der an die Stelle vager patriotischer Empfindungen bestimmtere politische Ziele setzte und eine Vorschule für die Bewegungen wurde, die im März 1848 ihre öffentliche Laufbahn begannen. Auch in Erlangen hatte die allgemeine Burschenschaft sehr lebhafte Theilnahme gefunden, und wie sie überhaupt die höheren Interessen unter den Studenten in Schwung brachte, so wurde in diesem Kreise auch der Sinn für Philosophie genährt, man las Hegels Schriften und hörte begierig Schellings Vorlesungen. Ein Mitglied dieser Burschenschaft war Julius Stahl, der später jene Rechtslehre ausbildete, die Schelling nicht als die seinige anerkannte, aber die preußische Reaction der fünfziger Jahre für den Felsen hielt, auf dem allein die conservativen Interessen unerschütterlich ruhten*).

7. Schluß der erlanger Zeit.

Daß Schellings Vorträge nicht in weitere Kreise und nachhaltiger wirkten, lag außer anderen Gründen auch in ihrer aphoristischen Natur und in dem Mangel der Continuität und des Fortgangs. Da ihn keine Amtspflicht band, so zog er die erlanger Muße dem Katheder vor. Um auf dem letzteren wieder heimisch zu werden, bedurfte er nicht bloß der guten Gelegenheit, sondern des wirklichen Lehramts. Und als sich ein solches unter ganz neuen und glänzenden Verhältnissen in München für ihn eröffnete, folgte er dem Rufe des Königs, in seiner Gesundheit gestärkt und bewegt von dem freudigen Vorgefühl

*) Ueber die Burschenschaft in Erlangen vgl. Karl Hase, Ideale und Irrthümer. Ueber das Wartburgsfest vgl. J. Fr. Fries, dargest. von Henke. S. 173—183.

einer ernsthaften Wiedererneuerung seines akademischen Lehrberufs. „Ich fühle schon", schreibt er noch von Erlangen aus an seinen Bruder, „den Professorgeist mit Macht über mich kommen, der sich hier nicht recht einstellen wollte; den Unterschied macht unstreitig das Amt und der Beruf. Ich konnte hier zwar dociren, aber es war keine Pflicht; unwillkürlich kam ich mir dabei vor, wie einer, der sich produciren will und etwa ein Concert gibt*)."

*) Aus Schellings Leben. II. S. 28. (Br. v. 12. Juni 1827.) Vgl. S. 24—26.

Vierzehntes Capitel.

Zweiter Aufenthalt und Wirkungskreis in München.

(1827—1841.)

I.

Neue Verhältnisse.

1. König Ludwig.

Max Joseph hatte sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als bairischer Herrscher den 16. Februar 1824 gefeiert und nicht lange überlebt. Er starb plötzlich, den 13. October 1825. Mit König Ludwig kam eine neue, von vielen hoffnungsvoll erwartete, in ihren Anfängen mit Recht gepriesene Zeit. Wenn man von dem ersten Könige Baierns die Gunst des Schicksals, die Macht Napoleons, die Klugheit und Künste Montgelas' abzieht, so bleibt kaum mehr übrig als ein gutmüthiger, gesellig liebenswürdiger, wohlgelaunter Mann, der seinen gesunden Hausverstand und mitunter drollige und treffende Einfälle hatte, aber nicht die Kraft besaß, große und öffentliche Impulse zu empfangen, geschweige zu geben. Der Sohn war ganz anderer Art, und es war nicht bloß kronprinzliche Politik, sondern eigene Sinnesart, die ihn von der väterlichen Bahn ablenkte. Seine Kindheit war in die Zeit der französischen Revolution, sein Jünglingsalter in die der napoleonischen Weltherrschaft und der aufblühenden deutschen Romantik

gefallen; er war der deutsch gesinnte Kronprinz eines durch fremde Eroberung geschaffenen, durch französische Staatskunst regierten, in einem großen und mächtigen Theil französischen Gesinnungen blind ergebenen Königreichs. Seine Projecte waren, wie seine Gesinnungen, in ihrer Fassung eigenartig und selbständig, in ihrer Richtung vaterländisch und romantisch, in letzterer Hinsicht, wie es der poetische, in ihm selbst gewaltige Zug der Zeit mit sich brachte, deutsch mittelalterlich und katholisch, aber nicht eng doctrinär, nicht dogmatisch gefesselt, sondern phantasievoll und erweitert durch einen ächten, hochbegabten, nicht bloß für einen Fürstensohn seltenen Sinn für die bildende Kunst. Die deutsche Gesinnung trug ihn weiter als der katholische Glaube, die Liebe zum Vaterlande und zur Kunst weiter als die Ergebenheit für die römische Kirche. Er war ein Schüler des frommen und duldsam gesinnten Sailer, ein Bewunderer des Erneuerers ächter Geschichtsschreibung Johannes von Müller, ein begeisterter Freund der Griechen. Die Romantik konnte in König Ludwig ihren modernen und liberalen Ursprung nicht verleugnen, aber zugleich lebte in seiner Gemüthsart ein starker Rest von dem fürstlichen Absolutismus des achtzehnten Jahrhunderts, der mit den Jahren und den Zeitverhältnissen immer schärfer hervortrat, ihn der Reaction zutrieb, seine deutsche Gesinnung verengte, die katholische in ein despotisches Zerrbild verwandelte und am Ende den schon gealterten Mann so weit brachte, daß er in einem leichtsinnigen und frivolen Liebesrausch alles, selbst den Ultramontanismus und die Krone preisgab.

Als er den Thron bestieg, war die europäische Reaction in vollem Gange. Auf die Erhebungen in Spanien, Italien, Griechenland (1820 und 21) waren die Fürstencongresse von Troppau, Laibach, Verona (1821 und 22) gefolgt, welche die gewaltsame

Herstellung der alten Zustände beschlossen. König Ludwig erschien als ein Gegner der Reaction, als ein Freund verfassungsmäßiger Staatsordnungen, als ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, die er liebte und über manche andere Staatsinteressen hinaus förderte, in seinen politischen Völkersympathien als der Führer der Philhellenen. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung waren die lichtvollsten und glücklichsten. Er war damals der populärste Fürst Deutschlands. In demselben Jahr, wo er König wurde, feierte Karl August das fünfzigjährige Doppeljubiläum seiner Regierung und seiner Freundschaft mit Goethe. Ludwig hielt es nicht für unköniglich nach Weimar zu gehen, um Goethe persönlich zu huldigen. Damals schrieb der Dichter an Schelling: „die Art, wie er sich uns zu nähern geneigt war, macht eine Epoche in meinem Leben, glänzend wie die, welche ihm in der Weltgeschichte bereitet ist. Ich schätze Sie glücklich, zu seinen hohen Zwecken mitwirken zu können *)."

2. Die Universität München. Schellings Berufung.

Ein medicäischer Fürst, wenn nicht immer an Freigebigkeit, doch an Einsicht und Ehrgeiz, wollte er seine Hauptstadt in eine glänzende Stätte der Kunst und Wissenschaft verwandeln. Wie sehr es ihm mit den Kunstschätzen gelungen ist, darf die Nachwelt nie aufhören zu rühmen und zu bewundern. In diesem Punkt hat kein deutscher Fürst aus eigenster Einsicht und Wahl Aehnliches geleistet. Unter seine Pläne gehörte auch die Gründung einer Universität in München, die dem Ursprunge nach altbairisch, im Uebrigen zeitgemäß nach dem Vorbilde Göttingens organisirt sein sollte. Die Ausführung dieses Plans war eine der ersten Thaten seiner Regierung. Die altbairische im Jahr 1472 gestif-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 38.

tete, den Jesuiten verfallene, mit der Zeit völlig gesunkene Universität Ingolstadt war unter seinem Vater im Jahr 1800 nach Landshut verlegt worden und hieß seit 1802 Ludwig-Maximilians-Universität; jetzt wurde sie nach München verlegt und hier im Herbst 1826 eröffnet. Unter den Berufenen waren aus München Baader und Thiersch, aus Jena der wegen seiner „Isis" vertriebene Oken, aus Erlangen Schubert, der im Sommer 1827 seine Vorlesungen mit großem Erfolge begann, Puchta kam ein Jahr später, aus Würzburg der Anatom Döllinger, aus Heidelberg der Jurist Maurer; unter den außerordentlichen Professoren der theologischen Facultät befand sich Döllinger, unter den Privatdocenten der juristischen J. Stahl, der hier seine akademische Laufbahn begann. Eine Sensationsberufung wagte der König aus eigenem Gefallen, weil der Mann seinem Sinn entsprach: Joseph Görres, der dreißig Jahre früher (1797) als deutscher Jakobiner extremer Art, als neufränkischer leidenschaftlicher Republikaner „das rothe Blatt" in Coblenz redigirt, dann sich gegen Napoleon erklärt, im Anfange des Jahrhunderts durch die Naturphilosophie den Uebergang in die Romantik gemacht, nach der Entscheidung der Freiheitskriege, in den Jahren 1814—1816, den rheinischen Merkur herausgegeben und hier im Sinne Steins die deutsche Reichsidee und deren Verwirklichung in der Form des Kaiserthums mit einer Energie und einem moralischen Erfolge gefordert hatte, daß sein Blatt die fünfte Großmacht gegen Frankreich genannt wurde. Diese größte seiner publicistischen Thaten brachte ihm von Seiten Preußens Verfolgung, von Seiten des bairischen Kronprinzen Beifall. Er hatte dann für die landständische Verfassung der Rheinlande agitirt, gegen die karlsbader Beschlüsse und die Fürstencongresse eine Reihe von Schriften verfaßt (1819—1822): „Deutschland und die Revolution",

„Europa und die Revolution", „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona." Nachdem gleich die erste dieser Schriften confiscirt worden, suchte er seine Zuflucht in Feindesland. Sein Ideal war das deutsche Reich und die katholische Kirche. Er gab in Straßburg eine Zeitschrift „der Katholik" heraus, als ihn König Ludwig, der mit diesen Idealen sympathisirte, im Jahr 1827 als Professor der Geschichte nach München berief. Eine Lehrkraft war Görres nicht; er besaß die Beredsamkeit eines Agitators, das Talent und die durch aufgeregte Zeiten gehobene Macht eines gewaltigen Publicisten, aber nicht den geordneten, durch lehrende Mittheilung wirksamen Geist des Katheders. Schon in Heidelberg hatte er gezeigt, daß die akademische Lehraufgabe nicht seine Sache sei. In München las er ein ganzes Semester von der Schöpfungsgeschichte bis zur Sündfluth.

An dieser neuen, durch den König begründeten Universität durfte Einer nicht fehlen, den schon der Kronprinz hochgehalten: Schelling, der in München bereits amtlich angesiedelt war, nur urlaubsweise in Erlangen sich aufhielt, gelockt von der Universitätsstadt und der Möglichkeit, wieder einmal akademisch lehren zu können, ein Mann, der durch seine Celebrität jeder Universität zum Ruhme gereichen mußte. Die Berufung geschah unter Bedingungen ausgezeichneter Art, der König ernannte ihn den 11. Mai 1827 zum Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, die Akademie wählte ihn zu ihrem Vorstand. Seine Gegner waren wirkungslos; Weiller, zuletzt Generalsecretär der Akademie, wurde auf seinen Wunsch in Ruhestand versetzt*), Salat gegen seinen Wunsch in Landshut gelassen,

*) Fr. Thiersch's Leben. I. S. 318. (Br. an Jacobs v. 2. Jan.

von wo er trübselig nach München blickte, eifersüchtig auf Schelling und wehmüthig grollend über sein ungerechtes, von Schelling, wie er meinte, hauptsächlich verschuldetes Schicksal. Aber er machte sich daraus eine Würde und nannte sich seitdem würdevoll: „der Quiescirte von Landshut." Noch achtzehn Jahre später empfand er es unwillig, daß jemand Schelling einen „ehrwürdigen Greis" genannt hatte. „Ist denn der Glückliche", so schrieb er wörtlich, „darum ein Würdiger, geschweige ein Verehrungswürdiger und so ein Ehrwürdiger, darf er gleich in die Kategorie der Unwürdigen nicht gesetzt werden?" Dieser Satz ist Salat, wie er leibt und lebt*).

II.

Schellings Wirkungskreis.

1. Die Schulordnung.

Aus dem erlanger Stillleben trat Schelling mit der Berufung nach München in einen sehr ausgebreiteten, mannigfaltigen und bedeutenden Wirkungskreis: er war Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, Vorstand der Akademie, Professor an der Universität und in den ersten Jahren Mitglied der Commission, die unter dem Vorsitz des Cultusministers v. Schenk die neue Schulordnung zu berathen hatte. Gemeinschaftlich mit Thiersch kämpfte er hauptsächlich für zwei Punkte: daß auf den vorbereitenden Anstalten der (lateinischen Schulen und) Gymnasien der Geist classischer Erziehung methodisch genährt und weder durch die altkatholische Lehrart verunstaltet

1826.) Der König war Weiller als einem Feinde des Katholicismus, wofür er ihn ansah, abgeneigt.

*) Schelling in München: eine lit. und akad. Merkwürdigkeit. Mit Verwandtem. Von J. Salat. (II. Heft) 1845. S. 127.

noch den realistischen Zeitforderungen preisgegeben werde; dann daß auf den Universitäten der Geist akademischer Freiheit wirklich zur Geltung komme, vor allem in den Hörsälen, daß der Studienzwang in Rücksicht namentlich der allgemeinen Fächer aufhören und die Bollwerke desselben fallen möchten, das sogenannte philosophische Biennium, die Prüfungen, Frequentationszeugnisse u. s. f. Das erste Ergebniß war siegreich, der neue Schulplan wurde im Jahr 1829 vom Könige genehmigt, fand aber in Baiern so viele Widersacher von der altkatholischen und realistischen Seite (Wortführer der letzteren war Oken), daß eine Revision beschlossen und namentlich den katholischen Forderungen Einräumungen gemacht wurden. Sehr lebendig schildert Thiersch in einem seiner Briefe die Sitzungen im Kabinete des Königs, deren Gegenstand der akademische Studienzwang und deren Resultat die Abschaffung desselben war, selbst der letzte noch stehen gebliebene Rest, der Zwang der Studienzeugnisse, fiel auf Schellings energische Vorstellung, wider den Rath des Ministers, mit der völligen Billigung des Königs. „Es war", sagt Thiersch philhellenisirend, „die Navarinoschlacht der bairischen Universitäten *)."

2. Die Akademie.

Auch für die Akademie war durch König Ludwig eine neue Zeit gekommen; sie sah sich mit einem male aus der bisherigen unnatürlichen Lage einer künstlich erzwungenen Einrichtung von provinziell bairischem Charakter unter Bedingungen gesetzt, die sie in einen lebendigen Zusammenhang mit den Bildungsanstalten des Landes und in eine Verfassung brachten, die der Aufgabe einer rein wissenschaftlichen und fruchtbaren Wirksamkeit von nationa-

*) Fr. Thiersch's Leben. I. S. 299 flgd. S. 342—46. (Br. an Lange. Spätherbst 1827.)

ler Bedeutung entsprach. Aus einer gegebenen Vereinigung von Gelehrten kann sich das Bedürfniß eines wissenschaftlichen Zusammenwirkens im höchsten Sinn entwickeln und daraus auf natürlichste Weise eine Akademie hervorgehen, während auf dem entgegengesetzten Wege, wo in der Absicht, eine Akademie zu machen, gelehrte Leute zusammengesucht werden, nur ein künstliches und local beschränktes Gewächs zu Stande kommt. Nun war in der bairischen Hauptstadt eine solche natürliche Vereinigung von Gelehrten nur herzustellen durch eine Universität, die der Akademie die lebendige Voraussetzung, den beständigen Zufluß, die vorhandene Sammlung wissenschaftlicher Kräfte gab, Vermittlungen, wodurch sie in die Reihe der wissenschaftlichen Bildungsanstalten des Landes als deren höchste Stufe organisch sich einfügte. Wiederholt hat Schelling in seinen akademischen Reden die Gründung der münchener Universität als König Ludwigs „entscheidendste und folgenreichste That" gerühmt. Es hing damit eine zweite wohlthätige Aenderung zusammen. Wenn bis dahin die Akademie wesentlich eine Verwaltungsbehörde der wissenschaftlichen Sammlungen gewesen war, so wurde es jetzt schon wegen der Universität nothwendig, diesen Verwaltungszweig von der Akademie zu trennen und dadurch die letztere selbst unabhängig von einem Apparat zu machen, der sie drücken und ihren rein wissenschaftlichen Bestrebungen hinderlich sein mußte. Jetzt erst wurde sie frei für ihre eigentlichen Zwecke. Auch konnte sie jetzt erst, da es sich nicht mehr um Verwaltungsstellen innerhalb der Akademie handelte, in das naturgemäße Recht eintreten, sich durch freie Wahl zu ergänzen. Wiederholt hat Schelling dieses Recht der Akademie gegen jeden beschränkenden Eingriff vertheidigt.

Zweimal im Jahr hielt die Akademie öffentliche Sitzungen, die Schelling als Vorstand durch eine Rede zu eröffnen hatte.

Die beiden Feste waren der Jahrestag der Stiftung (28. März) und der Geburtstag des Königs (25. August). In seinen Werken sind einundzwanzig solcher Reden gesammelt, von denen sechs separat gedruckt waren, die übrigen sich theils in dem handschriftlichen Nachlaß, theils in den Jahresberichten der Akademie und den münchener gelehrten Anzeigen fanden*). Seine Antrittsrede, worin er den neuen Zustand der Akademie und den König feiert, der ihn begründet, hielt er den 25. August 1827. So oft auch die Gelegenheit wiederkehrt, er wird nicht müde, den König zu preisen und die seltenen Eigenschaften dieses Fürsten mit innerer Zustimmung hervorzuheben: die ungewöhnliche und eben dadurch populäre Persönlichkeit, seine wissenschaftlichen nach allen Richtungen offenen Interessen, jetzt gefesselt von Champollions Entdeckung im Gebiet der Hieroglyphen, jetzt von den Untersuchungen über Erdmagnetismus, die vaterländische Gesinnung dieses „deutschesten Fürsten", der den Deutschen einen Ruhmestempel gründet, die Sorge für das materielle Volkswohl, die sich in dem großen Kanalbau bewährt, der die beiden mächtigsten Ströme Deutschlands verbinden soll, das Interesse für bairische Landesgeschichte, das durch die Gründung der historischen Kreisvereine den Sinn für Localforschung so wirksam zu erregen gewußt, und vor allem die ideale Gemüthsart, die hohe religiöse Monumente erschafft und jenen andern bloß auf das physische Wohl sich beziehenden Schöpfungen der Zeit Werke der Kunst als mächtiges Gegengewicht an die Seite stellt. „Ruhmwürdig ist, wer immer die Wirksamkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur zu erhalten sucht, am ruhmwürdigsten, der es mit den größten Mitteln, mit tiefer Einsicht und aus eigenster, innerster Bewegung thut**)."

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 377—507. Bd. X. S. 295—300.

**) Ebendas. (25. Aug. 1836.) S. 474—76.

Diese Festreden wurden, wie es die Gelegenheit mit sich führte, zum Theil auch Gedächtnißreden zu Ehren verstorbener Mitglieder der Akademie; darunter waren bairische Specialgrößen, die der Akademie als Ehrenmitglieder angehört hatten, wie Montgelas, Zentner, Fürst Wrede; dann einheimische Akademiker, wie Lorenz Westenrieder, der Geschichtsschreiber der Akademie*), der Philosoph Socher, der Geolog v. Moll, der Anatom Döllinger u. a.; unter den auswärtigen Mitgliedern waren zwei große Namen zu feiern: Schleiermacher und de Sacy. Als Platen in Syrakus gestorben war, gedachte Schelling seiner am Jahrestage der Akademie 1836 ehrenvoll und selbst schmerzlich bewegt.

Von diesen akademischen Reden ist die interessanteste und für ihn selbst bedeutsamste die Festrede vom 28. März 1832, worin Schelling der Akademie die eben gemachte große Entdeckung Faraday's verkündete und zeigte, wie die Magnetelektricität ergänzend und vollendend eingreife in die Reihenfolge der Aufgaben, die der Galvanismus hervorgerufen und die zusammen dessen Entwicklungsgeschichte ausmachen, wie Galvanis Entdeckung durch Volta festgestellt, dann die chemischen Wirkungen der Säule durch Davy (Elektrochemismus), die magnetischen durch Oersted (Elektromagnetismus) entdeckt wurden und nur übrig blieb, auch die elektrischen Wirkungen des Magnetismus experimentell darzuthun, was Faraday eben jetzt geleistet. Diese Entdeckung sei bei weitem das Erfreulichste, was seit langer Zeit im Gebiet der Wissenschaften sich begeben. Jener Zusammenhang des Magnetismus, der Elektricität und des chemischen Processes, den er in den Anfängen seiner Naturphilosophie schon

*) 27. März 1829. Zwei Jahre vorher hatte die Akademie das fünfzigjährige akademische Jubiläum dieses Mannes in allgemeiner Sitzung gefeiert.

vor Volta behauptet, sei jetzt experimentell bewiesen. Hier sieht Schelling den Convergenzpunkt der Naturphilosophie und Experimentalphysik, das Einverständniß seiner ersten Grundgedanken mit den Ergebnissen der exacten Forschung. In der Rede des siebenundfünfzigjährigen Mannes weht ein Hauch seiner ersten prophetischen Zeit. „Das große Phänomen, an dessen vollständiger Entwicklung die letzten vierzig Jahre gearbeitet, wird, aufs neue siegreich, aus jeder Verdunkelung hervortreten und als die alles erleuchtende Sonne über dem ganzen Gebiet der Naturlehre aufgehen*).“

Wenige Tage vor dieser Rede war Goethe gestorben. Drei Jahre vorher am Vorabend des Ludwigstages 1829, hatte der Redner des Dichters zugleich mit dem Könige gedacht: „Goethe, seit fünfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforscher wegen des freien, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blicks; dem Philosophen wegen des Ernstes und der unablässigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforscher als lebendiges gegenwärtiges Beispiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller und somit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte: Goethe vollendet in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr. Möge ihm, dem wie Nestor, dem Trefflichsten der Sterblichen, schon zwei der redenden Menschengeschlechter vorübergegangen sind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, auch der Glückwunsch unserer Akademie nicht unwillkommen und ein Beweis sein der in allen Theilen Deutschlands gleichgestimmten

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 437—452.

Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutscher Kunst und Wissenschaft." Am Schluß jener Rede über Faraday lenkt sich der Blick des Redners auf die Zustände Deutschlands und findet hier in den anarchischen Bestrebungen „einer alles ansteckenden und verfälschenden Phantasterei, die nichts Festes übrig läßt" das Uebel der Zeit, das ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit verbreitet. „In einer solchen Zeit erleidet nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen inneren und äußeren Verwirrungen wie eine mächtige Säule hervorragte, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete, der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur Feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben, bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, *so lange Goethe lebte**)."

3. Die Universität.

Das Gebiet seiner Hauptwirksamkeit war das akademische Lehramt. Er lehrte in drei Abtheilungen sein System, den ersten Theil bildete Einleitung und Begründung, die Einleitung bestand in einer Auseinandersetzung des „philosophischen Empirismus", die Begründung seiner neuen Lehre, die sich als *positive*

*) Ebendas. S. 418 flgd. S. 451.

Philosophie bestimmte, geschah durch die Geschichte der neuern Philosophie seit Descartes; die beiden Haupttheile waren die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung.

Bald nach seinem Auftreten schreibt Thiersch in dem schon erwähnten Briefe aus dem Spätherbst 1827: „Schelling hat ein sehr zahlreiches und treues Auditorium um sich versammelt und weiß es trotz der Schärfe und Tiefe seiner Speculation festzuhalten durch Geist und wenigstens in den meisten Vorträgen sichtbare Popularität. Auch eine beträchtliche Anzahl halber und ganzer Graubärte hören ihn, unter ihnen Niethammer, ich selbst, dann Abgeordnete, Geistliche u. s. f. Gegen Hegel ist er scharf und mit großer Entschiedenheit aufgetreten, daß er seine, Schellings, Philosophie durch falsche Wendung verdorben habe, die Natur in ein Herbarium getrockneter Kräuter verwandelt u. s. f. Gute Köpfe habe er (Hegel) noch keine zu Grunde gerichtet, weil sich noch keine zu ihm gewandt, aber dagegen viele mittelmäßige mit einem unleidlichen Dünkel und Hochmuth erfüllt. Mich ziehen seine Vorträge besonders durch ihr Verhältniß zu den alten Systemen der Eleaten, Pythagoreer und Platoniker an, die darin eine lebendige Bedeutung und Beziehung haben." Ein halbes Jahr später berichtet Thiersch: „Schelling ist, exutis novus exuviis, wie in frischer Jugend bei uns wieder aufgetreten, und seine Vorlesungen haben den glänzendsten Erfolg, ungeachtet sie tief sind und schwer gehen; doch der Geist und der Name des Mannes überwiegt alles. Bei der Revision der neuen Philosophie seit Cartesius bis auf ihn selber kam auch eine Schilderung von Jacobi, die so unbefangen und Jacobi ehrend war, daß sie selbst Niethammer, der wie ich und nicht wenige ältere ihn regelmäßig hört, vollkommen befriedigte. Gegen Hegel ist er mit derselben Entschiedenheit wie gegen Baader aufgetreten, dessen

Größe fast schon bei der ersten Berührung mit Schelling, der ihn gar nicht mit Namen nannte, zusammengefallen ist *)."

Unter seinen Zuhörern war auch Puchta, der seine Begeisterung für Schubert und Schelling in einem Gedichte aussprach, worin er jenen mit dem Schwan, diesen mit dem Löwen verglich:

Du kennst den Löwen — seine gelben Locken
Hat er geschüttelt in der Jugend Tagen,
Jetzt, da sie schon bestreut mit weißen Flocken,
Sinnt er und sinnt, den neuen Kampf zu wagen
Und jene Kraft, vor der die Flur erschrocken,
Zum letztenmal ins offne Feld zu tragen,
Zum letztenmal die träge Zeit zu meistern
Und alle frischen Herzen zu begeistern **).

---

*) Fr. Thiersch's Leben. I. S. 346. S. 349. (Br. an Jacobs d. 6. Febr. 1828.)

**) Ebendas. I. S. 296. Das Gedicht „Aurora" ist aus dem Jahr 1835. Vgl. oben Cap. XIII. S. 253—57.

Fünfzehntes Capitel.

Schellings Universitätsvorlesungen in München. Propädeutik zur positiven Philosophie.

I.

Die Antrittsvorlesung. Eine Gelegenheitsrede.

Die münchener Vorlesungen sind aus dem handschriftlichen Nachlaß des Philosophen in der Gesammtausgabe seiner Werke veröffentlicht, wo die Philosophie der Mythologie und Offenbarung den Inhalt der zweiten Abtheilung ausmachen*); diese bilden einen wesentlichen Bestandtheil des Systems und gehören darum in die Entwicklungsgeschichte des letzteren, die in dem folgenden Buche dargestellt werden soll. Dagegen reihen sich die propädeutischen Vorträge über die Geschichte der neuern Philosophie und den philosophischen Empirismus so genau an die würzburger und erlanger Vorträge ähnlicher Art, daß wir sie, gleich jenen, hier an ihrem biographischen Ort charakterisiren.

Den 26. November 1827 hielt Schelling seine erste Vorlesung vor den Studirenden und entwarf in dem großartigen Stil, der ihm zu Gebot stand, seine Aufgabe und seinen Standpunkt. Sein lebhaftester Wunsch sei erfüllt, er sei als Lehrer in dieses Land gekommen, aber leider früh, zu früh für seinen eige=

*) S. W. Abth. II. Bd. I u. II. (Philos. der Mythologie), Bd. III u. IV. (Philos. d. Offenbarung.)

nen Wunsch verstummt, in dem eigentlichen Baiern habe er nie gelehrt, jetzt zum erstenmal trete er als öffentlicher Lehrer der bairischen Jugend gegenüber, für die er eine tiefe Zuneigung, zu deren Fähigkeiten er das größte Vertrauen hege; seine Lehrgabe sei beschränkt, sie könne sich nur äußern, wo er sich frei fühle und aus Liebe zur Philosophie, nicht aus Zwang gehört werde. Gezwungenen Zuhörern sei er stumm; das bloße Lernen lasse sich zwingen, aber Philosophie sei freie Liebe und diese nicht lernbar, nicht erzwingbar. Nur in der fortschreitenden, dem Ziele unabläßig zustrebenden Bewegung sei die Philosophie lebendig. „Wie kann man etwas, das im Werden, in stets lebendiger, nie ruhender Fortbewegung ist, als etwas Abgestorbenes, Fertiges, gleichsam Vorhandenes behandeln, auf welches man, wie auf das Erzeugniß einer Manufactur, seinen Stempel drückt?" „Wo die Philosophie durch directen oder indirecten Zwang gehemmt wird, gleicht sie einem gefangen gehaltenen Adler, dem seine wahre Heimath, die Felsenspitze verwehrt ist." Philosophie sei keine Fach- oder Brodwissenschaft. Nicht um Philosoph zu werden, studire man Philosophie, sondern um große und zusammenhaltende Ueberzeugungen zu gewinnen, ohne welche es keine Würde des Lebens giebt. Solche Ueberzeugungen wollen frei erzeugt, frei empfangen sein; daher dürfe hier am wenigsten ein Zwang geübt werden. Er danke es dem Könige, daß er als freier und freiwillig gehörter Lehrer der Philosophie wirken und die langjährige Schuld an das Vaterland bezahlen könne.

Er nimmt zur Charakteristik seiner Lehraufgabe den Standpunkt mitten in jener Grundanschauung, die in allen Entwicklungsphasen seiner Lehre die Urform bildet. Die Philosophie habe im Grunde keine anderen Gegenstände als die anderen Wissenschaften auch, nur sehe sie dieselben im Lichte höherer Verhält-

nisse und begreife deren einzelne Gegenstände, das Weltsystem, die Pflanzen- und Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst, nur als Glieder eines großen Organismus, der aus dem Abgrunde der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt. Die Philosophie lasse den, der sie in ihrer Tiefe erfaßt, nicht ruhen, ehe er auch in die Tiefen der Natur und der Geschichte geblickt habe. In beiden Reichen seien neue Thatsachen an das Licht getreten, deren Erklärung höher gestellte Begriffe verlange; Ansichten, die vor achtundzwanzig Jahren als speculative Träume erschienen, seien jetzt durch das Experiment vor Augen gelegt, so z. B. der Zusammenhang des magnetischen, elektrischen und chemischen Processes durch die elektrochemischen und elektromagnetischen Wirkungen der volta'schen Säule. Wohin man blicke, überall sehe man die Anzeichen der Annäherung jenes Zeitpunkts, den die begeisterten Forscher aller Zeiten vorausgesehen, wo die innere Identität aller Wissenschaften sich enthülle, der Mensch endlich des eigentlichen Organismus seiner Kenntnisse und seines Wissens sich bemächtige, der zwar ins Unendliche wachsen und zunehmen könne, aber ohne in seiner wesentlichen Gestalt sich weiter zu verändern, wo endlich die vieltausendjährige Unruhe des menschlichen Wissens zur Ruhe komme und die uralten Mißverständnisse der Menschheit sich lösen. Diesen Standpunkt habe die Philosophie vor länger als einem Vierteljahrhundert errungen. Seitdem sei kein anderes System erschienen. Was sich Geltung erworben, gebe sich selbst nur für Verbesserung, für Vollendung des damals Gewonnenen. Er selbst habe das Werk vor einem Menschenalter begonnen und komme jetzt, es zu vollenden. Darin vergleiche sich sein gegenwärtiges Auftreten in München mit seinem ersten in Jena. Es handle sich jetzt um den letzten Durchbruch in das

freie offene Feld objectiver Wissenschaft, wie damals um den ersten; beide male war ein solcher Durchbruch gleich ersehnt, gleich ungeduldig erwartet und ihm als eine zweifache Geistesthat, die nur er entscheiden könne, auf die Seele gelegt *).

Schellings persönliches Ansehen und die Macht seines Worts gewannen ihm bald einen Einfluß auf die Studirenden, der gelegentlich eine gewaltige Probe bestand. Die Veranlassung war schlimm genug. König Ludwig, bei seiner Vorliebe für alte religiöse Gebräuche, hatte im Jahr 1830 das Oberammergauer Passionsspiel und in München die alterthümlichen Christmetten wiederaufleben lassen; in Folge der mitternächtlichen Gottesdienste in den Hauptkirchen der Stadt gab es Unruhe auf den Straßen und allerhand studentischen Unfug, wogegen zuletzt das Militär einschritt, und hier kam es zu Conflicten, wobei die Studenten übel behandelt und aufs äußerste erbittert wurden. In den regierenden Kreisen herrschte bereits bei den aufgeregten Zeitverhältnissen eine argwöhnische Stimmung, man witterte politische Beweggründe, fürchtete Gefahren der schlimmsten Art, übertrieb die Befürchtung und machte den König glauben, daß eine Verschwörung gegen sein Leben im Werk sei. Schon plante man die Schließung der Vorlesungen, die Verlegung der Universität, die Verbannung der einheimischen Studenten aus der Stadt, der auswärtigen aus dem Lande. Da versammelte Schelling, Abends den 29. December 1830, die Studenten in der Aula und richtete an sie in Gegenwart des Senats eine Ansprache, worin er alle feineren studentischen Empfindungen so gut zu treffen und zu bemeistern verstand, daß ihm die Studenten sofort feierlich versprachen, die nächste Nacht vollkommen Ruhe zu halten. Das Ver-

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 353—366. Vgl. oben Cap. I. S. 6 flgd.

sprechen wurde erfüllt, alles blieb ruhig, ein kleiner Unfug in der Neujahrsnacht hatte keine weitern Folgen, und die schon angeordnete Schließung der Universität wurde vom Könige gleich wieder aufgehoben*).

II.

Propädeutische Vorträge.

1. Geschichte der neuern Philosophie.

In seiner Antrittsvorlesung hatte Schelling erklärt, daß sein System, wie er es in Jena begründet, das unüberwundene und herrschende, daß die Vollendung desselben die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie, daß diese Vollendung des eigenen Werks seine Aufgabe sei. Darunter verstand er den Durchbruch aus der negativen Philosophie in die positive. Die negative Philosophie sei Nothwendigkeitssystem, die positive dagegen Freiheitslehre. Schon vor achtzehn Jahren hatte er in seiner Abhandlung über die menschliche Freiheit dargethan, daß Freiheit und Nothwendigkeit einander keineswegs ausschließen, sondern die Freiheit die überwundene Nothwendigkeit, diese darum der (negative) Grund jener sei. Es handle sich deßhalb auch keineswegs um einen Umsturz der negativen oder rationalen Philosophie, sondern um die Ergänzung, den Fortgang und letzten Schritt zur Vollendung, um „eine Veränderung im Begriffe der Philosophie selbst", nicht etwa eine plötzliche und willkürliche, sondern durch den Entwicklungsgang der Philosophie gründlich vorbereitete und geforderte Veränderung, auf welche daher gar nicht besser hingewiesen und vorbereitet werden könne als durch eine richtige Einsicht in den geschichtlichen Entwicklungsgang der Systeme. Diese

*) S. W. Abth. I. Bd. IX. S. 367—76. Vgl. Aus Schellings Leben. III. S. 32. Fr. Thiersch's Leben. II. S. 2 flgd.

Einsicht zu eröffnen, ist die Aufgabe, die sich Schelling in seinen propädeutischen Vorträgen stellt.

Wie unter seinem Gesichtspunkt Nothwendigkeit und Freiheit zu einander stehen, in einem ähnlichen Verhältniß steht die Geschichte der neuern Philosophie zu diesem letzten, jetzt zu lösenden Problem: sie ist in ihren Hauptformen die Entwicklungsgeschichte des Systems der Nothwendigkeit. Diese Entwicklung ist, wie jede, zugleich Steigerung. Das Nothwendigkeitssystem wird in seinem Fortgange bis zu einem Grade gesteigert, der nur einen Schritt übrig läßt: den Durchbruch zur positiven Philosophie. Auch seien dazu in der abgelaufenen Entwicklung schon die Keime und Antriebe vorhanden; das Bedürfniß nach dem Positiven im Sinne Schellings rühre sich in allen Richtungen, die der bloß rationalen Philosophie zuwiderlaufen und sie bekämpfen. In diesem Licht erscheinen ihm zwei dem Rationalismus entgegengesetzte Stellungen bedeutsamer als je: der Empirismus und die Glaubensphilosophie, Bacon gegenüber Descartes, Jacobi gegenüber Spinoza und den Nothwendigkeitssystemen überhaupt, der nationale Gegensatz der englisch-französischen Philosophie und der deutschen.

Was die Entwicklung der rationalen Philosophie in ihren Hauptsystemen betrifft, so geht dieselbe von Descartes zu Spinoza, Leibniz und Wolf, von hier zu Kant, Fichte und dem System des transscendentalen Idealismus, zur Naturphilosophie und Identitätslehre. Hier erblickt Schelling sich selbst geschichtlich auf der höchsten Stufe der negativen Philosophie, von ihm in eine Methode und Verfassung gebracht, welche dicht vor der Vollendung, vor dem Durchbruch in die positive Philosophie steht. Wer diesen Durchbruch nicht findet, vielmehr den Rationalismus noch weiter treiben will, geräth ins Monstrose und

kann in der Entwicklung der Philosophie keine Katastrophe, sondern nur eine Episode bilden, die nichts als ein unfruchtbares und ödes Spiel ausrichtet, eingelegt, wie ein Intermezzo, zwischen den Act der Begründung und den der Vollendung des letzten Systems der Philosophie. Eine solche Episode sei die Lehre Hegels.

Die Philosophie wird formell oder negativ frei durch die Losreißung von der Autorität, durch den Zweifel, der ihre Erkenntniß unabhängig macht; wahrhaft oder positiv frei wird sie erst durch die Einsicht in das Wesen der Freiheit. Den Anfang der völlig freien Philosophie im negativen Sinn entscheidet Descartes kraft des Zweifels; Schelling bemerkt dabei, wie eine vorbedeutende Thatsache, daß diese Begründung der neuen Philosophie in Baiern geschah; er läßt auch nicht unerwähnt, daß sich das pfälzische Fürstenhaus den Philosophen günstig gezeigt, die Prinzessin Elisabeth verehrte Descartes, ihr Bruder Karl Ludwig berief Spinoza nach Heidelberg, ihre Schwester Sophie und deren Tochter schätzten Leibniz *).

Als den wichtigsten Punkt der cartesianischen Lehre nimmt er den Beweis vom Dasein Gottes, das ontologische Argument, wonach Gott nothwendig existirt, und sich die ganze Lehre in diesem ihrem höchsten Begriff selbst als Nothwendigkeitssystem ausprägt. Gott existirt nothwendig, d. h. es ist unmöglich, daß er nicht ist; die Möglichkeit des Nichtseins ist von ihm ausgeschlossen, also auch die des Seins, denn nur so lange ist etwas bloß möglich, als auch sein Gegentheil möglich ist. Wenn aber Gott bloß nothwendig existirt und ihm gar keine Möglichkeit

*) Schelling irrt, wenn er den Kurfürsten, der Spinoza berufen wollte, Karl Friedrich nennt und ein anderes mal meint, daß Leibniz seine Theodicee für die Kurfürstin Sophie von Hannover geschrieben.

seiner selbst vorausgeht, so fehlt die Bedingung, aus der er sich selbst hervorbringt, so ist er unlebendig, unfrei und als der nothwendig Existirende zugleich „der blindlings Existirende.“ Auf diese Weise werde an Gott nichts als die bloße Nothwendigkeit begriffen. Was über diese hinzukomme und Gott eigentlich erst zu Gott mache, dieses Plus gehe nicht ein in die Erkenntniß Descartes' *).

Das ist der Punkt, um den sich in der rationalen Philosophie alles dreht und in dem das Denken gefangen liegt: der Begriff Gottes als eines bloß nothwendig existirenden Wesens. Auf diesem Begriffe ruht die Lehre Spinozas. Ohne vbrausgehende Möglichkeit in Gott, giebt es in ihm keine lebendige Selbsterzeugung, keine Freiheit, keine Potenz: er ist der blind und subjectlos Existirende, das potenzlos Seiende, das unversehene (blinde) Sein, in der That eine „existentia fatalis“, weßhalb denn auch die ganze Lehre Spinozas den Charakter des Fatalismus trägt. In diesem Urtheil finden wir Schelling in wörtlicher Uebereinstimmung mit Jacobi. Spinozas Einheitslehre hatte ihn früh erfaßt. Er rechnet ihn auch jetzt noch unter die unvergänglichen Schriftsteller, in denen man gelebt haben muß; er hält auch jetzt noch die Aufgabe fest, die ihm schon in den Briefen über Dogmatismus und Kriticismus gegenwärtig war und die erste Darstellung seines eigenen Systems bestimmte: ein neues auf den Freiheitsbegriff gegründetes Universalsystem, gestaltet nach dem Vorbilde Spinozas **). „Ein System der Freiheit“, heißt es in den münchener Vorlesungen, „in eben so großen Zügen, in gleicher Einfachheit als vollkommenes Gegenbild des spi-

*) S. W. Abth. I. Bd. X. (Zur Geschichte der neueren Philos.) S. 14—22.

**) Vgl. oben Cap. III. S. 44. Cap. IV. S. 48.

nozistischen, dieß wäre eigentlich das Höchste. Keiner kann zum Wahren und Vollendeten in der Philosophie fortgehen, der nicht einmal wenigstens in seinem Leben sich in den Abgrund des Spinozismus versenkt hat." Schelling läßt den Differenzpunkt zwischen seiner und Spinozas Lehre scharf hervorspringen. Bei Spinoza sind Denken und Ausdehnung von sich aus einander entgegengesetzt, im Wesen Gottes identisch, d. h. sie sind coordinirt. Das Denken bildet den Begriff der Ausdehnung und ist doch nicht, was es danach sein müßte: die höhere Potenz. Daher fehlt der Lehre Spinozas die Lebendigkeit der Entwicklung. Sie ist starres Nothwendigkeitssystem. Die folgenden Systeme entwickeln das Nothwendigkeitssystem weiter, aber überwinden es nicht*).

Dieß gilt zunächst von Leibniz. Kaum ist ein Urtheil über die frühern Philosophen so charakteristisch für den Standpunkt der münchener Vorlesungen, so sehr nach dem Modus dieses Standpunkts abgemessen, als das über Leibniz. Daß Schelling das Genie Leibnizens und den Gehalt seiner Lehre, daß er in Rücksicht der Lehre den exoterischen und esoterischen Philosophen unterscheidet, ist nicht neu; charakteristisch ist, wie er in dem letzten Punkt das gewöhnliche Urtheil vollkommen umkehrt. „Er war", heißt es von Leibniz, „mit einem magischen Blicke begabt, vor dem jeder Gegenstand, auf den er sich heftete, wie von selbst sich aufschloß." Seine Lehre sei nicht unbedingt seine Philosophie, sondern zum großen Theil die seines Zeitalters; sie sei im Grunde „verkümmerter Spinozismus." Spinozas Lehre war aus einem Stück, die leibnizische besteht aus verschiedenartigen: der Monadologie und der Theodicee. Dieses Urtheil ist keineswegs richtig, obwohl es häufig ist. Aber gewöhnlich meint man, die Monadenlehre gebe den aufrichtigen und esoterischen, die Theodicee den

*) S. W. Abth. I. Bd. X. S. 34—48.

verstellten und exoterischen Leibniz. Umgekehrt Schelling. Die Monadenlehre sei nur „Hypothesenspiel" gewesen, mit der Theodicee dagegen war es Ernst. Warum Schelling so urtheilt, erklärt sich aus der Tendenz seiner Vorlesung, die den Abstand jedes Systems von der Grundanschauung der sogenannten positiven Philosophie mißt. Dieser steht die Theodicee näher. Die Theodicee läßt dem Dasein der Welt eine Berathschlagung Gottes mit sich, einen göttlichen Willensact, eine göttliche Wahl vorausgehen; danach giebt es eine Entstehung der Welt in der Zeit, also eine Zeit vor der Welt, einen geschichtlichen Ursprung der letzteren: lauter Probleme, deren Auflösung die positive Philosophie allein zu geben vermag oder geben zu können verheißt. Dagegen bleibe die Monadenlehre ganz im Nothwendigkeitssystem befangen; sie könne die Existenz der Dinge so wenig erklären als Spinoza, sie setze an die Stelle der (nothwendigen) logischen Emanation, die Spinoza lehrt, die physische: ihr erscheine Gott „gleichsam als eine von Realität schwangere Wolke" und die Dinge als Ausblitzungen, Wetterleuchten, Fulgurationen Gottes. Mit der Monadenlehre ist die stetige Entwicklung der Dinge gesetzt; die leibnizische Philosophie ist ihrem eigentlichen Typus nach Entwicklungssystem. Schelling anerkennt auch den augenscheinlichen Fortschritt, den Leibniz damit gemacht, aber nimmt ihn wie etwas Nebensächliches; er anerkennt, daß diese Philosophie „der erste Anfang sei, das eine Wesen der Natur in der nothwendigen Stufenfolge seines zu sich selbst Kommens zu betrachten, der erste Keim der späteren lebendigen Entwicklung", aber er findet hier nicht den Kern des leibnizischen Systems, sondern bloß „eine verdienstliche Seite desselben", „diese Seite sei noch die schönste und beste der leibnizischen Lehre." Zum positiven Begriff der Freiheit sei Leibniz auch in der Theodicee nicht gekommen, denn er lasse

Gott unter der Herrschaft der moralischen Nothwendigkeit, an welchen Begriff sich nun der Rationalismus anklammere als an seinen letzten Halt. Es giebt keinerlei Nothwendigkeit für Gott. Wie Dun Scotus gegen Thomas, erklärt Schelling gegen Leibniz: „gut ist nur, was Gott will und weil er es will*).“

Die moralische Nothwendigkeit determinirt den göttlichen Willen. Er schafft die beste Welt, weil sie die beste ist d. h. die zweckmäßigste Ordnung der Dinge. Die Zweckmäßigkeit der Welt fordert als letzte Ursache einen Weltbaumeister, nicht einen Weltschöpfer, sie braucht eine Stoff gestaltende, nicht eine Stoff hervorbringende Ursache. Von diesem Begriff der Zweckmäßigkeit nach Analogie des menschlichen Nutzens lebt die rationalistische Aufklärung und deren Führer Christian Wolf „langweiligen Andenkens**).“

Kant erhebt den Freiheitsbegriff (das Subjective) und stürzt die bisherigen, mit dem wolfischen Rationalismus erschöpften und ausgelebten Nothwendigkeitssysteme. Man kann von dieser Epoche nicht groß genug denken. „Das Verwerfungsurtheil über Kant und Fichte ist heut zu Tage leicht, es gehört viel dazu, die Philosophie nur wieder auf den Punkt zu heben, wohin sie durch Kant und Fichte war gehoben worden. Das Urtheil der Geschichte wird sein: nie sei ein größerer, äußerer und innerer Kampf um die höchsten Besitzthümer des menschlichen Geistes gekämpft worden.“ Neue Probleme gingen auf und eines folgte nothwendig aus dem andern. Daher die beschleunigte Bewegung in der Philosophie, die schnelle Ablösung und der Wechsel der Systeme, der die Unkundigen verwirrt, weil sie den Zusammenhang nicht einsehen. Aber ohne diese Einsicht ist überhaupt alles verwor-

*) Ebendas. S. 48—59.

**) Ebendas. S. 60. S. 68—70.

ren. Treffend sagt Schelling: „seit Kants eigentliche Wirkung in der Philosophie begonnen, sind es nicht verschiedene Systeme, sondern ist nur ein System, das durch alle die auf einander folgenden Erscheinungen nach dem letzten Punkte der Verklärung hindrängt; gerade der schnelle Wechsel der Systeme war der Beweis, daß der lebendige Punkt in der Philosophie getroffen worden, der wie der einmal befruchtete Keim eines Wesens oder wie der Grundgedanke eines großen Trauerspiels keine Ruhe mehr verstattet bis zur vollendeten Auswicklung." Das Große und Außerordentliche der kantischen Kritik liegt in diesen beiden Momenten: daß er der Principlosigkeit, der Anarchie im buchstäblichen Sinn, die in der Philosophie herrschte, ein Ende gemacht und der letzteren die Richtung auf das Subjective gegeben. Er hat die wolfische Metaphysik getroffen und vernichtet, aber eigentlich auch nur auf diese gezielt; er hat in der Bejahung der Dinge an sich, deren Erkennbarkeit er verneinte, einen widerspruchsvollen, dunkeln, unaufgelösten Punkt übrig gelassen und daher die Entstehungsweise unserer Vorstellungen im Grunde nicht erklärt. In der Untersuchung des Erkenntnißvermögens fehle es an einem leitenden Princip und an einer zuverlässigen Methode. Das seien die Mängel der kantischen Kritik *).

Die nothwendige und nächste Fortbildung geschah durch Fichte. Er gab das leitende und erzeugende Princip, aber verengte seine Fassung; er nahm das Ich zum alleinigen Princip, aber das menschliche Ich, das bewußte und wollende Subject und versperrte sich dadurch den Weg, um das System unserer nothwendigen Vorstellungen d. h. die Weltvorstellung zu erklären. Was wir nothwendig produciren, das erzeugen wir nicht willkürlich und bewußt, sondern blind, das ist nicht im Willen, sondern

*) Ebendas. S. 73—90.

in der **Natur** des Ich gegründet. Gegen die Natur verhielt sich Fichte nicht erklärend, sondern abweisend und unwillig negirend. Dieses Urtheil über Fichte macht es unserem Philosophen leicht, den transscendentalen Idealismus und dessen Methode für sich in Anspruch zu nehmen und als seine Entdeckung oder Erfindung zu behaupten. Einen großen Theil fichte'scher Einsicht setzt hier Schelling auf seine Rechnung und verwirrt dadurch den Conto der nachkantischen Philosophie. Es ist nicht richtig, daß Fichte das Ich als Princip auf das menschliche Ich beschränkt und nicht auch als bewußtloses oder blindes Produciren gefaßt habe, vielmehr hat er das letztere gerade in dem schwierigsten Theil seiner Wissenschaftslehre bewiesen. Es ist ebenso falsch, ihm die Methode der fortgesetzten Steigerung oder Potenzirung des Subjectiven abzusprechen, vielmehr hat gerade er die Grundform dieser Methode gegeben und befolgt, sie war durch die Wissenschaftslehre selbst gefordert. Seine Lehre von der Einbildungskraft beweist, daß er die bewußtlose Production dem bewußten Ich als Grundthätigkeit voraussetzt; seine „pragmatische Geschichte des Geistes" beweist, daß die Methode, die Schelling und Hegel fortgeführt haben, von ihm herrührt*). Hegel bestreitet nicht, daß er die Form der Methode von Fichte entlehnt, daß dieser sie vorgebildet; Schelling spricht sie Fichte ab und beschuldigt Hegel, daß er sie ihm entwendet.

Richtig ist, daß Schelling sich des Gedankens bemächtigt hat, der innerhalb der Wissenschaftslehre zur Geltung und Anlage, aber nicht zur Durchführung kam, daß er das bewußtlose Ich (die Natur des Ich) gleichsetzte der **Natur**. Um die Nothwendigkeit der Vorstellungen (die Weltvorstellung) zu erklären, mußte mit dem

*) Vgl. Bd. V dieses Werks, Buch III. Cap. V. S. 534—542.

Ich zurückgegangen werden zu einem Moment, wo das Ich seiner noch nicht bewußt war, in eine Region jenseits des Bewußtseins, zu einer Thätigkeit, deren Ende und Resultat erst das erlangte Bewußtsein ist, und welche selbst in der Arbeit des zu sich selbst Kommens, nicht im Bewußtsein, sondern im Bewußtwerden besteht. Diese ganze Periode ist gleichsam „die transscendentale Vergangenheit des Ich", das Ich jenseits des Bewußtseins, daher nicht das individuelle, sondern das für alle gleiche Ich, d. h. die Vorstellung, in der alle Individuen nothwendig übereinstimmen, die Vorstellung der Außenwelt: so erklärt sich sowohl die Gleichheit und Allgemeinheit als auch die Blindheit und Nothwendigkeit dieser Vorstellung. Alle Erkenntniß ist nichts anderes als die bewußte Reproduction des bewußtlos Producirten, sie ist in diesem Sinn platonische Anamnesis *).

Schelling schwankt, wie weit er sein „System des transscendentalen Idealismus" auf Fichte zurückbeziehen oder von Fichte ganz emancipiren soll. Er sagt selbst, daß dieses System nur eine Ausführung des fichte'schen Idealismus war und sein wollte, aber darin, daß es sich als Geschichte des Selbstbewußtseins gab, als Erklärung der transscendentalen Vergangenheit des Ich, möchte er gern schon den ersten Drang zu seiner eigenen „geschichtlichen Philosophie" wahrnehmen lassen. „So verrieth ich schon durch meine ersten Schritte in der Philosophie die Tendenz zum Geschichtlichen wenigstens in der Form des sich selbst bewußten, zu sich selbst gekommenen Ich." „Zuerst in der Philosophie hatte ich hier die geschichtliche Entwicklung versucht." Hier eben nimmt Schelling mehr Originalität in Anspruch als ihm gebührt, denn auch Fichte hatte schon in seiner Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre „die Geschichte des

*) S. W. Abth. I. Bd. X. S. 92—95.

Geistes" versucht genau in demselben Sinn und nach derselben Methode, die einfach aus den Principien der Wissenschaftslehre folgte und gefolgert war. Als ob diese Voraussetzung gar nicht vorhanden wäre, erklärt Schelling in seinen münchener Vorlesungen, indem er das Studium seines Systems des transscendentalen Idealismus empfiehlt: „man wird hier schon jene Methode in voller Anwendung finden, die später nur in größerem Umfange gebraucht wurde; indem man diese Methode, welche nachher die Seele des von Fichte unabhängigen Systems geworden ist, hier schon findet, wird man sich überzeugen, daß diese gerade das mir Eigenthümliche, ja dergestalt Natürliche war, daß ich mich derselben fast nicht als meiner Erfindung rühmen kann, aber eben darum kann ich sie auch am wenigsten mir rauben lassen oder zugeben, daß ein anderer sich rühme sie erfunden zu haben*)."

Das von Fichte völlig unabhängige System ist die Naturphilosophie. Ihr Ausgangspunkt sei nicht das menschliche Ich, sondern das unendliche Subject, das sich verendliche und durch jede Objectivirung sich wieder in eine höhere Potenz des Subjectiven erhebe, so entstehe ein Stufengang, ein stetiger nothwendiger Fortschritt vom Tiefsten bis zum Höchsten: eine das All umfassende und erschöpfende Entwicklung, die von den Potenzen der realen Welt zu denen der idealen fortgeht. Es ist ein Zusammenhang aller Dinge, ein sich fortbewegendes, potenzirendes Leben. Die niedrigste Stufe der realen Welt sei die bloße Materie, die höhere das Licht, die Gestaltung und Differenzirung der Materie im dynamischen Proceß (Magnetismus, Elektricität, Chemismus), die höchste das organische Leben im Stufengang der Pflanzen- und Thierwelt. Im menschlichen Organismus werde

*) Ebendaselbst. S. 94—97.

das Wissen frei und erhebe sich über das bloße Leben, die Welt nach nothwendigen Gesetzen vorstellend und erkennend; darüber erhebe sich das Handeln, die menschliche Freiheit kämpfe mit der Nothwendigkeit, dieser fortschreitende Kampf bilde das Leben der Menschheit im Großen, die Tragödie der Weltgeschichte. Das Höchste und Letzte sei das gegen alle Nothwendigkeit freie, über alles siegreiche, über allem herrschend stehende Subject, das sich nicht wieder objectiviren, sondern bloß manifestiren d. h. durch anderes wirken könne. Gott manifestire sich im Menschen als schaffende Kunst (den Stoff gestaltend zum Ausdruck höchster Ideen in der bildenden Kunst, ihn hervorbringend in der Poesie, deren höchstes und freistes Werk die Tragödie), als religiöse Begeisterung, als philosophische Erkenntniß: diese drei Sphären höchster Wirksamkeit seien unmittelbar von dem Göttlichen selbst ergriffen und erfüllt. Mit Recht sage man: der göttliche Homer, der göttliche Plato *).

Dieses System, Schellings eigenstes Werk, habe seine Aufgabe gelöst, seine Wirkung gethan, seinen Einfluß auf die anderen Wissenschaften geübt; es sei freudig aufgenommen worden und jetzt Gemeingut der höher denkenden Welt; die Betrachtungsweise habe sich geändert, und erfüllt von dem leitenden Gedanken der Weltentwicklung, stelle ein neues Geschlecht ganz andere Forderungen an Naturwissenschaft und Geschichte **).

Dennoch sei dieses System nicht das letzte, es sei nicht falsch, nicht ungültig, aber auch nicht unbedingt wahr. So urtheile unwillkürlich und mit Recht das Gefühl. Was diesen berechtigten Zweifel gegen die Wahrheit des Systems errege, sei in demselben die Stellung Gottes. Hier nämlich erscheine Gott

*) Ebendas. S. 99—119.

**) Ebendas. S. 119—123.

als bloßes Resultat, hindurchgehend durch den ganzen Proceß der Natur und Geschichte, also selbst dem Werden und Geschehen unterworfen. Gilt dieser Proceß als zeitlich, so müßte eine Zeit sein, wo Gott nicht als solcher war. Diese Vorstellung sei unmöglich, aber sie liege nahe und bilde das gewöhnliche Mißverständniß seiner Lehre. Daher könne der Sinn des Systems selbst nur der sein: daß jener Proceß, der von Gott gilt, kein zeitliches, sondern ewiges Geschehen sei, kein wirkliches, sondern bloß logisches Geschehen, d. h. bloße Gedankenbewegung. Hieraus aber erhelle, daß in diesem System das wirkliche, das wahrhaft Existirende, das Positive als solches nicht erfaßt werde, daß diese Lehre „bloß negative", nicht absolute Philosophie sei.

Das sei der Mangel des bisherigen Systems, der allen fühlbare Mangel. Ihn erkennen, sei die Einsicht, welche die Zeit brauche; die Fortentwicklung zur positiven Philosophie das Bedürfniß, welches aus jener Einsicht entsteht. Statt die Einsicht zu fassen, welche dem wahren Bedürfniß der Zeit entspricht, habe sich die letztere blenden lassen durch eine täuschende Lehre, welche das logische Geschehen geradezu an die Stelle des wirklichen gesetzt, auf diese Weise die negative Philosophie noch übertrieben und aufs äußerste karrikirt habe. Aus der Karrikatur sind die Mängel und Gebrechen am besten erkennbar. Das ist das einzige Verdienst einer Philosophie, welche keinen Fortschritt gemacht, sondern den nothwendigen nur aufgehalten habe und darum für sich bloß die Bedeutung einer „Episode" beanspruchen könne: das Verdienst und die Episode Hegels *).

Schelling sieht in Hegels Lehre nur ein Zerrbild der seinigen und behandelt sie demgemäß, seine dagegen gerichtete Kritik ist die Ausführung dieses Themas. Daher urtheilt er vor allem

*) Ebendas. S. 123—125.

geringschätzig von Hegels philosophischer Begabung, er gilt ihm nicht als ein erfinderischer, sondern als ein mechanischer Kopf, nicht als ein ebenbürtiger Philosoph von eigenen Ideen, sondern als ein Bearbeiter fremder Gedanken, der übrigens sein untergeordnetes Fach mit vieler Klugheit und Routine zu treiben verstehe. Was er erfunden, habe Hegel bearbeitet, dieser habe von Schellings Lehre nur die logische Natur eingesehen und selbst nicht mehr gewollt, als die logische Gestalt des Systems auszubilden. Hätte er dieß gethan mit dem richtigen Bewußtsein der Grenze, mit der genauen Unterscheidung des Logischen und Realen, so möchte sein Versuch auf dem Felde der bloß negativen Philosophie eine gewisse Geltung haben. Aber er hat das Logische an die Stelle des Realen gesetzt, er hat den Anspruch gemacht, daß der Begriff alles sei, daß er außer sich nichts zurücklasse, er hat versucht, von dem abstractesten Begriffe aus durch einen logischen Fortgang, den er Methode nannte, mitten in die Wirklichkeit einzudringen, in die Realität der Welt und Gottes. So häufte er Täuschung auf Täuschung, und sein Werk wurde ein Monstrum an Leerheit. Erst wurde der Begriff gleichgesetzt der Wirklichkeit und damit der Grundirrthum der wolfischen Ontologie erneuert; dann sollte dem leeren Begriff eine Selbstbewegung inwohnen, die den nothwendigen und methodisch geordneten Weg bilde aus der Welt der Begriffe in die wirkliche Welt. Dieser vermeintliche Fortgang ist eine grobe Täuschung. Es ist nicht der Begriff, der den Trieb zur Fortbewegung in sich, sondern der Philosoph, der die Vorstellung der wirklichen Welt als Ziel vor sich hat, es ist mithin die Anschauung, die ihn treibt, die er bei seiner sogenannten rein logischen Methode zwar fortwährend verleugnet, aber fortwährend unterschiebt. Hier ist im Munde Schellings jener Einwurf, aus welchem andere ihr ganzes Ver-

mögen zur Widerlegung Hegels gemacht haben. Es wäre unmöglich, bei jenem Fortgange aus dem bloßen Begriff zur Realität auch nur den Schein einer Methode zu erkünsteln, wenn Hegel nicht Schellings Erfindung benutzt und davon den doppelt falschen Gebrauch gemacht hätte, dieselbe sich anzueignen und verkehrt anzuwenden. Er hat die von Schelling entdeckte Methode, die von der Natur der Dinge gilt, auf die Begriffe übertragen, wo sie nicht gilt. Das Ziel aber, worauf es abgesehen und die ganze Rechnung gestellt war, mußte verfehlt werden, denn der bloße Begriff kann nicht heran an die Wirklichkeit. Wo daher die Logik am Rande ihres Gebietes ist und der Uebergang stattfinden soll von der Idee zur Natur, da kommt der böse Punkt, der garstige breite Graben, wo der logische Faden reißt, die dialektische Bewegung nicht weiter kann, die Wortkünste nicht helfen und der theosophische Sprung umsonst versucht wird: bald heißt es „die Idee fällt von sich ab", bald „sie entschließt sich, sich als Natur aus sich zu entlassen" u. d. m. Es soll scheinen, als ob ein logischer Act die Wirklichkeit erzeuge, während doch die Unmöglichkeit einleuchtet, ihn zu fassen, und selbst die Worte einen Willensact bekennen. Auch der Hervorgang der Welt aus Gott wird unter den Schein einer nothwendigen Emanation gestellt: Gott entäußere sich zur Welt und kehre im menschlichen Gottesbewußtsein zu sich zurück, worin allein er sein eigenes habe. „Damit", so spottet Schelling, „ist wohl die tiefste Note der Leutseligkeit für dieses System angegeben; es läßt sich danach bereits ermessen, in welchen Schichten der Gesellschaft es sich am längsten behaupten mußte." „Es ist leicht wahrzunehmen, daß diese neue aus der hegel'schen Philosophie hervorgegangene Religion ihre Hauptanhänger im sogenannten großen Publicum gefunden, unter Industriellen, Kaufmannsdienern und anderen Mitgliedern

dieser in anderer Beziehung sehr respectabeln Classe der Gesellschaft; unter diesem nach Aufklärung begierigen Publicum wird sie denn auch ihre letzten Stadien verleben."

Die ganze hegel'sche Lehre quält sich mit der unmöglichen Aufgabe: das Wirkliche ohne Rest logisch auflösen zu wollen, logisch zu formuliren, was der logischen Formel widerstrebt und nie in dieselbe eingeht. Darin liege ihre Verkünstelung, Unnatur, Unverständlichkeit, welche letztere namentlich keineswegs in der Individualität des Philosophen ihren Grund habe, sondern in der Sache selbst. „Es geschieht oft, daß Köpfe, die mit großer Uebung und Geschicklichkeit, aber ohne eigentliche Erfindungskraft an mechanische Aufgaben sich machen z. B. eine Flachsmaschine zu erfinden; sie bringen auch wohl eine zusammen, aber der Mechanismus ist so schwierig und verkünstelt oder die Räder knarren dermaßen, daß man lieber wieder auf die alte Art den Flachs mit der Hand spinnt. So kann es auch wohl in der Philosophie gehen." Lieber die Last der Unwissenheit als die Marter eines unnatürlichen Systems*).

Die ganze Macht, welche Schelling gegen Hegel ins Feld führt, concentrirt sich in dem Satz, daß logische Verhältnisse nicht in wirkliche umgesetzt werden dürfen, daß der logische Begriff das Reale als solches nicht fasse. Die Einbildung, daß er es vermöge, ist die Selbsttäuschung und das Trugbild nicht bloß der hegel'schen Lehre, sondern des Rationalismus überhaupt. Niemand hat das schärfer gesehen, deutlicher erkannt, öfter wiederholt als Jacobi. Es war sein „ceterum censeo." Im Streit gegen Hegel panzert sich Schelling mit den Waffen Jacobis, er findet sich hier mit dem letzteren auf gemeinsamem Felde, und es

*) Ebendas. S. 126—164. Die letzte Vergleichung ist aus einem älteren erlanger Mscr.

ist darum nicht zu verwundern, daß er in den münchener Vorlesungen dem ehemaligen Gegner ein weit besseres „Denkmal" setzt, als in seiner Streitschrift. Jacobi sei vielleicht die lehrreichste Persönlichkeit in der ganzen Geschichte der Philosophie, er vor allen neuern Philosophen habe am lebhaftesten das Bedürfniß einer geschichtlichen Philosophie im Sinne Schellings empfunden und den wahren Charakter aller neueren Systeme erkannt. Er habe den Grundmangel und das Unvermögen alles Rationalismus richtig eingesehen, aber demselben zu viel eingeräumt, da er alles Wissen ihm gleichsetzte. Hier war der Mangel Jacobis. Er blieb befangen in dem Zwiespalt von Verstand und Gefühl, Rationalismus und Glauben, Naturalismus und Theismus, er vermochte diesen Dualismus nicht aufzulösen, eben darum auch nicht zu erklären, er verhielt sich ausschließend gegen die eine Seite, gläubig bejahend gegen die andere, und da er alles Wissen der ausgeschlossenen Seite zuschrieb, so blieb ihm selbst nur der Standpunkt des Nichtwissens übrig. Aber alles Exclusive, selbst wenn die bessere Seite vorgezogen wird, ist in der Philosophie vom Argen. Jacobi stellte sich exclusiv gegen die Natur, er schien davor wie von einem panischen Schrecken ergriffen; als er die Natur als wesentliches Element in die Philosophie aufgenommen sah, blieb ihm keine andere Waffe übrig, als das System der Naturphilosophie Pantheismus im gemeinsten und gröbsten Sinne zu schelten und es zu verfolgen. Er vermochte nicht das Tiefste mit dem Höchsten wirklich zu verknüpfen: Natur und Gott, Nothwendigkeit und Freiheit, Vernunft und Offenbarung, negative und positive Philosophie; er sah nur die Irrfahrten der früheren Philosophie, nicht das verheißene Land der künftigen, er war der unfreiwillige Prophet einer besseren Zeit, kein Moses, sondern ein Bileam. Jede Philosophie, die den Naturalismus

bloß ausschließt, nicht in ihm ihre Grundlage hat und behält, stirbt an geistiger Auszehrung. „Eine solche wissenschaftliche Hektik ist der wahre Charakter der jacobischen Philosophie." „Die Gedanken, welche sich von vornherein gleich von der Natur trennen, sind wie wurzellose Pflanzen oder höchstens jenen zarten Fäden zu vergleichen, die zur Zeit des Spätsommers in der Luft schwimmen, gleich unfähig, den Himmel zu erreichen und durch ihr eigenes Gewicht die Erde zu berühren. Ein solcher alter Jungfernsommer von Ideen findet sich auch vorzüglich in Jacobis übrigens geistreich und zierlich ausgedrückten Gedanken*)."

Es giebt ein wirkliches Wissen von Gott, welches Jacobi verneinte, das nicht in der rationalen Philosophie besteht und sich vollendet, wie Hegel wollte, sondern auf ihr beruht als der Grundlage oder (negativen) Bedingung, ohne welche das Positive nicht erreicht werden kann. Es giebt auch eine unmittelbare Gotteserkenntniß im Gegensatz zum bloßen Glauben, ein Schauen im Gegensatz zur wissenschaftlich vermittelten Einsicht, dem sich die Tiefe der menschlichen Natur erleuchtet und in diesem Licht das Geheimniß der Natur und Schöpfung wie in einem Gesicht aufgeht. Das ist der Standpunkt der Theosophie, der speculativen Mystik, die, je speculativer sie ist d. h. je tiefer sie das menschliche Wesen im Innersten durchschaut, um so tiefer eindringt in das Wesen der ganzen Natur, in die Quelle der Schöpfung. Je lauterer und ursprünglicher das Gemüth des Theosophen, um so ächter die Mystik. Das merkwürdigste Individuum dieser Geistesart ist Jacob Böhme, ein entgegengesetztes Beispiel unächter Mystik St. Martin**).

Ist nun das Reale als solches oder das Existirende durch

*) Ebendas. S. 164—182.

**) Ebendas. S. 182—192.

keinerlei rationale Philosophie zu erfassen und aufzulösen, so muß es als Thatsache der Erfahrung gelten, und deren Erkenntniß als eine Aufgabe der Erfahrungswissenschaft. Hier ist der Grund, warum dem Rationalismus in der neueren Philosophie der Empirismus entgegentreten muß, ein Gegensatz, der sich national ausgeprägt hat zwischen den Deutschen auf der einen, den Engländern und Franzosen auf der andern Seite: dort die Vernunftwissenschaft, hier die Erfahrungswissenschaft. Dieser Zwiespalt zeigt, daß die wahrhaft allgemeine Philosophie noch nicht existirt, die als solche nicht bloß das Eigenthum einer Nation sein kann. Ihre Aufgabe ist, Rationalismus und Empirismus auszugleichen und zu vereinigen. Die richtige Vereinigung giebt die positive Philosophie, die allein im Stande ist, jenen nationalen Gegensatz der philosophischen Richtungen zu überwinden*).

2. Der philosophische Empirismus.

Auf diese Weise sucht Schelling im Kampf gegen Hegel, im Interesse der positiven Philosophie die Bundesgenossenschaft des Empirismus und zieht zu seiner Verstärkung die fremden Hülfstruppen der Engländer und Franzosen an sich. Man sieht zunächst nicht, was ihm dieser Empirismus helfen soll, der unter einer sensualistischen Erkenntnißtheorie keine anderen Erkenntnißgebiete übrig läßt als empirische Naturforschung und empirische Psychologie. Damit freilich ist für Schelling nichts auszurichten, aber es thut schon etwas, daß er das Wort „Empirismus" auf seinen Schild schreibt. Jetzt unterscheidet er sogleich einen höheren und niederen Begriff desselben und beansprucht für sich den höheren oder „philosophischen Empirismus", der mit dem gewöhnlichen nur soweit zusammengeht, als es sich um die Anerkennung

*) Ebendas. S. 193—200.

der factischen, von der Tragweite aller bloß logischen oder rationalen Bedingungen unabhängigen Realität handelt. Die philosophische Frage geht überall auf den Grund, auf die Erzeugung. Ist die Erzeugung des Realen kein logisch aufzulösender oder zu begreifender Act, so kann sie überhaupt nicht auf nothwendige Weise, sondern nur durch eine That absoluter Freiheit geschehen d. h. durch Schöpfung. Etwas ist empirisch, heißt daher bei Schelling so viel als es ist durch Freiheit hervorgebracht, durch eine Freiheit, die über alle Nothwendigkeit hinaus ist, d. h. es ist durch Willkür geschaffen. Wenn daher der Empirismus überhaupt auf das Gegebene geht, so vertieft sich der philosophische Empirismus in den Grund desselben, er erkennt das Gegebene als Geschaffenes und richtet sich auf die Frage der Schöpfung. Der philosophische Empirismus im Sinne Schellings ist Schöpfungstheorie. „Wenn das Höchste", sagt Schelling am Schluß seiner Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie, „eben dieses sein würde, die Welt als frei Hervorgebrachtes oder Erschaffenes zu begreifen, so wäre demnach Philosophie in Ansehung der Hauptsache, die sie erreichen kann, oder sie würde, gerade indem sie ihr höchstes Ziel erreicht, Erfahrungswissenschaft, ich will nicht sagen im formellen, aber doch im materiellen Sinn, nämlich daß ihr Höchstes selbst ein seiner Natur nach Erfahrungsmäßiges wäre *)."

In diesem Sinn hat Schelling in seinen propädeutischen Vorlesungen auch eine „Darstellung des philosophischen Empirismus" gegeben (das letztemal im Jahr 1836), Vorlesungen, die einen ganz anderen Charakter haben, als man dem Titel nach erwartet. Man ist auf populäre Vorträge gefaßt, auf eine Darstellung der geschichtlichen Systeme des Empirismus und findet

*) Ebendas. S. 199.

keines von beiden. Die Aufgabe ist die schwierigste. Aus der Thatsache der Welt sollen durch eine Analyse derselben die positiven Bedingungen, die sie hervorbringen, aufgefunden und als „Potenzen in Gott" entwickelt werden. Daher ist das Erste, die Thatsache der Welt hervorzuheben, zu zeigen, was an der Welt die eigentliche, die reine Thatsache ist. Diese auszumitteln, haben alle Systeme versucht; keines habe sie tiefer erfaßt und erfassen können, als das Resultat aller vorhergehenden Untersuchungen: die Naturphilosophie, die in der Welt eine stetige Entwicklungsreihe erkannt, worin das Subjective fortschreitend sich von Stufe zu Stufe erhöhe und immer mehr das Objective überwinde; dieses in seinem größten Uebergewicht sei die bloße Materie, das Subjective, das sich selbst objectiv werde, sei das menschliche Bewußtsein, der Stufengang von der bloßen Materie zum Bewußtsein (Durchbruch des Subjectiven) sei die Natur, die eine zusammenhängende Linie bilde, deren Enden auslaufen in die Pole des Objectiven und Subjectiven: daher das Gesetz der durchgängigen Polarität der Natur, die Vergleichung derselben mit der magnetischen Linie. Setzen wir als den einen Pol die Natur selbst bis zu ihrer höchsten Entfaltung (menschliches Bewußtsein), als den andern die Geschichte des Geistes bis zu ihrer höchsten Entfaltung (Religion), so ist dieser alles umfassende Stufengang der gesammte Weltproceß, das Universum selbst, vergleichbar einer magnetischen Linie, die im menschlichen Bewußtsein, dieser Mitte zwischen Natur und Geschichte, gleichsam ihren Indifferenzpunkt habe. Dieser Proceß, diese Entwicklung vom blinden Sein zum erkannten, dieses fortschreitende Werden der Erkenntniß ist die Thatsache der Welt und deren eigentliches Thema. Daher die Frage nach der Möglichkeit der so festgestellten Thatsache zugleich die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntniß (die kritische Grund-

frage) in sich schließt. Wollte man die Thatsache so erklären, daß man die eine Seite derselben, die Realität der Dinge, leugnet, (wie z. B. Berkeley), so würde die Thatsache nicht erklärt, sondern vielmehr verneint, die Aufgabe nicht gelöst, sondern nicht einmal begriffen. Es giebt kein absolutes Nichtsein. Auch das μὴ ὂν ist, wie der platonische Sophist tiefsinnig darthut. Das Seiende geringerer Art ist auch ein Seiendes: diese Anerkenntniß gehört zu den Präliminarartikeln der Philosophie. Es wird gefragt, wie das blinde, verstandlose Sein erkennbar sein, selbst erkennend werden könne? Nur Begrenztes ist erkennbar. Es wird mit dem platonischen Philebus nach der Ursache der Begrenzung gefragt. Hier geht Schelling auf seinen Gottesbegriff über, dessen Auseinandersetzung in die Darstellung des Systems fällt*).

*) Ebendas. S. 225—245.

Sechszehntes Capitel.

Bekämpfung Hegels. Vorrede zu Cousins Vorrede.

I.

Schellings Verhalten gegen Hegel.

1. Letztes Wiedersehen.

Seit der Vorrede zur Phänomenologie war Schelling dem ehemaligen Jugendfreunde abgewendet*); seitdem die Lehre desselben zu Ansehen gekommen und namentlich in Berlin eine geistige Macht geworden, sah er in ihm seinen Feind, den Räuber seines Ruhms und seiner Ideen. Gegenüber der öffentlichen Meinung verhielt er sich stumm, als ob er ihn vornehm ignorire; auf dem Katheder bekämpfte er die hegel'sche Lehre ebenfalls mit vornehmer Miene, aber häufig in einem Ton der Geringschätzung, der zu heftig war, um für gleichmüthig zu gelten. Der persönliche und briefliche Verkehr zwischen beiden hatte seit Schellings Antwort auf die Zusendung jenes ersten Werks der hegel'schen Lehre ganz aufgehört. Zweiundzwanzig Jahre waren seitdem verflossen, Hegel auf dem Gipfel seines Ruhms in Berlin, Schelling in den Anfängen seiner münchener Lehrthätigkeit: da führte im Spätsommer 1829 ein unerwartetes Wiedersehen in Karlsbad die innerlich getrennten Jugendfreunde noch einmal zusammen. Hegel, sich

*) S. oben Cap. XI. Nr. II. 3. S. 200—202.

keines Unrechts gegen Schelling bewußt, suchte ihn arglos auf, als er von seiner Anwesenheit hörte. „Stell Dir vor," schreibt Schelling seiner Frau, „gestern sitz' ich im Bade, höre eine etwas unangenehme, halb bekannte Stimme nach mir fragen. Dann nennt der Unbekannte seinen Namen, es war Hegel aus Berlin, der sich ein paar Tage auf der Durchreise hier aufhalten wird. Nachmittags kam er zum zweitenmale sehr empressirt und freundschaftlich, als wäre zwischen uns nichts in der Mitte; da es aber bis jetzt zu einem wissenschaftlichen Gespräch nicht gekommen ist, auf das ich mich nicht einlassen werde, und er übrigens ein sehr gescheidter Mensch ist, so habe ich mich die paar Abendstunden gut mit ihm unterhalten*)." Ohne eine Ahnung, welche böse Stimmung ihm gegenüber Schelling zurückzuhalten hatte, schrieb Hegel seiner Frau: „gestern Abend habe ich ein Zusammentreffen mit einem alten Bekannten — mit Schelling — gehabt. Wir sind beide darüber erfreut und als alte cordate Freunde zusammen." Aehnlich äußert er sich in Briefen an Daub und Förster**). Es war Hegels letzte größere Reise. Nach seinem Tode (14. November 1831) schickte Schelling auf den Wunsch der Wittwe die Briefe Hegels zurück, aber verbat sich dringend jede Veröffentlichung der seinigen***).

2. Art der Polemik. Vorwurf des Plagiats.

Wie er auf dem Katheder gegen Hegel polemisirte und mit welchen Gründen, haben wir hier ausführlich kennen gelernt. So lange er nicht literarisch hervortrat, wußte man davon nur durch Hören und Hörensagen, durch Berichte, die von Zuhörern oder

---

*) Aus Schellings Leben. III. S. 47.

**) G. W. Fr. Hegel's Leben, beschr. durch Rosenkranz. S. 367.

***) Aus Schellings Leben. III. S. 61 flgd. S. 64 flgd.

Hospitanten ausgingen. Unter den letzteren befand sich im Sommer 1838 auch ein begeisterter Jünger Hegels, Rosenkranz, der einen jener Ausfälle mitanhörte. Er schildert sehr lebendig die Person Schellings bis auf die Sprungriemen und die silberne Dose, dann den Vortrag selbst. „Diesen hatte ich mir ähnlich wie den von Steffens vorgestellt. Dem war aber nicht so. Schelling stand in kräftiger Haltung, zog ein schmales Heft aus der Brusttasche und las ab, allein so, daß man ihm die völligste Freiheit der Darstellung nachfühlte. Auch hielt er von Zeit zu Zeit an und gab extemporisirende, paraphrastische Erläuterungen, in welchen auch zuweilen der poetische Schmelz sichtbar ward, den Schelling mit abstracten Wendungen anziehend zu verbinden weiß." „Die Form sprach mich durchaus an. Die Ruhe, Festigkeit, Einfachheit, Originalität ließen das Chargirte des nicht zu selten hervortretenden Selbstgefühls übersehen. Das schwäbische Idiom schwebte mehr über der Aussprache, als daß es, wie bei Hegel, noch gänzlich tonangebend gewesen wäre, und verlieh, für mich wenigstens, auch dem Laut einen eigenthümlichen Reiz." „Ich war auch in Schellings Schlußvorlesung gegenwärtig. Er sprach sich mit schneidendem Hohn gegen Hegels Philosophie aus. Er sagte, daß er seinen Zuhörern ein Beispiel der realen Speculation, welche die Welt und die positiven Mächte derselben durchdringt, gegeben habe, so daß sie an dieser Thatsache selbst den besten Maßstab hätten für jene künstelnde „„Filigranarbeit des Begriffs"", welche nun so vielfach für ächte Philosophie gelte. Aber, fügte er noch mit einem stechend verächtlichen Blick, der mir durch die Seele ging, hinzu, es sei diese Philosophie das öde Product „„einer hektischen, in sich selbst verkommenen Abzehrung*)." "

*) Schelling. Vorlesungen von Rosenkranz. (Danzig 1843). Vorrede. S. XX. flgd.

In den gedruckten Vorlesungen gilt dieses Wort von Jacobi. Die jacobische Lehre ist hektisch, weil ihr die negative Philosophie fehlt, die hegel'sche, weil ihr die positive abgeht! Was gegen die letztere in den Vorlesungen gesagt ist, wiederholt sich noch bitterer und unverholener in den Briefen jener Zeit und endet immer mit demselben Refrain: gar kein Fortschritt, sondern bloß Episode, gar keine Originalität, sondern bloße Entlehnung und Ideenraub! Der peinliche Verdacht, bestohlen zu sein, wird zum stehenden Argwohn und macht unter den Zügen, die Schelling verunstalten, den widerwärtigsten und kleinlichsten Eindruck. Er läßt die Bücher des Gegners, z. B. die neue Ausgabe der Encyklopädie, von dienstfertiger Hand untersuchen, ob nicht irgendwo eine Neuerung, etwas von seinen Ideen eingeschmuggelt sei; ängstlicher als je hütet er die geheime Schatzkammer seiner Ideen und findet sich überall beraubt*). On m'a volé ma cassette! „Die sogenannte hegel'sche Philosophie", schreibt er an Chr. H. Weiße, „kann ich in dem, was ihr eigen ist, nur als eine Episode in der Geschichte der neuern Philosophie betrachten, und zwar nur als eine traurige. Nicht sie fortsetzen, sondern ganz von ihr abbrechen, sie als nicht vorhanden betrachten muß man, um wieder in die Linie des wahren Fortschritts zu kommen." Und da Weiße noch die Methode Hegels als dessen Entdeckung und unsterbliches Verdienst anerkennen möchte, antwortet Schelling: „diese Methode des Potenzirens, die ich für meine eigenthümliche Erfindung zu halten berechtigt bin, wegzuwerfen, bin ich selbst nicht gesonnen, sie wird da bleiben, wo sie hingehört**)."

*) Aus Schellings Leben. III. S. 100. S. 106.

**) Ebendas. II. S. 63. (Br. v. 6. Septbr. 1832). S. 67. (Br. v. 2. Juni 1833.)

3. Eine streitige Autorschaft.

Es kam sogar zu einem Streit über die Autorschaft einer Abhandlung, die vor länger als einem Menschenalter erschienen war. In dem kritischen Journal der Philosophie, welches Schelling und Hegel im Jahr 1802 gemeinschaftlich zu Jena herausgaben*), hatte im dritten Heft ein Aufsatz „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" gestanden, der jetzt nach dem Tode Hegels in dessen gesammelte Werke übergegangen war, weil Michelet unmittelbar von Hegel selbst wissen wollte, daß die Schrift von ihm herrühre. Da sich nun durch eine zu geringe Vorsicht der Herausgeber ein erwiesenermaßen unächtes Stück unter die vermischten Abhandlungen Hegels eingeschlichen hatte, so verstärkten sich in Betreff des erwähnten Aufsatzes die von Weiße bereits gefaßten Zweifel an der Autorschaft Hegels. Nach seiner Vermuthung war Schelling der Verfasser. Auf eine unmittelbare Anfrage erhielt er von diesem die Antwort: seine Vermuthung sei richtig, in jenem Aufsatz sei kein Buchstabe von Hegel, ja er habe die Schrift vor dem Abdruck nicht einmal gesehen. Daß Schelling bisher geschwiegen, sei nur der thatsächliche Beweis, wie tief er das Treiben seiner Gegner verachte. Zugleich ließ er zu, daß diese seine briefliche Erklärung veröffentlicht wurde**). Jetzt vertheidigte Michelet in einer besonderen Schrift die Autorschaft Hegels, Rosenkranz stimmte ihm bei, Erdmann brachte Gründe dagegen***). Nach

*) S. oben Cap. III. S. 45.

**) Aus Schellings Leben. III. S. 142 flgd. (Br. an Weiße vom 31. Octob. 1838). S. 187 (Erkl. v. 23. Febr. 1844 an v. Henning).

***) Schelling und Hegel. Von Michelet. (1839). Schelling, Vorlesungen von Rosenkranz. S. 190 flgd. Erdmann, Entwickelung der deutschen Speculation seit Kant. Bd. II. S. 692 flgd.

dem Tode Schellings ist der Aufsatz auch in dessen sämmtliche Werke aufgenommen und von dem Herausgeber ganz für Schelling in Anspruch genommen worden*).

An der Sache selbst ist sehr wenig gelegen, denn es verändert den Werth keines der beiden Philosophen, ob nun Schelling oder Hegel es war, der jenen Aufsatz geschrieben. War Schelling der Verfasser, so haben sich einige Schüler Hegels geirrt, und man kann ihnen Mangel an Kritik oder sonst eine Befangenheit vorwerfen, aber nicht die Absicht, sich an Schellings geistigem Eigenthum zu versündigen, und mit einer mündlichen Aeußerung Hegels läßt sich schwer ins Gericht gehen. Hat dagegen dieser den fraglichen Journalartikel verfaßt, so würde Schelling schriftlich und öffentlich ein falsches Zeugniß gegeben haben. Alles Interesse an der sonst unerheblichen Frage bewegt sich um diesen Punkt.

Will man unbefangen und ohne jede Parteinehmung urtheilen, so darf man die Entscheidung der Autorschaft nicht von orthographischen oder stilistischen Einzelnheiten abhängig machen, sondern muß den Aufsatz im Ganzen würdigen nach Inhalt und Form. Der Inhalt ist nicht richtig gedeutet worden, wenn man ihn polemisch auf Angriffe Köppens, Reinholds u. s. f. bezieht. Das Ganze zerfällt in drei Abschnitte. Der erste geht gegen Fichte und hat offenbar die jüngsten Schriften desselben, namentlich „die Bestimmung des Menschen" vor Augen; er will zeigen, daß die Wissenschaftslehre keine Naturphilosophie zulasse, daß sie eine solche weder haben noch würdigen könne, daß wirkliche Naturphilosophie nur möglich sei auf dem Grunde der Identitätslehre. Die beiden folgenden Abschnitte wollen zeigen, daß die Identitätslehre auch allein im Stande sei, Religionsphilosophie zu begrün-

*) Schellings S. W. Abth. I. Bd. V. Vorwort S. VI flgd.

den, den geschichtlichen Gang der Religion, den welthistorischen Gegensatz von Heidenthum und Christenthum, das Wesen des letzteren zu erleuchten. Kurz vorher hatte Hegel seine erste Schrift „über die Differenz des fichte'schen und schelling'schen Systems der Philosophie" veröffentlicht. Damit stimmt in allem der erste Abschnitt der fraglichen Schrift. Gleichzeitig giebt Schelling seine Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums und über die Philosophie der Kunst: damit stimmen ganz die beiden letzten Abschnitte. Achtet man auf die Form, so springt die Ungleichartigkeit der verschiedenen Theile in die Augen, in dem ersten Abschnitt herrscht Hegels Schreibart, ungelenk und schwer gehend; in den beiden letzten Abschnitten der Stil Schellings mit seinem poetischen Schwung. Ich finde die Ungleichartigkeit auch im Inhalt. Es sind zwei heterogene Stücke lose genug zusammengeschoben, deren jedes ebenso gut und ebenso schlecht den Titel des Ganzen führen kann. Denn „das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt" ist keineswegs das entwickelte Thema und die passende Ueberschrift. Der erste Abschnitt behandelt das Verhältniß der Naturphilosophie zur Wissenschaftslehre, die beiden letzten das Verhältniß der Religionsphilosophie zur Identitätslehre. Wenn der Streit um die Autorschaft dieses Artikels vor einen salomonischen Richterstuhl kommt, so lasse man das Kind nur getrost zerreißen, um jedem der beiden Väter gerecht zu werden.

4. Verdächtigung Hegels. Ein „hegelianischer Seïde."

Bald nach dem Tode Hegels, den Schelling auch als philosophischen Leichnam behandelte, schrieb H. Heine, zunächst für pariser Zeitschriften, seine leichten und witzigen Diatriben über deutsche Philosophie und Literatur; hier kam er auch auf Schelling

und sein Verhältniß zu Hegel zu sprechen, auf sein ewiges Klagen über Ideenraub und nahm diese zu sehr entblößte Schwäche zur Zielscheibe des Spotts. „Im Anfange des Jahrhunderts war Herr Schelling ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja er gerieth in Vergessenheit und behielt nur noch eine literarhistorische Bedeutung. Die hegel'sche Philosophie ward die herrschende, Hegel ward Souverän im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisirter Philosoph, wandelte trübselig einher unter den andern mediatisirten Herrn zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er sprach, war noch das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähen auf Hegel, der ihn supplantirt." „Wie ein Schuster über einen andern Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht, so hörte ich Herrn Schelling über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „„seine Ideen genommen"", und „„meine Ideen sind es, die er genommen"", und wieder „„meine Ideen"" war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich sprach der Schuster Jacob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster*)."

Wir beachten diese Satyre, weil sie Schelling selbst nicht unbeachtet gelassen und in seinem Wahne, von Hegel und dessen Partei verfolgt zu werden, so weit ging, daß er diesen mehrere Jahre nach seinem Tode noch für die Bosheiten Heine's verantwortlich machen wollte. Er sah in dem letzteren zwar nur einen

*) H. Heine. S. W. Bd. V. Ueber Deutschland. 2 Th. II. Die romantische Schule. S. 157 flgd. (Hamb. 1867.)

Buffo, ein „enfant perdu der hegel'schen Schule", aber zugleich einen „hegelianischen Seïden", der blind thue, was der Meister gleich „dem Alten vom Berge" geheißen. Um Hegel zu vergrößern, müsse man vor allem Schelling verkleinern, man müsse ihn und seine Freunde schlecht machen! So laute das von Hegel selbst gegebene Losungswort. Der französische Philosoph Cousin hatte seine Bewunderung und Freundschaft für Schelling öffentlich ausgesprochen. Als nun Heine in einem seiner damaligen Artikel auch Cousin persifflirte, so tröstete Schelling den gekränkten Freund ganz ernsthaft damit, daß er solches um seinetwillen leide, es geschehe aus blindem Haß gegen ihn, aus blindem Gehorsam gegen Hegel und auf dessen directes Geheiß. So lange Hegel gelebt, habe er die Dolche der Seinigen mit geheimer, unsichtbarer Hand gelenkt; jetzt nach seinem Tode sei das Geheimniß verrathen. Vielleicht daß Schelling mit dieser Erklärung Cousin nicht bloß trösten, sondern ihm zugleich Hegel gründlich verleiden wollte *).

II.

Schellings Vorrede zu Cousins Vorrede.

1. Victor Cousin.

Cousin bewunderte und liebte auch Hegel, er hielt ihn für einen Mann von Genie und für den Fortbildner der schelling'schen Lehre. Eine solche Ansicht würde Schelling bei jedem Deutschen mit beleidigter Geringschätzung zurückgewiesen haben, aber er hatte Gründe, es mit Cousin nicht zu verderben. Dieser Mann galt damals als der erste Kenner der deutschen Philosophie in Frankreich und vereinigte alle Mittel, sie in seinem Vaterlande zur Geltung zu bringen: die ernsthafte Absicht, das schriftstellerische

*) Aus Schellings Leben. III. S. 95 flgd.

Talent, die wissenschaftliche Autorität, den öffentlichen in seiner Stellung gegründeten Einfluß. Er war durch Laromiguiere mit den Untersuchungen Locke's und Condillac's bekannt gemacht und für die Philosophie gewonnen, dann durch Royer Collard in die schottische Schule eingeführt und durch Biran für die Moralphilosophie interessirt worden, er wollte in Weise der schottischen Lehre die metaphysischen Vernunftwahrheiten, die Ontologie, wie er sagte, psychologisch begründen und auf diesem Wege der Philosophie eine empirische Grundlage und einen spiritualistischen Inhalt sichere. Dadurch kam er in Gegensatz sowohl mit der sensualistischen als theologischen Schule in Frankreich, jene verwarf den spiritualistischen, diese den rationalistischen Charakter seiner Richtung, die Anerkennung der Allgemeingültigkeit menschlicher Vernunftlehre, da es in ihren Augen keine andere Allgemeingültigkeit gab und geben durfte als die der Kirche. Seit 1815 lehrte Cousin als Professor der Philosophie an der école normale und bei der faculté des lettres; im Jahr 1822 verlor er als Mann der Opposition sein Amt, wodurch sein Ruf vergrößert wurde, ebenso wie durch eine vorübergehende Gefangenschaft in Dresden und Berlin, die ihm auf einer Reise in Deutschland der Verdacht von Seiten der preußischen Regierung zuzog; unter dem Ministerium Martignac (1827) wurde er in sein Lehramt wieder eingesetzt, und von jetzt an leuchtete sein Stern. Das Triumvirat der Sorbonne hieß: Guizot, Villemain und Cousin. Mit der Julireguerung kam für ihn die Zeit der öffentlichen und einflußreichen Ehren. Er wurde Director der Normalschule, Mitglied der Akademie, Staatsrath und (1832) Pair von Frankreich. Die Bewunderung und Freundschaft dieses Mannes ließ sich Schelling gefallen selbst unter dem Uebelstande, sie mit Hegel zu theilen. Er hatte es dem Einflusse dieses Freundes zu danken,

daß er im Jahr 1833 den Orden der Ehrenlegion erhielt und bald darauf zum correspondirenden Mitglied der pariser Akademie (zugleich mit Schleiermacher und Savigny) ernannt wurde. Im August 1833 wurde Cousin Mitglied der münchener Akademie, im folgenden Monat erhielt Schelling den französischen Orden*).

Das Bedürfniß die deutsche Philosophie kennen zu lernen hatte Cousin zuerst zu Kant geführt, dessen Lehre, wie er glaubte, in der Richtung der schottischen Schule lag, und in dessen Vernunftkritik er sich mit unsäglicher Mühe und mit Hülfe einer lateinischen Uebersetzung hineinlas, Fichte's Subjectivismus schreckte ihn ab, Jacobi's Zwiespalt von Vernunft und Glaube war ihm zuwider, denn er war ontologisch gesinnt und überzeugt von der Einheit der Vernunft- und Glaubenswahrheiten; der Ruf der Naturphilosophie zog ihn nach Deutschland. Er kam (indem er den Sohn des Marschall Lannes begleitete) das erstemal 1817 nach Deutschland. Der erste Philosoph, den er kennen lernte, war Hegel in Heidelberg; erst im folgenden Jahr machte er in München Schellings Bekanntschaft. Er befreundete sich mit beiden, sah zu ihnen empor als zu den Häuptern der Philosophie der Gegenwart und bezeugte seine Doppelverehrung, indem er im Jahr 1821 den vierten Theil seiner Ausgabe des Proklus beiden widmete als „amicis et magistris, philosophiae praesentis ducibus.“

So hatte Cousin sehr verschiedene philosophische Richtungen lernbegierig durchlaufen und vereinigte in seiner Denkweise Descrates und Locke, die Schotten und Kant, Schelling und Hegel, empirische Psychologie und Ontologie, Empirismus und Ratio-

*) Ebendas. III. S. 102 (Br. v. 30. März 1835). S. 73 (Br. v. 11. Sept. 1833). S. 102 (Br. v. 30. März 1835). S. 71 (Br. v. 25. Aug. 1833).

nalismus; er glaubte sich der umfassendsten Gegensätze bemächtigt und einen Standpunkt gewonnen zu haben, der die Wahrheiten aller Systeme ohne deren Irrthümer zusammenfasse. Diesen Standpunkt nannte er seinen „Eklekticismus", darin eigenthümlich und von allem früheren Eklekticismus verschieden, daß er nicht systemlos seine Auswahl aus den geschichtlich entwickelten Lehren der Philosophie treffe, sondern ein selbst entwickeltes System von so glücklicher Verfassung sei, daß es eine natürliche Wahlverwandtschaft mit den Wahrheiten aller Systeme, eine natürliche Abstoßung gegen deren Irrthümer habe. Jedes System sei eine Mischung von Wahrheit und Irrthum. Sobald Cousins Standpunkt dieser Mischung sich nähert, löst sie sich auf, die Elemente sondern sich, die Wahrheit fliegt ihm zu, und der Irrthum fällt zu Boden. Sein Eklekticismus mische daher nicht, wie man ihm vorwerfe, verschiedene Systeme, sondern vereinige nur deren Wahrheiten. Von hier aus nahm Cousin ein lebhaftes und gelehrtes Interesse umfassender Art an der Geschichte der Philosophie, er beschäftigte sich mit Plato, den Neuplatonikern, Scholastikern und neueren Philosophen, besorgte Ausgaben von Proklus, Abälard, Descartes u. s. f. Auf diesem literargeschichtlichen Gebiet sind seine Verdienste am größten. Seinem Eklekticismus fehlte die eigentlich geschichtliche Denkweise, für welche der Irrthum der Zeit auch seine Wahrheit hat. Indessen lag darin, daß sein Standpunkt sich eine geschichtliche Weite zu geben suchte, eine Verwandtschaft mit der Anschauungsweise der deutschen Philosophie auf Seiten Schellings und Hegels. Nur daß bei diesen und namentlich dem letzteren die ganze Lehre darauf angelegt war, nicht eklektisch, sondern methodisch nach dem Gesetz historischer Entwicklung zu verfahren. Schelling auf seinem münchener Standpunkt maß die Nähen und Fernen der geschichtlichen Systeme in

Absicht auf die positive Philosophie, und er konnte sich mit Cousins Eklekticismus gleich verständigen, wenn es ihm gelang, diesen über die Hauptsache mit sich einverstanden zu machen; diese Hauptsache war zugleich die Differenz zwischen ihm und Hegel, und daß ihm allein die Führung der Philosophie gebühre. Cousin wollte den Rationalismus auf empirischer Grundlage, Schelling den Empirismus auf rationaler. Auch darin lag ein gewisser Parallelismus, den Schelling selbst hervorhob und gelten ließ. Er versuchte alles, um Cousin für seine Sache zu gewinnen, über das Verhältniß seiner und Hegels Lehre zu orientiren, und nirgends sprach er verächtlicher von Hegel als in den brieflichen Erörterungen, die er dem Franzosen gab, der das Duumvirat der Philosophie an seinen und Hegels Namen geknüpft hatte. „Sie haben", schrieb er ihm den 27. November 1828, „das System, welches von mir herrührt, zuerst kennen gelernt bloß in der Auffassung einiger schlecht unterrichteter und urtheilsschwacher Leute, in der Gestalt, die es angenommen hatte auf dem Durchgange durch den engen Kopf eines Mannes, der meiner Ideen sich bemächtigen zu können glaubte, wie das kriechende Insect das Blatt einer Pflanze sich aneignen zu können wähnt, das es mit seinem Gespinnst umschlungen. Er hat sich getäuscht, das System hat das schwächliche Gespinnst schon lange durchbrochen." „Seit meinem Buch gegen Jacobi und der Abhandlung über die Freiheit konnte für urtheilsfähige und einsichtsvolle Personen nicht mehr die Rede sein von dem neuplatonischen Jargon meines angeblichen Reformators." „Ich will keine Verbindung, keine Vermischung, keine Fusion völlig unverträglicher Systeme. Man lasse mir meine Ideen, ohne, wie Sie Miene machen, den Namen eines Mannes damit zu verbinden, der bloß darauf ausging, sie mir heimlich wegzustehlen und sich ebenso unfähig gezeigt hat, sie zu vollenden,

als er unvermögend war, sie zu erfinden*)." Zehn Jahre später schreibt er, Cousin hätte eine Preisaufgabe über deutsche Philosophie noch einige Jahre hinausschieben sollen. Die deutsche Philosophie sei im Begriff, ihre letzte Krisis zu bestehen und man könne bei einer wissenschaftlichen Bewegung, wie die der deutschen Philosophie, weder Anfang noch Mitte noch selbst den Anfang des Endes richtig beurtheilen, bevor sie ganz vollendet und zu ihrem wahren Ziele gelangt sei**).

2. Cousins Vorrede.

Im Jahr 1826 hatte Cousin seine „fragments philosophiques" herausgegeben, die 1833 in zweiter Auflage erschienen mit einer Vorrede, worin sich der Verfasser über seinen philosophischen Entwicklungsgang, den Charakter seines Standpunkts, sein Verhältniß zu den französischen Gegnern, zur deutschen Philosophie, insbesondere zu Schelling und Hegel aussprach. „Zu Ende des Jahres 1811 hatte ich die erste philosophische Schule Deutschlands hinter mir. Um diese Zeit machte ich einen Ausflug nach Deutschland. In dieser Epoche meines Lebens befand ich mich genau in dem Zustande, in welchem Deutschland selbst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, nach Kant und Fichte, bei Erscheinung der Naturphilosophie sich befand. Meine Methode, meine Richtung, meine Psychologie, meine allgemeinen Ansichten waren beschlossen und sie führten mich zur Naturphilosophie. Sie allein zog meine Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich." „Sie bewegte und theilte damals Deutschland noch wie in den Tagen ihres Entstehens. Der große Name Schellings tönte in allen Schulen wieder; hier gepriesen, dort bei-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 40—42.

**) Ebendas. III. S. 336.

nahe verwünscht, rief er allenthalben jenes leidenschaftliche Interesse, jenen Wettstreit feuriger Lobeserhebungen und heftiger Angriffe, kurz das hervor, was wir mit einem Worte Ruhm nennen. Ich sah Schelling diesmal nicht; aber anstatt seiner fand ich, ohne ihn zu suchen, wie durch Zufall Hegel in Heidelberg. Mit ihm habe ich in Deutschland angefangen und mit ihm auch aufgehört." „Von der ersten Unterredung an war mein Urtheil über ihn gefaßt; ich begriff den ganzen Umfang seines Geistes, ich fühlte, daß ich einem mir überlegenen Manne gegenüber stand, und als ich von Heidelberg aus meine Reise durch Deutschland fortsetzte, brachte ich die Kunde von ihm überall hin, prophezeite ihn gewissermaßen und sagte bei meiner Rückkehr nach Frankreich: meine Herrn, ich habe einen Mann von Genie gefunden. Der Eindruck, den Hegel in mir zurückgelassen hatte, war tief, aber verworren. Im darauf folgenden Jahr ging ich nach München, um den Urheber des Systems selbst aufzusuchen. Nicht leicht können zwei Menschen sich unähnlicher sehen, als ich hier den Schüler und den Meister fand. Hegel läßt mit Mühe nur selten tiefe, etwas räthselhafte Worte fallen; seine kräftige, jedoch im Ausdruck verlegene Diction, sein starres Antlitz, seine umwölkte Stirn scheinen das Bild des in sich zurückgewendeten Gedankens. Schelling ist der sich entfaltende Gedanke; seine Sprache ist, wie sein Blick, voll Licht und Leben: er besitzt eine angeborene Beredsamkeit. Ich habe einen ganzen Monat mit ihm und Jacobi zu München im Jahre 1818 verlebt, und hier erst fing ich an, in der Naturphilosophie ein wenig klarer zu sehen." Nachdem er nun diese Lehre nach seiner Art geschildert, fährt er so fort: „die Erscheinung dieses großen Systems fällt in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Europa verdankt es Deutschland, Deutschland verdankt es Schelling. Dieses

System ist das wahre, denn es ist der vollständigste Ausdruck der gesammten Wirklichkeit, der universellen Existenz. Schelling ist der Urheber dieses Systems, aber er hat es voll Lücken und Unvollkommenheiten jeder Art gelassen. Hegel, der nach Schelling kam, gehört zu seiner Schule, in der er jedoch sich einen besondern Platz gemacht hat, indem er das System nicht nur entwickelte und bereicherte, sondern ihm auch eine in mehrfacher Hinsicht neue Gestaltung gab. Hegel wurde von seinen Bewunderern für den Aristoteles eines zweiten Plato angesehen; die ausschließlichen Anhänger Schellings wollten in ihm nur den Wolf eines anderen Leibniz sehen. Wie es sich auch mit diesen etwas stolzen Vergleichungen verhalte, niemand kann leugnen, daß dem Lehrer eine mächtige Einbildungskraft, dem Schüler eine tiefe Reflexion zur Seite stand. Hegel hat viel von Schelling entlehnt, ich, so viel schwächer, als der eine und der andere, habe von beiden entlehnt. Es ist Thorheit, mir dieß zum Vorwurf zu machen, und es ist eine solche Anerkennung mir sicher als keine große Demuth anzurechnen. Vor mehr als zwölf Jahren widmete ich den beiden meine Ausgabe des Commentars von Proklus über den Parmenides; dabei nannte ich öffentlich beide meine Freunde, meine Lehrer und die Häupter der Philosophie dieses Jahrhunderts *)."

Heine hatte es leicht, Cousin zu verspotten, der, ohne gründlich Deutsch zu verstehen, Kant durchdrungen haben wollte und nach der ersten Unterredung sein Urtheil über Hegel gefaßt und dessen Geist in seinem ganzen Umfange begriffen hatte, obwohl er selbst hinzufügt: der Eindruck, den er mir zurückgelassen, war

*) Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimraths von Schelling. (1834.) S. 35—41.

tief, aber verworren. Es giebt eine scheinbare Klarheit, die nie in die Tiefe dringt und sich mit der Verworrenheit, die hier herrscht, wohl verträgt. In Heines boshaftem Pamphlet, dem es um eine gerechte Würdigung im Uebrigen gar nicht zu thun war, fand sich eine treffende Bemerkung gegen jene täuschende Klarheit. „Vielleicht sind die Franzosen überhaupt glücklicher organisirt wie wir Deutschen, und ich habe bemerkt, das man ihnen von einer Doctrin, von einer gelehrten Untersuchung, von einer wissenschaftlichen Ansicht nur ein Weniges zu sagen braucht, und dieses Wenige wissen sie so vortrefflich in ihrem Geist zu combiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache noch weit besser verstehen wie wir selber und uns über unser eignes Wissen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als seien die Köpfe der Franzosen, ebenso wie ihre Kaffehäuser, inwendig mit lauter Spiegeln versehen, so daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, sich dort unzähligemal reflectirt, eine optische Einrichtung, wodurch sogar die engsten und dürftigsten Köpfe sehr weit und strahlend erscheinen. Diese brillanten Köpfe, ebenso wie die glänzenden Kaffehäuser, pflegen einem armen Deutschen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden *)."

3. Schellings Vorrede.

Cousin wünschte seine Schrift von Schelling beurtheilt und in Deutschland verbreitet. Diesen Wunsch erfüllte Schelling. Er gab zuerst in dem Literaturblatt der bairischen Annalen eine

---

*) H. Heine's S. W. Bd. V. Th. II. S. 200 flgd. Weiße schrieb in den Bl. f. lit. Unterhaltung (1834. Nr. 260) für Cousin gegen Heine, wofür ihm Schelling sehr dankbar war. Er verfehlte auch nicht, diesen Artikel Cousin mitzutheilen und auf dessen Wunde zu legen. Aus Schellings Leben. III. S. 95. S. 99.

System ist das **wahre**, denn es ist der vollständigste Ausdruck der gesammten Wirklichkeit, der universellen Existenz. Schelling ist der Urheber dieses Systems, aber er hat es voll Lücken und Unvollkommenheiten jeder Art gelassen. Hegel, der nach Schelling kam, gehört zu seiner Schule, in der er jedoch sich einen besondern Platz gemacht hat, indem er das System nicht nur entwickelte und bereicherte, sondern ihm auch eine in mehrfacher Hinsicht neue Gestaltung gab. Hegel wurde von seinen Bewunderern für den Aristoteles eines zweiten Plato angesehen; die ausschließlichen Anhänger Schellings wollten in ihm nur den Wolf eines anderen Leibniz sehen. Wie es sich auch mit diesen etwas stolzen Vergleichungen verhalte, niemand kann leugnen, daß dem Lehrer eine mächtige Einbildungskraft, dem Schüler eine tiefe Reflexion zur Seite stand. Hegel hat viel von Schelling entlehnt, ich, so viel schwächer, als der eine und der andere, habe von beiden entlehnt. Es ist Thorheit, mir dieß zum Vorwurf zu machen, und es ist eine solche Anerkennung mir sicher als keine große Demuth anzurechnen. Vor mehr als zwölf Jahren widmete ich den beiden meine Ausgabe des Commentars von Proklus über den Parmenides; dabei nannte ich öffentlich beide meine Freunde, meine Lehrer und die Häupter der Philosophie dieses Jahrhunderts*)."

Heine hatte es leicht, Cousin zu verspotten, der, ohne gründlich Deutsch zu verstehen, Kant durchdrungen haben wollte und nach der ersten Unterredung sein Urtheil über Hegel gefaßt und dessen Geist in seinem ganzen Umfange begriffen hatte, obwohl er selbst hinzufügt: der Eindruck, den er mir zurückgelassen, war

*) Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimraths von Schelling. (1834.) S. 35—41.

tief, aber verworren. Es giebt eine scheinbare Klarheit, die nie in die Tiefe dringt und sich mit der Verworrenheit, die hier herrscht, wohl verträgt. In Heines boshaftem Pamphlet, dem es um eine gerechte Würdigung im Uebrigen gar nicht zu thun war, fand sich eine treffende Bemerkung gegen jene täuschende Klarheit. „Vielleicht sind die Franzosen überhaupt glücklicher organisirt wie wir Deutschen, und ich habe bemerkt, das man ihnen von einer Doctrin, von einer gelehrten Untersuchung, von einer wissenschaftlichen Ansicht nur ein Weniges zu sagen braucht, und dieses Wenige wissen sie so vortrefflich in ihrem Geist zu combiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache noch weit besser verstehen wie wir selber und uns über unser eignes Wissen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als seien die Köpfe der Franzosen, ebenso wie ihre Kaffehäuser, inwendig mit lauter Spiegeln versehen, so daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, sich dort unzähligemal reflectirt, eine optische Einrichtung, wodurch sogar die engsten und dürftigsten Köpfe sehr weit und strahlend erscheinen. Diese brillanten Köpfe, ebenso wie die glänzenden Kaffehäuser, pflegen einem armen Deutschen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden *)."

3. Schellings Vorrede.

Cousin wünschte seine Schrift von Schelling beurtheilt und in Deutschland verbreitet. Diesen Wunsch erfüllte Schelling. Er gab zuerst in dem Literaturblatt der bairischen Annalen eine

*) H. Heine's S. W. Bd. V. Th. II. S. 200 flgd. Weiße schrieb in den Bl. f. lit. Unterhaltung (1834, Nr. 260) für Cousin gegen Heine, wofür ihm Schelling sehr dankbar war. Er verfehlte auch nicht, diesen Artikel Cousin mitzutheilen und auf dessen Wunde zu legen. Aus Schellings Leben. III. S. 95. S. 99.

als er unvermögend war, sie zu erfinden*).“ Zehn Jahre später schreibt er, Cousin hätte eine Preisaufgabe über deutsche Philosophie noch einige Jahre hinausschieben sollen. Die deutsche Philosophie sei im Begriff, ihre letzte Krisis zu bestehen und man könne bei einer wissenschaftlichen Bewegung, wie die der deutschen Philosophie, weder Anfang noch Mitte noch selbst den Anfang des Endes richtig beurtheilen, bevor sie ganz vollendet und zu ihrem wahren Ziele gelangt sei**).

2. Cousins Vorrede.

Im Jahr 1826 hatte Cousin seine „fragments philosophiques“ herausgegeben, die 1833 in zweiter Auflage erschienen mit einer Vorrede, worin sich der Verfasser über seinen philosophischen Entwicklungsgang, den Charakter seines Standpunkts, sein Verhältniß zu den französischen Gegnern, zur deutschen Philosophie, insbesondere zu Schelling und Hegel aussprach. „Zu Ende des Jahres 1811 hatte ich die erste philosophische Schule Deutschlands hinter mir. Um diese Zeit machte ich einen Ausflug nach Deutschland. In dieser Epoche meines Lebens befand ich mich genau in dem Zustande, in welchem Deutschland selbst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, nach Kant und Fichte, bei Erscheinung der Naturphilosophie sich befand. Meine Methode, meine Richtung, meine Psychologie, meine allgemeinen Ansichten waren beschlossen und sie führten mich zur Naturphilosophie. Sie allein zog meine Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich.“ „Sie bewegte und theilte damals Deutschland noch wie in den Tagen ihres Entstehens. Der große Name Schellings tönte in allen Schulen wieder; hier gepriesen, dort bei-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 40—42.

**) Ebendas. III. S. 336.

nahe verwünscht, rief er allenthalben jenes leidenschaftliche Interesse, jenen Wettstreit feuriger Lobeserhebungen und heftiger Angriffe, kurz das hervor, was wir mit einem Worte Ruhm nennen. Ich sah Schelling diesmal nicht; aber anstatt seiner fand ich, ohne ihn zu suchen, wie durch Zufall Hegel in Heidelberg. Mit ihm habe ich in Deutschland angefangen und mit ihm auch aufgehört." „Von der ersten Unterredung an war mein Urtheil über ihn gefaßt; ich begriff den ganzen Umfang seines Geistes, ich fühlte, daß ich einem mir überlegenen Manne gegenüber stand, und als ich von Heidelberg aus meine Reise durch Deutschland fortsetzte, brachte ich die Kunde von ihm überall hin, prophezeite ihn gewissermaßen und sagte bei meiner Rückkehr nach Frankreich: meine Herrn, ich habe einen Mann von Genie gefunden. Der Eindruck, den Hegel in mir zurückgelassen hatte, war tief, aber verworren. Im darauf folgenden Jahr ging ich nach München, um den Urheber des Systems selbst aufzusuchen. Nicht leicht können zwei Menschen sich unähnlicher sehen, als ich hier den Schüler und den Meister fand. Hegel läßt mit Mühe nur selten tiefe, etwas räthselhafte Worte fallen; seine kräftige, jedoch im Ausdruck verlegene Diction, sein starres Antlitz, seine umwölkte Stirn scheinen das Bild des in sich zurückgewendeten Gedankens. Schelling ist der sich entfaltende Gedanke; seine Sprache ist, wie sein Blick, voll Licht und Leben: er besitzt eine angeborene Beredsamkeit. Ich habe einen ganzen Monat mit ihm und Jacobi zu München im Jahre 1818 verlebt, und hier erst fing ich an, in der Naturphilosophie ein wenig klarer zu sehen." Nachdem er nun diese Lehre nach seiner Art geschildert, fährt er so fort: „die Erscheinung dieses großen Systems fällt in die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Europa verdankt es Deutschland, Deutschland verdankt es Schelling. Dieses

System ist das wahre, denn es ist der vollständigste Ausdruck der gesammten Wirklichkeit, der universellen Existenz. Schelling ist der Urheber dieses Systems, aber er hat es voll Lücken und Unvollkommenheiten jeder Art gelassen. Hegel, der nach Schelling kam, gehört zu seiner Schule, in der er jedoch sich einen besondern Platz gemacht hat, indem er das System nicht nur entwickelte und bereicherte, sondern ihm auch eine in mehrfacher Hinsicht neue Gestaltung gab. Hegel wurde von seinen Bewunderern für den Aristoteles eines zweiten Plato angesehen; die ausschließlichen Anhänger Schellings wollten in ihm nur den Wolf eines anderen Leibniz sehen. Wie es sich auch mit diesen etwas stolzen Vergleichungen verhalte, niemand kann leugnen, daß dem Lehrer eine mächtige Einbildungskraft, dem Schüler eine tiefe Reflexion zur Seite stand. Hegel hat viel von Schelling entlehnt, ich, so viel schwächer, als der eine und der andere, habe von beiden entlehnt. Es ist Thorheit, mir dieß zum Vorwurf zu machen, und es ist eine solche Anerkennung mir sicher als keine große Demuth anzurechnen. Vor mehr als zwölf Jahren widmete ich den beiden meine Ausgabe des Commentars von Proklus über den Parmenides; dabei nannte ich öffentlich beide meine Freunde, meine Lehrer und die Häupter der Philosophie dieses Jahrhunderts *)."

Heine hatte es leicht, Cousin zu verspotten, der, ohne gründlich Deutsch zu verstehen, Kant durchdrungen haben wollte und nach der ersten Unterredung sein Urtheil über Hegel gefaßt und dessen Geist in seinem ganzen Umfange begriffen hatte, obwohl er selbst hinzufügt: der Eindruck, den er mir zurückgelassen, war

*) Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. Hubert Beckers. Nebst einer beurtheilenden Vorrede des Herrn Geheimraths von Schelling. (1834.) S. 35—41.

tief, aber verworren. Es giebt eine scheinbare Klarheit, die nie in die Tiefe dringt und sich mit der Verworrenheit, die hier herrscht, wohl verträgt. In Heines boshaftem Pamphlet, dem es um eine gerechte Würdigung im Uebrigen gar nicht zu thun war, fand sich eine treffende Bemerkung gegen jene täuschende Klarheit. „Vielleicht sind die Franzosen überhaupt glücklicher organisirt wie wir Deutschen, und ich habe bemerkt, das man ihnen von einer Doctrin, von einer gelehrten Untersuchung, von einer wissenschaftlichen Ansicht nur ein Weniges zu sagen braucht, und dieses Wenige wissen sie so vortrefflich in ihrem Geist zu combiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache noch weit besser verstehen wie wir selber und uns über unser eignes Wissen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als seien die Köpfe der Franzosen, ebenso wie ihre Kaffehäuser, inwendig mit lauter Spiegeln versehen, so daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, sich dort unzähligemal reflectirt, eine optische Einrichtung, wodurch sogar die engsten und dürftigsten Köpfe sehr weit und strahlend erscheinen. Diese brillanten Köpfe, ebenso wie die glänzenden Kaffehäuser, pflegen einem armen Deutschen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden *)."

3. Schellings Vorrede.

Cousin wünschte seine Schrift von Schelling beurtheilt und in Deutschland verbreitet. Diesen Wunsch erfüllte Schelling. Er gab zuerst in dem Literaturblatt der bairischen Annalen eine

*) H. Heine's S. W. Bd. V. Th. II. S. 200 flgd. Weiße schrieb in den Bl. f. lit. Unterhaltung (1834, Nr. 260) für Cousin gegen Heine, wofür ihm Schelling sehr dankbar war. Er verfehlte auch nicht, diesen Artikel Cousin mitzutheilen und auf dessen Wunde zu legen. Aus Schellings Leben. III. S. 95. S. 99.

Anzeige von der Vorrede*) und veranlaßte dann, daß einer seiner früheren Zuhörer, der ihm befreundet war, Hubert Beckers, damals Professor am Lyceum zu Dillingen, sie übersetzte. Die Uebersetzung begleitete er selbst mit einem Vorwort, welches im Wesentlichen die Anzeige in den Annalen wiederholte**).

Cousin hatte Hegel hoch gepriesen. Er hatte ihn als den Fortbildner der schelling'schen Lehre angesehen und die Hegemonie der Philosophie zwischen beide getheilt. Unmöglich konnte Schelling, der auf dem Katheder so oft und so nachdrücklich gerade das Gegentheil erklärt hatte, diesen Punkt hier stillschweigend übergehen. Die Gelegenheit gebot ihm, sich zu äußern, sie kam ihm nicht bloß ungesucht, sondern erwünscht, er empfing aus der Hand eines französischen Philosophen von Ruf und hervorragender Stellung den Lorbeer der Philosophie wie einen schuldigen Tribut und konnte den zweiten Kranz, der für den Nebenbuhler bestimmt war, nebenbei mit nachlässiger Hand zerreißen. Seit dem mythologischen Versuch über die Gottheiten von Samothrake hatte Schelling nichts für die große Oeffentlichkeit drucken lassen, seit der Schrift gegen Jacobi nichts, das unmittelbar auf den Charakter seiner Lehre ging. Seit mehr als zwanzig Jahren ist diese Vorrede das erste Wort über seine Philosophie, das Schelling dem großen Publicum anbietet, es ist das erste überhaupt, worin er seine Sache gegen Hegel literarisch auseinandersetzt. Daher hat die Vorrede großes Aufsehen gemacht und eine Wichtigkeit bekommen, welche sie sonst nicht haben würde. Natürlich konnte durch die wenigen Worte, die er fallen ließ, der Streit nicht ausgemacht werden, aber die Geringschätzung seines Tons erbitterte die Gegner.

*) Bair. Annal. Litbl. 1833. Nr. 165. (7. Nov.)

**) Aus Schellings Leben. S. 72. S. 74 flgd.

Cousin hatte der deutschen Philosophie ihre Methode zum Vorwurf gemacht: da sie ontologisch begründet sein wolle, so fehle ihr jeder nothwendige und durch die Erfahrung gerechtfertigte Anfang. Diesen Tadel erklärt Schelling für unbegründet und falsch. Kant nehme seinen Ausgangspunkt in der Erfahrung, Spinoza beginne mit dem Begriff des nothwendigen Wesens, einem schlechterdings nothwendigen Begriff. Der Mangel liege wo anders. Es fehle nicht an dem nothwendigen Anfang, sondern an dem nothwendigen Fortschritt. Von dem bloßen Begriff, als dem nothwendig zu Denkenden sei nicht weiter zu kommen. Er (Schelling) habe in die Philosophie zuerst die Methode des Fortschritts gebracht, indem er ein Subject zum Princip genommen, welches sich potenzire und von jeder Objectivität zu höherer Subjectivität erhebe: kurz gesagt ein Subject, das sich entwickelt. Ein solches Subject sei kein bloßer Begriff, sondern das Wirkliche selbst, erkennbar nicht durch reines Denken, sondern nur aus der lebendigen Anschauung der Wirklichkeit d. h. aus der Erfahrung. Daher sei das Princip seiner Lehre von Haus aus empirisch bestimmt und die Erkenntniß desselben wurzle in der Tiefe der Erfahrung. Das fortschreitende Subject, „das Subject mit dieser Bestimmung ist nicht mehr das bloße nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie aufgedrungene empirische Bestimmung.“

Hier ist der Punkt, von dem aus Schelling seinen Abstand von Hegel bestimmt. Dieser hat scheinbar auch eine Methode des Fortschritts, sie ist von Schelling entlehnt, aber er läßt aus dem Princip jene empirische, aus der Natur der Dinge geschöpfte

Bestimmung weg, er macht zum Subject des Fortschritts den bloßen Begriff, d. h. etwas, das nicht fortschreitet. Daher die usurpirte Methode in seiner Hand Leben und Geist aufgiebt und zum todten Schematismus herabsinkt. „Dieses Empirische", so lauten die oft angeführten Worte, „hat ein später Gekommener, den die Natur zu einem *neuen* Wolfianismus für unsre Zeit prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäßig dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des *Lebendigen, Wirklichen*, dem die frühere Philosophie die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über und aus diesem in sich selbst zurückzugehen, den *logischen Begriff* setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb. Das letzte war ganz seine, von dürftigen Köpfen, wie billig, bewunderte Erfindung." Die Einwürfe kehren wieder, die wir aus den münchener Vorlesungen schon kennen gelernt. Die Selbstbewegung des logischen Begriffs sei die erste, — das Abbrechen der Idee oder der Uebergang zur Natur die zweite Fiction der hegel'schen Lehre, die nur negativ lehrreich sei als Beispiel und zwar retrospectives, wie man es nicht machen müsse. „Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Realphilosophie auf den Standpunkt der Scholastik zurückzukehren und die Metaphysik mit einem rein rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen, diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens gedient, aufs Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem *rein* Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen."

Siebzehntes Capitel.

Berufung und Uebersiedlung nach Berlin.

I.

Vorbedingungen.

1. Schellings Mission.

Mit der Vorrede zu Cousins Schrift, mit der münchener Kathederpolemik, mit so vielen brieflichen und mündlichen Versicherungen ließ sich die sogenannte „Episode" der hegelschen Lehre nicht wegreden; sie war da und bereits zu mächtig geworden, um vor einem Hauche Schellings zu schwinden. Sollte sie ernstlich aus dem Wege geräumt und in ihrer Geltung beseitigt werden, so mußte Schelling ihren Platz erobern, und dazu gehörte ein weit größeres Aufgebot öffentlich wirksamer und siegreicher Kraft, als er bisher ins Feld geführt. Die hegelsche Lehre war da anzugreifen und zu stürzen, wo sie ihre Bedeutung errungen hatte und von wo aus sie herrschte. Galt es den Kathederkrieg, so war dieser nicht in München auszumachen, sondern in Berlin. In München blieb Schelling, was er auch von der legitimen Herkunft seines Systems und von der unächten des hegelschen sagen mochte, nur Prätendent. Galt es den literarischen Kampf, so mußte gegenüber den Werken des Gegners, die sich schon in Reih und Glied aufgestellt hatten, Schelling ebenfalls mit seinen Wer-

ken hervortreten und statt der Versprechungen und Versicherungen endlich die Leistung bringen. Er dachte auch an eine Gesammtausgabe seiner Schriften als Beschluß seiner Laufbahn und spricht davon in einem Briefe an Pfister*). Seit fünfundzwanzig Jahren war der erste Band seiner philosophischen Schriften erschienen und kein zweiter gefolgt. Im Jahr 1837 will er das fünfzigjährige Jubiläum der kantischen Kritik — leider sechs Jahre zu spät! — auf die würdigste Art feiern, indem er „den ersten Theil einer langen Arbeit" herauszugeben beabsichtigt, wo in zwei besonderen Vorlesungen der verlorene Faden der philosophischen Entwicklung seit Kant wieder aufgewiesen und dieser Riß in der Geschichte geheilt werden soll. Nachdem er im Winter von 1838/39 von neuem die Philosophie der Offenbarung, wie es scheint, mit großem Erfolge gelesen, will er die Hand nicht mehr von diesem Werke abziehen, welches eigentlich das entscheidende sei**). Aber die Ausführung aller dieser Pläne bleibt zurück und kommt nicht auf den öffentlichen Schauplatz. Es war nun die Frage, ob er die andere Probe noch unternehmen könne und wolle: seine Sache, die den großen Proceß gegen Hegel einschloß, persönlich führen und auskämpfen als Lehrer der Philosophie in Berlin. Hier mußte es sich zeigen, ob seine Lehre und er selbst noch die Kraft besaß, auf das Zeitalter zu wirken.

Nicht darum handelte es sich in Schellings eigenem Sinn, einen Schulstreit zu beginnen oder den Zeitungsgeist zu berühren, sondern das höchste aller menschlichen Probleme, welches schon eine brennende Zeitfrage geworden, endlich und endgültig zu lösen: Religion und Erkenntniß auf eine noch nicht dagewesene Art zu

*) Aus Schellings Leben. III. S. 92 (Br. v. 9. Juli 1834).

**) Ebendas. III. S. 132 u. 148 (Br. an Dorfmüller v. 9. Oct. 1837 u. 29. März 1839).

versöhnen, die geschichtliche oder positive Religion dergestalt speculativ zu erleuchten und zu durchdringen, daß diese Einsicht als der letzte Gipfel aller Philosophie erscheinen müsse, wogegen die herkömmlichen Gegensätze und Vereinigungen von Glauben und Wissen zurückfallen auf untergeordnete Stufen des Denkens. Ein solches Ziel hatte ihm schon vorgeschwebt, als er von Würzburg nach München ging, als er zehn Jahre später einem Rufe nach Jena gern gefolgt wäre, und als er jetzt, in den Anfängen des Greisenalters, den kühnen Entschluß faßte, in Berlin zu lehren, glaubte er sich in der That fähig, das religiös zerrissene Zeitbewußtsein im Innersten heilen und versöhnen zu können. Er sah in Berlin nicht bloß eine Aufgabe, sondern eine Mission vor sich, und ob er nun Recht oder Unrecht hatte, es ist nicht zu zweifeln, daß er tief und ernsthaft davon erfüllt war. Ich will auch gleich hinzufügen, um befangene und ungerechte Ansichten von der Würdigung Schellings fernzuhalten, daß er seine Mission nicht wie ein Parteimann nahm, er war kein Parteimann und glaubte nicht, daß seiner Sache von außen, etwa mit reactionären Mitteln, geholfen werden könne. So hat er stets verworfen, daß J. Stahl den Protestantismus wie etwas Vorhandenes, Fertiges, Abgemachtes behandeln und kirchlich einfangen wollte, er sei seinem Wesen nach etwas Progressives und Künftiges*).

2. Bairische Zeitverhältnisse.

Das Ministerium Abel.

In dem Jahrzehnt von 1830—1840 nahmen die Zeitumstände eine Wendung, die viel dazu beitrug, daß Schelling in Berlin lebhaft begehrt wurde und München selbst nicht ungern verließ.

*) S. unten. S. 336 flgd.

Die glücklichste Zeit der Regierung König Ludwigs war deren erstes Lustrum gewesen. Die Julirevolution hatte Europa in revolutionäre Schwingungen versetzt, Belgien und Polen ergriffen und auch in Deutschland Ausbrüche politischer Erregung zur Folge gehabt. Ein Hauptfeld derselben war die bairische Rheinpfalz. Das sogenannte hambacher Fest im Mai 1832 hatte viele Tausende versammelt, es waren agitirende Volksreden gehalten und von dem Meineide der Fürsten, der Erdrosselung der Freiheit, der nationalen Einigung Deutschlands, der Wiedereroberung des Elsaß u. s. f. gesprochen worden. Im nächsten Jahr folgte das frankfurter Attentat. Die Universitäten erschienen wieder als Herde der Verschwörung, die Völker als Feinde der Fürsten, die Freiheit der Wissenschaft als Gefahr für Kirche und Staat. König Ludwig, schon mißtrauisch und argwöhnisch, fing an reactionär und despotisch zu werden. In Baiern verbanden sich zu einer gemeinschaftlichen Reaction Kirche und Staat, der fürstliche Absolutismus und die kirchliche Hierarchie. In Preußen geschah das Gegentheil; der fürstliche Absolutismus und die Staatsraison nahmen gegen die kirchliche Hierarchie eine drohende und gewaltsam eingreifende Machtstellung. Hier war der Kampf zwischen Kirche und Staat, in Baiern das Bündniß. In demselben Monat — es war November 1837, der damit begann, daß Ernst August von Hannover die Verfassung seines Landes gewaltsam aufhob — berief König Ludwig ein ultramontanes Ministerium und ließ Friedrich Wilhelm III. den Erzbischof von Köln verhaften.

Von jetzt an war das bairische System absolutistisch-hierarchisch und antipreußisch. Der einzige vortragende Minister, das entschlossene und dreiste Werkzeug jenes Systems, war ein Herr v. Abel, der beim Könige alles galt, ein Mann von rücksichts-

loser, heftiger Gemüthsart, der nicht aus selbständig religiöser Gesinnung, sondern aus absolutistisch-politischen Tendenzen (ähnlich wie Hassenpflug) die hierarchischen beförderte. Es schien, als ob Baiern in Deutschland wieder das Haupt einer Liga katholischer Interessen werden wollte, wie einst unter Maximilian und Tilly. Als die Reiterstatue jenes Kurfürsten enthüllt wurde, feierte ihn der Minister als Ideal eines bairischen Herrschers durch eine tendentiöse Festrede. Der neubairische Staat war paritätisch, jetzt sollte er katholisch werden. Das Concordat wurde geschärft, der protestantische Cultus beschränkt, den Soldaten ohne Unterschied der Bekenntnisse die Kniebeugung vor dem Sanctissimum befohlen, katholische Controverspredigten in München eröffnet, die Gustav-Adolfsvereine verboten, der Zusammentritt der protestantischen Generalsynode in Ansbach und Baireuth nicht gestattet. Diese Züge waren wichtiger, als daß der König damals die Büste Luthers von der Walhalla ausschloß. Unter den münchener Professoren fand das System in seiner kirchlichen und antipreußischen Haltung Parteigänger: Görres schrieb gegen die Verhaftung des Erzbischofs, gegen den „Knochenmann", wie er das preußische System nannte, seinen „Athanasius", Döllinger bekämpfte Preußen und vertheidigte den Zwang der Kniebeugung. Der Minister bestritt im Interesse der Krone auch die verfassungsmäßigen Rechte des Landtages und suchte sie zu verkürzen, in der Opposition standen Männer, wie Harleß und J. Stahl; dem letzteren, damals Professor in Erlangen, wurde verboten, über Staatsrecht zu lesen.

Natürlich konnten die nachtheiligen Folgen eines solchen Systems auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Universität nicht ausbleiben. Was Schelling gemeinsam mit Thiersch vor zehn Jahren mit der vollen Zustimmung des Königs gewonnen

Die glücklichste Zeit der Regierung König Ludwigs war deren erstes Lustrum gewesen. Die Julirevolution hatte Europa in revolutionäre Schwingungen versetzt, Belgien und Polen ergriffen und auch in Deutschland Ausbrüche politischer Erregung zur Folge gehabt. Ein Hauptfeld derselben war die bairische Rheinpfalz. Das sogenannte hambacher Fest im Mai 1832 hatte viele Tausende versammelt, es waren agitirende Volksreden gehalten und von dem Meineide der Fürsten, der Erdrosselung der Freiheit, der nationalen Einigung Deutschlands, der Wiedereroberung des Elsaß u. s. f. gesprochen worden. Im nächsten Jahr folgte das frankfurter Attentat. Die Universitäten erschienen wieder als Herde der Verschwörung, die Völker als Feinde der Fürsten, die Freiheit der Wissenschaft als Gefahr für Kirche und Staat. König Ludwig, schon mißtrauisch und argwöhnisch, fing an reactionär und despotisch zu werden. In Baiern verbanden sich zu einer gemeinschaftlichen Reaction Kirche und Staat, der fürstliche Absolutismus und die kirchliche Hierarchie. In Preußen geschah das Gegentheil; der fürstliche Absolutismus und die Staatsraison nahmen gegen die kirchliche Hierarchie eine drohende und gewaltsam eingreifende Machtstellung. Hier war der Kampf zwischen Kirche und Staat, in Baiern das Bündniß. In demselben Monat — es war November 1837, der damit begann, daß Ernst August von Hannover die Verfassung seines Landes gewaltsam aufhob — berief König Ludwig ein ultramontanes Ministerium und ließ Friedrich Wilhelm III. den Erzbischof von Köln verhaften.

Von jetzt an war das bairische System absolutistisch-hierarchisch und antipreußisch. Der einzige vortragende Minister, das entschlossene und dreiste Werkzeug jenes Systems, war ein Herr v. Abel, der beim Könige alles galt, ein Mann von rücksichts-

loser, heftiger Gemüthsart, der nicht aus selbständig religiöser Gesinnung, sondern aus absolutistisch-politischen Tendenzen (ähnlich wie Hassenpflug) die hierarchischen beförderte. Es schien, als ob Baiern in Deutschland wieder das Haupt einer Liga katholischer Interessen werden wollte, wie einst unter Maximilian und Tilly. Als die Reiterstatue jenes Kurfürsten enthüllt wurde, feierte ihn der Minister als Ideal eines bairischen Herrschers durch eine tendentiöse Festrede. Der neubairische Staat war paritätisch, jetzt sollte er katholisch werden. Das Concordat wurde geschärft, der protestantische Cultus beschränkt, den Soldaten ohne Unterschied der Bekenntnisse die Kniebeugung vor dem Sanctissimum befohlen, katholische Controverspredigten in München eröffnet, die Gustav-Adolfsvereine verboten, der Zusammentritt der protestantischen Generalsynode in Ansbach und Baireuth nicht gestattet. Diese Züge waren wichtiger, als daß der König damals die Büste Luthers von der Walhalla ausschloß. Unter den münchener Professoren fand das System in seiner kirchlichen und antipreußischen Haltung Parteigänger: Görres schrieb gegen die Verhaftung des Erzbischofs, gegen den „Knochenmann", wie er das preußische System nannte, seinen „Athanasius", Döllinger bekämpfte Preußen und vertheidigte den Zwang der Kniebeugung. Der Minister bestritt im Interesse der Krone auch die verfassungsmäßigen Rechte des Landtages und suchte sie zu verkürzen, in der Opposition standen Männer, wie Harleß und J. Stahl; dem letzteren, damals Professor in Erlangen, wurde verboten, über Staatsrecht zu lesen.

Natürlich konnten die nachtheiligen Folgen eines solchen Systems auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Universität nicht ausbleiben. Was Schelling gemeinsam mit Thiersch vor zehn Jahren mit der vollen Zustimmung des Königs gewonnen

hatte, ging im Herbst 1838 gänzlich verloren. Die philosophische Facultät kam unter ein Ephorat, das philosophische Biennium wurde eingeführt, die Vorlesungen für jedes Semester dieses zweijährigen Cursus vorgeschrieben, die Auswahl so bestimmt, daß die lehrreichsten und wichtigsten Objecte fehlten, der Besuch der Vorlesungen überwacht, jeden Monat sollten Fleißzeugnisse festgestellt, jede versäumte Stunde entschuldigt, am Ende jedes Semesters Prüfungen gehalten werden. Die philosophische Facultät war auf den Fuß einer gewöhnlichen Schule herabgesetzt und die Universität München auf der Rückkehr zu ihrem Ursprunge begriffen, nämlich zu Ingolstadt*). Man war hier, wie sich A. v. Humbolt kaustisch ausdrückt, „von den gelehrten Benedictinern zu den landesgeborenen Bettelmönchen übergegangen**)."

Unmöglich konnte sich Schelling in einer solchen Atmosphäre und an einer solchen Universität noch wohl fühlen. Zwar wurde er persönlich nicht beeinträchtigt, der König fuhr fort ihn auszuzeichnen und übertrug ihm Ende 1835 den philosophischen Unterricht des Kronprinzen***). Aber die ganze Strömung lief ihm zuwider. Schon ein Jahr vorher (Nov. 1834), als sich die ersten Aussichten nach Berlin eröffnet hatten, schrieb Schelling an Beckers: „alles, was um mich geschieht, trägt dazu bei, mir den Abschied von München und den wissenschaftlichen Anstalten Baierns zu erleichtern und sogar erwünscht zu machen." Und noch waren nicht die Zeiten Abels gekommen! Die Zwangsmaßregeln, die vier Jahre später eingeführt wurden, machten ihn völlig mißvergnügt. Als sie schon im Anzuge waren, schrieb er an Dorf-

*) Vgl. Fr. Thiersch's Leben. Bd. II. S. 479—499.

**) Briefe von Al. v. Humboldt an Chr. K. J. v. Bunsen (1869). S. 15.

***) Aus Schellings Leben III. S. 118.

müller: „der neuen Verfügung, welche den Gymnasiallehrern Nebenstunden untersagt, entspricht so ziemlich, was mit den Universitäten versucht wird, die den Lyceen zum Opfer gebracht werden sollen. Damit diese nicht, wie es nahe bevorstand, gänzlich vertrockneten und zuletzt mehr Lehrer als Schüler zählten, sollen die philosophischen Facultäten zum Standpunkt der Lyceen herabgesetzt werden. Wenn dieß auf solche Weise, wie es beabsichtigt wird, sich ausführt, so ändert sich damit auch meine ganze Stellung. Deus providebit*).“

So lagen für Schelling die Dinge in München. Wie standen sie in Berlin?

3. Die Krisis in der hegelschen Schule.

Seit dem 14. November 1831 war Hegels Lehrstuhl verwaist, die Universität hatte ihren großen Philosophen, die Schule ihr Haupt verloren. Indessen war dafür gesorgt, daß sie nicht in Stagnation gerieth. Die Sicherheit, in die sie sich unter dem Worte des Meisters eingewiegt hatte, die Friedensstiftung zwischen Glauben und Wissen, die schon für dauernd galt, wurde gewaltig erschüttert, als im Jahr 1835 D. Fr. Strauß mit seinem Leben Jesu hervortrat und den Kampf um die Grundlagen des geschichtlichen und positiven Christenthums tiefer und mächtiger als je aufregte. Es konnte nicht fehlen, daß diese an der historischen Lebenswurzel des Christenthums begonnene und in dieselbe eingedrungene Kritik schnell weiter schritt und um sich griff; sie verbreitete sich wie ein Lauffeuer über alle Gebiete der christlichen Religion, über das Wesen der Religion überhaupt. Auf die Kritik der Evangelien ließ Strauß seine Kritik der christlichen

*) Ebendas. III. S. 101 und 140 (Br. v. 29. Nov. 1834 und 14. Juli 1838).

Glaubenslehre folgen; Ludwig Feuerbach erschien mit seinem „Wesen des Christenthums“, Bruno Bauer mit seiner Kritik der Synoptiker. Diese Untersuchungen drängten sich, sie kamen fast gleichzeitig und beschrieben in ihrem Verlauf einen gesteigerten Gegensatz gegen das Christenthum, sie waren sämmtlich aus der hegelschen Lehre hervorgegangen und gaben sich, wenn auch nicht als die Ansicht des Meisters selbst, doch als deren nothwendige und folgerichtige Entwicklung. Ein Theil der Schule folgte dem unaufhaltsamen Zuge dieser sich bald überstürzenden Kritik, die zuletzt alles gethan zu haben glaubte, wenn sie im Verneinen ein Mehrgebot brachte; eine damals vielgelesene und geschickt redigirte Zeitschrift, die hallischen und deutschen Jahrbücher, leitete die Bewegung, deren journalistisches Abbild sie war, hinüber in die Massen der Lesewelt und auf das Gebiet der Tagesinteressen. Je leidenschaftlicher die positive Religion und jede speculative Rechtfertigung derselben bekämpft wurde, um so feindseliger spannte sich der Gegensatz dieser Fraction der hegelschen Schule gegen Schelling. Dagegen minderte sich auf Seite der ältern Schule wenigstens bei einigen ihrer Anhänger das Gefühl des Abstandes, ja es kamen sogar Ueberläufer aus dem hegelschen Lager zu Schelling. Am heftigsten verwarf ihn Feuerbach, der schon vom Vater her eine Erbfeindschaft gegen ihn hegte. In der Vorrede zu seinem Wesen des Christenthums in zweiter Auflage richtete er als Nachschrift zwei förmliche Apostrophen gegen Schelling, welche die aufgeregte Zeitstimmung sehr energisch in Feuerbachs Farben ausdrücken. „Als ich diese Vorrede niederschrieb, war noch nicht die neuschelling'sche Philosophie, diese Philosophie des bösen Gewissens, welche seit Jahren lichtscheu im Dunkeln schleicht, weil sie wohl weiß, daß der Tag ihrer Veröffentlichung der Tag ihrer Vernichtung ist, diese Philosophie

der lächerlichsten Eitelkeit, diese theosophische Posse des philosophischen Cagliostro des neunzehnten Jahrhunderts durch die Zeitungen förmlich als Staatsmacht proclamirt worden." „Armes Deutschland! Du bist schon oft in den April geschickt worden, selbst auf dem Gebiet der Philosophie, namentlich von dem ebengenannten Cagliostro, der Dir stets nur blauen Dunst vorgemacht hat, nie gehalten, was er versprochen, nie bewiesen, was er behauptet *)."

Schelling hatte seit lange seine gegenwärtige Lehre als die positive Philosophie aller rationalen, die ihm voranging, entgegen- und zum Ziele gesetzt, er hatte insbesondere die hegelsche Lehre als einen Auswuchs, eine Mißform der negativen Philosophie bezeichnet, und wenn auch das Wort „negativ" in seinem Sinn nicht unmittelbar so viel hieß als „destructiv", so war es doch seine ausgesprochene Ansicht, daß in Betreff der Religion die wahren Folgerungen dieser negativen Philosophie nur destructiv ausfallen könnten. Jetzt schien der Gang der Dinge sein Urtheil nur zu sehr bestätigt zu haben. Die Thatsachen sprachen. Er hatte das Uebel in der Wurzel erkannt und die Folgen vorausgesehen; er allein, so schien es, konnte helfen. Jetzt hing der Baum jener negativen Philosophie voller Früchte. Schelling sollte kommen, ihn mit gewaltiger Handeln schütteln und die zu Boden geworfenen bösen Früchte zerstören.

Er kam in demselben Jahr, wo Strauß' Dogmatik, Feuerbachs Wesen des Christenthums, Br. Bauers Kritik der Synoptiker erschien. Die Idee, ihn nach Berlin zu rufen, war von früher her; es hatte sieben Jahre gedauert, ehe die Schwierigkeiten, die entgegenstanden, beseitigt waren, und es ist zeitgeschichtlich

*) Das Wesen des Christenthums. Von L. Feuerbach. 2. Aufl. Vorr. S. XXIII.

interessant, auch das Vorspiel seiner Berufung nach Berlin näher kennen zu lernen.

II.

Berufung und Uebersiedlung.

1. Das erste Berufungsproject. (1834.)

Humboldt. Bunsen.

Bald nach dem Tode Hegels war in einflußreichen Kreisen Berlins der schon durch Schellings Namen begründete Wunsch rege geworden, ihn auf den erledigten Lehrstuhl zu rufen. Niemand wünschte es lebhafter als der Kronprinz, der seiner ganzen Geistesrichtung nach sich Schelling verwandt fühlte. Unter seinen Idealen stand die religiöse Erneuerung und Wiederherstellung der Kirche in erster Reihe, während Schelling die speculative Erneuerung und Wiederherstellung der positiven Religion verkündete und in seiner Philosophie der Offenbarung zu geben versprach. Den Wunsch des Prinzen theilte und nährte Bunsen, damals preußischer Geschäftsträger in Rom, dem Könige wie dem Kronprinzen nahe, bei jenem viel vermögend, mit dem religiösen Ideenkreise des letzteren theilnehmend vertraut, mit Schelling befreundet und ganz eingenommen für seine Berufung nach Berlin. Unter den wissenschaftlichen Größen Berlins waren beide Humboldt, Savigny, Neander dem Projecte günstig. Die meisten Schwierigkeiten lagen in dem Widerstreben Altensteins, des damaligen Cultusministers, der Hegel außerordentlich schätzte, seine Lehre für pädagogisch weit werthvoller und nützlicher hielt als die schelling'sche und zum Nachfolger Hegels einen Mann aus dessen Schule haben wollte. In dieser Absicht hatte er schon mit Gabler Unterhandlungen begonnen. Uebrigens war es bei Schellings vorgerücktem Alter, seiner Vorliebe für Süddeutschland, seinen

Verhältnissen in München auch nicht leicht, ihn für eine Uebersiedlung nach Berlin zu gewinnen. Indessen wissen wir schon, daß es Dinge gab, die ihn mißvergnügt und darum dem Wunsche seiner berliner Freunde zugänglicher machten.

Im Jahr 1834 glaubte Bunsen sicher, daß Schelling kommen werde, wenn man ihn rufe. Er schrieb deßhalb an den Kronprinzen und Humboldt. Dieser, um mit seinen Worten zu reden, freute sich „der Hoffnung, den geistreichsten Mann des deutschen Vaterlandes, Schelling, in Berlin zu sehen", und rieth, die Angelegenheit mit großer Vorsicht zu behandeln, damit nicht die Gegner Zeit fänden, sie durch Scheingründe zu hintertreiben, „es wäre leicht, die materielle Unmöglichkeit zu vergrößern, um der Gefahr der Zunahme geistiger Elemente zu entgehen." Es hieß, Humboldt als Naturforscher widerrathe die Berufung Schellings; selbst Altenstein hatte unter den Gegengründen von naturwissenschaftlicher Seite her sich amtlich auf die Autoritäten von Humboldt und L. v. Buch berufen. Mit Unrecht, wie es scheint, nach Humboldts brieflicher Erklärung gegen Bunsen. Wie er sich hier über Schelling und die Naturphilosophie ausspricht, ist zu denkwürdig, zu nachahmungswerth, um übergangen zu werden. „Ich habe nie anders als mit den Ausdrücken der Bewunderung von Schelling gesprochen. Einem Deutschen steht es wahrlich nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln. Ich habe nie die Möglichkeit einer Naturphilosophie bezweifelt, wenn mich auch der Theil derselben, welcher das Heterogene der Materie (specifisch verschieden scheinender Stoffe) behandelt, bisher nicht überzeugt hat. Schellings Naturphilosophie, dem rohen Empirismus, der nüchternen Anhäufung von Thatsachen entgegenstehend, ist ganz von den philosophischen Träu-

mereien verschieden, die nicht ihm, sondern mißverstandenen Lehren zugehören, aber allerdings eine Zeit lang von gründlich speciellem Wissen abhielten, weil die Jugend wähnte, man könnte eine specielle Chemie, eine reinliche, a priori, ohne sich die Hände zu benetzen, eine Astronomie ohne Meßinstrumente und Ferntöhre treiben. Ich bin fest überzeugt, der große Philosoph würde mit Achtung jeden behandelt haben, der auf dem Wege der Beobachtung den Horizont des menschlichen Wissens zu erweitern strebt; weil er in dem Beobachteten selbst das Material erkennt, welches der Geist ordnen, beherrschen soll." Auf die Berufungsfrage kommend, sagt Humboldt: „von dem rein metaphysischen Studium durch schwächere Geistesanlagen und frühe Beschäftigung mit dem empirischen Wuste getrennt, war mein Zweck des lebhaften Wirkens in dieser Angelegenheit der: in den stehenden trüben Urschlamm des hiesigen Lebens ein geistiges Princip, ein befruchtendes, bildendes, veredelndes zu bringen, das Interesse von der schaalsten, ärmsten Frivolität ab auf etwas Höheres, Ernsteres hinzuziehen. Diese Einwirkung wäre Schelling um so leichter gewesen, als das Wohlwollen des Kronprinzen gegen Schelling diesen in einen höheren Kreis gezogen haben würde." Man muß gestehen, daß über Schellings Genie und Leistung niemand höher und bescheidener urtheilen kann, als in diesem Fall Humboldt. Es ist dabei sehr wohl möglich, daß sein Urtheil auch eine Kehrseite hatte; er kannte die Mängel der Naturphilosophie und gab sie gelegentlich zum Besten, er sagte auch an verschiedenen Orten nicht immer dasselbe, und daher mögen unter seinen Urtheilen über Schelling auch solche gewesen sein, die Altenstein brauchen konnte.

Der Kronprinz wendete sich direct an den König, und es wurde dem Grafen Lottum der Auftrag ertheilt, über ein Gehalt

von 5000 Thaler mit dem Minister zu unterhandeln. Altensteins Bericht ist vom 10. Februar 1835. Wir kennen ihn nur aus dem Auszuge, den Humboldt gemacht und Bunsen mitgetheilt hat, offenbar mit etwas satyrischem Vortrage. Die Meinung des Ministers war: Gabler solle als gründlicher Philosoph auf den Lehrstuhl Hegels, Schelling könne nebenbei als ausgezeichneter Mann berufen werden. Ihm das Lehrfach der Philosophie anzuvertrauen, sei nicht rathsam. Er beherrsche nicht das ganze Gebiet der Philosophie, habe seit 1809 nichts Bedeutendes geschrieben, Logik nie vorgetragen, sein Einfluß auf die Jugend sei mehr aufregend als belehrend, sein Alter vorgerückt, seine Kraft in der Abnahme, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse weit zurückgeblieben hinter den Fortschritten der Zeit, seine Aeußerungen über Hegels Lehre seien anmaßend und unwürdig und bewiesen, daß er dieses System gar nicht kenne. Ist der Auszug in der Hauptsache richtig, so zeigt sich unverkennbar eine Parteinahme für die hegelsche Lehre. Der preußische Cultusminister rächt gleichsam Hegel an Schelling und braucht gegen diesen ähnliche Wendungen, als Schelling gegen Hegel: „er gehöre zu der Classe von Philosophen, die mehr die von andern aufgenommenen Resultate benutzen, um ein eigenes System darauf zu bauen, als durch eigene Forschung in der Tiefe begründen; Hegels tiefer begründetes System habe dem anmaßlichen, unheiligen Treiben Schellings ein Ende gemacht."

Der Kronprinz nannte das ministerielle Gutachten „eine shakespear'sche Hexensuppe." „Alles ist abgebrochen", schrieb Humboldt, „und wir erhalten die verhängnißvolle Gabel*)." ← Platen

*) Briefe von Al. v. Humboldt an Chr. K. J. v. Bunsen. S. 14 bis 18. S. 20 flgd. (Br. v. 22. März 1835). Vgl. Allg. Zeitg. Beil. 1870. Nr. 5. „Humboldt und Bunsen."

In Folge der kölner Wirren verlor Bunsen seine römische Stellung. Als er auf seiner Rückkehr nach Deutschland (1838) einige Monate in München zubrachte, verkehrte er viel mit Schelling und studirte aus dessen Heften die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung. Die Gedanken seien „riesenhaft", schreibt er voller Bewunderung in einem seiner Briefe aus München, er nennt das System Schellings „den wirklich staunenswerthen Aufschwung des menschlichen Genius", „in jenen beiden Vorlesungen seien alle Fragen und Probleme nicht der Menschen, aber des Werkes Gottes im Menschen eingeschlossen*)." Man war in vielen Kreisen begierig, diese neue und geheimnißvolle Lehre Schellings kennen zu lernen, es verbreiteten sich namentlich von der Offenbarungsphilosophie nachgeschriebene Hefte, deren zwei sich ein Mann zu verschaffen gewußt hatte, der in dem Freundeskreise des Kronprinzen Bunsens ausgeprägter Gegensatz war: der damalige Oberst von Radowitz**).

2. Der Ruf. (1840).

Bunsen. Stahl.

Das Project der Berufung war nicht aufgegeben. Der günstige Zeitpunkt kam mit der Aera Friedrich Wilhelms IV. Wenige Wochen nach dem Regierungsantritt schrieb Bunsen, den 1. August 1840, im unmittelbaren Auftrage des Königs an Schelling: der König bitte ihn, seiner Residenz und Universität angehören zu wollen; er solle kommen nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott erwählte und zum Lehrer

*) Christian Karl Josias Frh. v. Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. (1869), Bd. II. S. 2 u. 4. S. 135 Anmerkung.

**) Aus Schellings Leben. III. S. 159.

der Zeit berufene Philosoph, dessen Weisheit, Erfahrung, Charakterstärke der König zu seiner eigenen Stärkung in seiner Nähe wünsche. „Die Stellung", so endete das schmeichelhafte Schreiben, „ist einzig, wie die Persönlichkeit, welche der König als Organ der Nation einladet, sie einzunehmen." Die Berufung Schellings war die Kriegserklärung von oben gegen die hegelsche Philosophie. Es war in dem Schreiben selbst unumwunden gesagt, gegen welchen Feind man die geistige Macht Schellings ins Feld führen wolle. Er solle dem Elende abhelfen, welches „der Uebermuth und Fanatismus der Schule des leeren Begriffs" angerichtet. Das waren Bunsens Worte. Es gelte „der Drachensaat des hegelschen Pantheismus", so hatte der König selbst sich unlängst gegen Bunsen brieflich ausgedrückt*).

Die Ansichten der Menschen sind wandelbar, besonders wenn man vorgefaßte Meinungen über Dinge hat, die man nicht kennt. Solche Meinungen abzulegen, ist rühmlich. Vier Jahre später schrieb Bunsen an einen seiner englischen Freunde: „was Hegel angeht, so gestehe ich, daß ich jedes Jahr höher von seiner Fähigkeit denke, die Wirklichkeit zu umfassen, obgleich die Methode mir unschmackhaft bleibt. Vorher hieß es „die Schule des leeren Begriffs**)."

Der Brief mit dem Rufe des Königs kam aus der Schweiz (wo Bunsen seit einem Jahr preußischer Gesandter war) und wurde in einer „vertraulichen Beilage" von der Bitte begleitet, Schelling möge zu einer mündlichen Besprechung nach der Schweiz kommen. In derselben Zeit wurde auch Stahl erwartet, dessen Arbeit über „Kirchenrecht der Protestanten" den König sehr interessirt hatte, und dessen Berufung nach Berlin auf Bunsens verhängnißvolle

*) Chr. K. J. v. Bunsen u. s. f. Bd. II. S. 133 flgd.

**) Ebendas. II. S. 279.

Empfehlung ebenfalls im Werke war. Er rief den schlimmsten seiner späteren Gegner; eine jener sanguinischen Wallungen, die den Eifer des außerordentlich bewegten und lebhaften Mannes bisweilen zu ungestüm forttrieben und der nöthigen Vorsicht und Menschenkenntniß beraubten, hatte ihn damals Stahl gegenüber völlig verblendet. Er glaubte sogar den ächtesten Schüler Schellings in ihm zu sehen, nach Schellings eigenem Zeugniß, während dieser stets das Gegentheil sagte und es bei der Gelegenheit, von der wir reden, Bunsen selbst schrieb*). Er lehnte die Einladung nach der Schweiz ab. „Mit Stahl möchte ich auch eben nicht zusammentreffen. Er hat sich, wie Sie selbst finden werden, einem ganz beschränkten Orthodoxismus ergeben; demgemäß sind auch seine kirchenrechtlichen Ansichten. Für die Verfassung unserer Kirche sollen die ersten Einrichtungen nach der Reformation Norm sein und bleiben, nur im Geiste Speners gemildert. Er übersieht, daß der Protestantismus nothwendig insofern etwas F l i e ß e n d e s ist, als er ein ihm Entgegenstehendes zu überwinden, allmä-

*) „À propos von Stahl"! bemerkt Schelling gegen Weiße, „hätte dieser, wie er gesollt, bekannt gemacht, was ich ihm bei der Gelegenheit geschrieben, als er mir einen Theil seiner Handschrift vorlegte, um gewissermaßen meine Einwilligung zur Benutzung meiner Ideen zu erhalten, so hätte die Meinung, als ob die fortanige A u s s c h l i e ß u n g aller Vernunftnothwendigkeit in m e i n e m Sinn wäre, nie entstehen können." (Br. v. 3. Nov. 1834). In einem späteren Briefe an Dorfmüller heißt es: „S i e würden nicht wie Stahl auftreten wollen, der sich einbildete, mit so schwächlichen Mitteln als aus einigen Vorlesungen aufgeschnappte, nur willkürlich adoptirte Ideen gegen die große Macht der Verfinsterung, die nicht bloß in Berlin, sondern auf allen preußischen Universitäten ist, wirken zu können, und der sich nebenbei noch für einen Schellingianer halten läßt." (13. Dec. 1840). Aus Schellings Leben. III. S. 99 u. S. 161. Vgl. oben Cap. XIII. S. 257.

lig innerlich und ohne äußere Mittel zugleich mit sich in das Höhere, die zukünftige Kirche, zu verklären hat; der Protestantismus für sich ist so wenig die Kirche, als der Katholicismus für sich. Stahl, den Sie als meinen Schüler ansehen, ist durch meine Vorlesungen nur eben hindurchgegangen und hat, zu eitel, um für sein übrigens unleugbares Talent mehr nöthig zu halten, bloß Allgemeinheiten daraus benutzt; die Philosophie der Offenbarung hat er nie gehört, und er kennt meinen letzten Sinn durchaus nicht *)." Und doch konnte Bunsen glauben und es selbst Gladstone brieflich versichern, Stahl sei der ausgezeichnetste Mann, der aus Schellings Schule hervorgegangen; die Skizze, die er in seiner Rechtsphilosophie von Schellings Lehre gegeben, habe ihm dieser selbst als die einzige bezeichnet, die er für richtig anerkenne **).

Die Antwort, die Schelling in der Hauptsache gab, war zunächst weder Ja noch Nein. Im Hinblick auf seine Jahre, auf seine langjährige, von zwei Königen ausgezeichnete Stellung in Baiern schien er den Ruf ablehnen zu wollen, von dem Bedenken erfüllt, ob er eine so mächtige Umkehr der Denkweise und Ueberzeugung, als seine Vorträge bewirken müßten, so spät im Leben noch persönlich auf sich nehmen könne. Er lehnte nicht ab, sondern zögerte nur, aus Furcht, wie er sagte, dem eigenen Willen zu folgen. Er überließ alles dem Könige, in dem er „den künftigen Trost Deutschlands" erblicke, dem sein Herz, sein Innerstes angehöre. „Die Weisheit des Königs, der ich unbedingt vertraue, wird ermessen, ob bei der Ungewißheit der Dauer eines so weit vorgeschrittenen Lebens, einer zwar noch kräftigen, aber den Einwirkungen eines nördlicheren Himmels, eines bewegteren und

*) Aus Schellings Leben. III. S. 157.

**) Chr. K. J. v. Bunsen. Bd. II. S. 136 Anmerkung.

angestrengteren Lebens vielleicht weniger widerstehenden Gesundheit, es noch der Mühe werth ist, an mich zu denken, mich so spät am Abend noch in den Weinberg zu rufen *)."

3. Die Uebersiedlung.

Er selbst stellte keine Bedingungen, sondern erwartete die Anerbietungen des Königs und erbat sich nur von König Ludwig die Erlaubniß, auf Unterhandlungen einzugehen *). Er wünschte vorläufig so nach Berlin gehen zu dürfen, daß ihm die Rückkehr nach München offen blieb, also in einer von Baiern zunächst beurlaubten Stellung. In einem merkwürdigen und für Schelling sehr charakteristischen Schreiben an den Minister Abel rechtfertigt er diesen seinen Wunsch. „Was ich in einem bis zwei Jahren nicht wirken kann, würde ich auch in zehn nicht wirken. Denn es kommt in wissenschaftlicher Hinsicht überhaupt nur darauf an, daß ein Ausweg, den viele (ich bin es überzeugt) gern ergreifen würden, um der unnatürlichen Spannung, der immer unhaltbarer werdenden Stellung, in die sie sich verrannt, zu entkommen, ihnen gezeigt werde. Sie wollen nur nicht glauben, was sie nicht glauben können, und man kann ihnen darin nicht Unrecht geben. Es bedarf keiner, am wenigsten einer fortgesetzten Polemik, es bedarf nur, daß ihnen als möglich dargethan werde, was sie für unmöglich halten, und zwar als möglich im Verein mit strengster Wissenschaftlichkeit, ohne Schmälerung des freiesten Denkens, ohne irgend etwas aufzugeben, das wahre und ächte Wis-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 155 flgd. Vgl. Bunsen Bd. II. S. 135 flgd.

**) Aus Schellings Leben. III. S. 162. (Br. v. 5. Febr. 1841 an seinen Bruder.)

senschaftlichkeit seit Kant wirklich gewonnen. Ueberlege ich diesen Stand der Sache, so muß ich es allerdings für meinen Beruf ansehen, in Berlin wenigstens eine Zeit lang zu lehren, indem ich die beruhigende Gewißheit habe, dadurch auch in kurzer Zeit bewirken zu können, daß aus einer allerdings gräßlichen Verwirrung der Uebergang zu erfreuender Klarheit nicht durch einen Rückfall, sondern durch ein wirkliches Fortschreiten, nicht durch eine neue Verwirrung und neue Stöße, sondern einfach und leicht, am Ende sogar, mit wenigen Ausnahmen, zu allgemeiner Zufriedenheit geschehe*)."

In einer solchen provisorischen Stellung kam Schelling, ein fast Siebenundsechszigjähriger, im Herbst 1841 nach Berlin. Die ersten Erfolge schienen die Probe zu bestehen, die er hatte machen wollen. Neue Verhandlungen wurden im Sommer 1842 geführt, um ihn dauernd für Preußen zu gewinnen. Er erhielt den 9. October 1842 in ehrenvollster Weise seine Entlassung aus dem bairischen Staatsdienst und trat mit dem gleichen Range (eines Geheimen Raths) den er in Baiern gehabt und der ihm den 11. November in Preußen ertheilt wurde, in den neuen Staatsdienst. Seine Stellung, nur mit dem Cultusministerium in Beziehung, war von jeder amtlichen Gebundenheit frei, er hatte als Mitglied der Akademie nicht die Pflicht, aber die Freiheit, Vorlesungen an der Universität zu halten. Indessen war es der eifrig gehegte Wunsch, der seiner Berufung zu Grunde lag, daß er von dieser Freiheit Gebrauch mache.

Die Berufung selbst erregte natürlich die größte Sensation. Es wurde laut in den Tagesblättern, der Name Schelling machte wieder Lärm, und man schrieb heftig für und wider. Auch in dem hegelschen Lager wurde mobil gemacht und man hörte die

*) Ebendas. III. S. 167 flgd.

Waffen klirren. Schellings letztes Wort aus München, an Dorfmüller gerichtet, wiederholte noch einmal sein ceterum censeo über Hegel und dessen Schule. Er hatte gelegentlich von Leuten gesprochen, die sein Brod äßen. „Ich begreife nicht, was Ihnen in den Worten unverständlich sein konnte. Zunächst ist natürlich Hegel gemeint, der in allen diesen Leuten eigentlich spricht. Nun können Sie vielleicht nicht so bestimmt wie ich, der ihn von Jugend auf gekannt, wissen, was dieser für sich und ohne mich fähig gewesen wäre, obwohl seine Logik hinlänglich zeigen kann, wohin er, sich selbst überlassen, gerathen wäre. Ich kann also wohl von ihm und seinen Nachfolgern sagen, daß sie mein Brod essen. Ohne mich gab es gewiß keinen Hegel und keine Hegelianer, wie sie sind. Dieß ist nicht hochmüthige Einbildung, wovon ich weit entfernt bin, es ist Wahrheit*).“

*) Ebendas. III. S. 165 flgd. (Br. v. 10. Sept. 1841).

Achtzehntes Capitel.

Wirksamkeit in Berlin. Antrittsrede. Vorwort zu Steffens.

I.

Schellings Wirksamkeit.

1. Gegner. Erwartungsvolle Stimmung.

Als Schelling das erstemal nach München ging, kam er mitten in das Lager seiner damals eifrigsten Gegner. Aehnlich schien es sich jetzt mit Berlin zu verhalten. Nicht bloß von der hegelschen Schule drohten ihm Angriffe, auch auf Seite der Orthodoxen sahen einige scheel dazu, daß ein Philosoph dem Glauben der Zeit aufhelfen sollte. Man mochte dem Manne nicht recht trauen, von dessen gegenwärtiger Lehre man nichts Sicheres wußte; sicher war nur, daß unter den nachkantischen Philosophen er zuerst sich wieder Spinoza genähert, den Pantheismus erneuert und die Bahn gebrochen habe, auf welcher die hegelsche Lehre entstanden und in die glaubensfeindliche Richtung gerathen sei, mit welcher die Gegenwart zu thun habe. Indessen waren solcher Gegner nur wenige. „Der bei weitem größere Theil", so berichtet Schelling selbst in seinem ersten Briefe aus Berlin, „hält fest zu mir, namentlich kann ich auf Neander wie er auf mich zählen, ohngeach-

tet ich kein Hehl habe, daß es mir mit der Philosophie Ernst ist im wissenschaftlichsten Sinne*)."

Auch die Feindschaft der Hegelianer hatte er sich weit ärger vorgestellt und weit schwärzer gefärbt, als sie war. Hörte man Schelling, so hätte man meinen sollen, daß jeder Hegelianer Gift und Dolch gegen ihn führe auf die geheime Verordnung des Meisters selbst. Laute Zeugnisse sprachen dagegen. Hatte doch des Meisters Lieblingsschüler Gans in dem Vorwort zu seiner Ausgabe der hegelschen Rechtsphilosophie mit Bewunderung von Schelling geredet, während dieser die Vision „hegelscher Seïden" hatte. „Wir alle", sagte Gans, „haben niemals anders als mit der tiefsten Ehrfurcht den Namen Schellings ausgesprochen. Er ist uns einer, der neben Plato und Aristoteles, neben Cartesius und Spinoza, neben Leibniz, Kant und Fichte seinen Platz einnimmt. Er ist uns der jugendliche Entdecker des Standpunkts der neuern Philosophie, der Columbus, der die Inseln und Küsten einer Welt auffand, deren Festland anderen zu erobern überlassen blieb." „Es ist wohl nun natürlich und auch menschlich zu erklären, daß der seit nunmehr fünfundzwanzig Jahren Zurückgetretene über den Fortschritt, der auch ihn als einen wesentlich Ueberschrittenen bezeichnet, unmuthig wird und sich dagegen, wie gegen eine logische Fessel, die Freiheit und Leben ertödte, sperrt. Aber weniger zu erklären ist es, wenn verlautet, daß der große Urheber der Identitätsphilosophie von dem, was ihn auszeichnete, von seinem Princip abgewichen sei und in dem wissenschaftlich undurchdrungenen Glauben wie in der Geschichte ein Asyl gesucht habe." „Systeme können nur durch Systeme widerlegt werden, und so lange ihr uns kein wissenschaftliches zu bereiten

*) Aus Schellings Leben. III. S. 173 (Br. v. 9. Nov. 1841 an Dorfmüller).

denkt, müssen wir bei dem bleiben, welches wir haben*)." Der Leser wolle diese Worte beachten. Gans lebte nicht mehr, als Schelling in Berlin auftrat. Auch über die anderen hatte er nicht zu klagen: „die Hegelianer betreffend", heißt es in dem schon erwähnten Briefe, „so werden die meisten bei mir hören, nachdem sie mir öffentlich und privatim jede Ehrerbietung versichert und bezeugt**)."

Die Spannung, mit der man dem Beginn seiner Vorlesungen entgegensah, war unglaublich. Das größte Auditorium der Universität war zu klein für den allzugroßen Zudrang; die Studenten hatten erklärt, wenn nicht durch die Thüre, würden sie durch die Fenster hereinkommen. Unter den eingeschriebenen Zuhörern waren die Namen Savigny, Lichtenstein, Steffens u. a. In der That war es rührend, daß Steffens, der einst vor dreiundvierzig Jahren die erste Vorlesung des jugendlichen Schelling in Jena gehört hatte, jetzt ein Greis zu den Füßen des greisen Mannes saß***).

2. Die Antrittsrede.

Den 15. November 1841 eröffnete Schelling seine Vorlesungen zu Berlin. Er sprach mit der ganzen Energie seines Selbstgefühls, mit dem ganzen Bewußtsein der Würde seines Namens und Berufs, mit einer zu sicheren Vorempfindung, daß er siegen werde, in seinen polemischen Affecten durch die Bedeutung des Augenblicks, die ihn durchdrang, gemildert und ruhiger gestimmt. Die Rede war classisch stilisirt, getragen von Kraft-

*) G. W. Fr. Hegels Werke. Bd. VIII. Vorr. S. XII—XIV. (Die Vorr. ist aus dem Jahr 1833).

**) Aus Schellings Leben. III. S. 173.

***) Ebendaselbst. III. S. 173.

gefühl, und ließ nur die Hoheit des Alters hervortreten, nirgends die Schwäche.

Man möge ihm Zeit und Raum gönnen, um zu rechtfertigen, warum er hier sei; er könne das Dic cur hic nur beantworten durch die ganze Reihe seiner Vorträge. Er sei gekommen, der Philosophie einen größeren Dienst zu leisten als je zuvor, dieß sei seine Ueberzeugung, nicht die Meinung aller. Vor vierzig Jahren sei es ihm gelungen, in der Geschichte der Philosophie ein neues Blatt aufzuschlagen, die Seite sei voll, das Blatt müsse umgewendet werden, er selbst müsse es thun, da ein anderer, dem er es sonst gern überließe, nicht da wäre. Der Berufene allein vermöge es. Sei er dieser berufene Lehrer der Zeit, so wäre es nicht sein Verdienst, sondern das Werk höherer Macht. Er dränge sich nicht hervor auf den öffentlichen Schauplatz und habe bewiesen, daß er ihn entbehren könne, lange Jahre habe er in stiller Zurückgezogenheit gelebt, jedes Urtheil schweigend über sich ergehen lassen, dieses Schweigen nie gebrochen, selbst nicht, als man vor seinen Augen den geschichtlichen Hergang der neuern Philosophie verfälscht habe. Daß es in der Philosophie mit ihm aus sei, habe er ruhig die Leute sagen lassen, während er sich im Besitze gewußt einer sehnlichst gewünschten, dringend verlangten, wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie. So habe er gezeigt, daß er fähig sei jeder Selbstverleugnung, frei von voreiliger Einbildung, von der Liebe zu flüchtigem Ruhm. Die Zeit sei da, wo er das Schweigen aufgeben, das entscheidende Wort sprechen müsse. Denen, die ihn für fertig und abgemacht gehalten, müsse er lästig fallen, sie hätten mit ihm von vorn anzufangen, nachdem sie ihn schon construirt und untergebracht. Es sei etwas in ihm, von dem sie nichts gewußt.

Dieses neue, nothwendige, durch die ganze bisherige Geschichte der Philosophie geforderte Werk zu vollbringen, sei er gleichsam aufgespart. Es müsse hier vollbracht werden, „in dieser Metropole der deutschen Philosophie", hier allein sei die entscheidende Wirkung möglich, hier jedenfalls müßten sich die Geschicke der deutschen Philosophie erfüllen. Die Philosophie sei der Schutzgeist seines Lebens gewesen, er dürfe ihr jetzt nicht fehlen, wo es sich um ihre höchste Entscheidung handle, er würde sonst seinen eigensten und höchsten Lebensberuf verfehlen. Dieß sei der Hauptbeweggrund, der ihn hergeführt. Es gebe noch andere Anziehungskräfte für ihn von großer, ja unwiderstehlicher Gewalt: dieser König, den ein glorreicher Thron nicht höher erhebe, als die Eigenschaften seines Geistes und Herzens, dieses Volk, dessen sittlicher und politischer Kraft jeder ächte Deutsche huldige, diese Stadt, die wie ein großes mächtiges Wasser schwer zu bewegen sei, selbst gewaltigen Erscheinungen, wie einst der kantischen Philosophie, gegenüber sich retardirend verhalte, das einmal für tüchtig Erkannte mächtig ergreife und fördere, diese Männer der Wissenschaft, unter denen er Gönner und Freunde zähle, endlich diese Jugend, die dem Rufe der Wissenschaft so gern folge und auf der gewiesenen Bahn selbst dem Lehrer voraneile. „Ich trete mit der Ueberzeugung unter Sie, daß, wenn ich je etwas, es sei viel oder wenig, für die Philosophie gethan, ich hier das Bedeutendste für sie thun werde, wenn es mir gelingt, sie aus der unleugbar schwierigen Stellung, in der sie sich eben befindet, wieder hinauszuführen in die freie, unbekümmerte, von allen Seiten ungehemmte Bewegung."

Die Schwierigkeiten seien groß. Mit aller Macht reagire gegenwärtig das Leben selbst gegen die Philosophie, diese stehe dem Leben nicht mehr fern, sondern sei vorgedrungen in den Kern

seiner gewaltigsten Fragen. Unwillkürlich und mit Recht werde jede Philosophie abgewiesen, deren Resultate den innersten Lebensmächten zuwiderlaufen, eine unsittliche Philosophie sei wirkungslos, ebenso eine irreligiöse. Der äußere Schein einer Uebereinstimmung mit dem Glauben mache die Philosophie nicht religiös und täusche die Welt nicht. Schon sei in einem gegebenen Fall die Deduction christlicher Dogmen für Blendwerk erkannt, die Schüler selbst, die treuen oder ungetreuen, hätten es erklärt. Wie es sich auch damit verhalte, der Verdacht sei da, die Meinung vorhanden. Von beiden Seiten heiße es: der Widerstreit zwischen Philosophie und Religion sei unversöhnlich. Von den Stimmführern des Autoritätsglaubens werde zunächst eine bestimmte Philosophie bekämpft, aber der Krieg gelte aller. Ihm selbst mache man den Vorwurf, daß er den ersten Impuls zu jenem Systeme gegeben, dessen Resultate so irreligiös ausgefallen. Man könne von ihm nicht erwarten, daß er ein System in seinen Resultaten angreife, ein philosophischer Mann halte sich an die Principien, an die ersten Begriffe, er habe stets erklärt, daß er mit diesen gar nicht übereinstimme. Aber er käme nicht, jenes System zu bestreiten, Polemik sei nicht seine Sache, höchstens Nebensache, auch sei der Kampf gegen ein System nicht nöthig, das schon in der Selbstauflösung begriffen; nicht tadeln wolle er, sondern besser machen. Mit Recht habe Gans gesagt, ein System könne nur durch ein System widerlegt werden; Unrecht habe er nur darin, daß er dem Gerüchte geglaubt, er selbst sei von seiner früheren Lehre abgefallen. Nicht worin diese oder jene, sondern alle gefehlt, wolle er zeigen, und warum man das gelobte Land der Philosophie nicht eher entdeckt. Nicht um sich über einen Andern zu erheben, sei er gekommen, sondern um seinen Lebensberuf bis zu Ende zu erfüllen, nicht um Wunden zu schla=

gen, sondern zu heilen, nicht um aufzureizen, sondern zu versöhnen; ein Friedensbote trete er in diese zerrissene Welt, nicht zerstören sei seine Aufgabe, sondern bauen, eine Burg bauen, worin die Philosophie sicher wohnen könne. Nichts solle verloren gehen von dem, was Kant gewonnen, was er selbst begründet. Nicht eine andere Philosophie wolle er an die Stelle der früheren setzen, sondern ihr eine neue bisjetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft hinzufügen. Seine Berufung habe die Gemüther aufgeregt, dieß zeige, daß in Deutschland die Philosophie eine allgemeine Angelegenheit, eine Sache der Nation sei. Sie sei es seit der Reformation. „Damals als das deutsche Volk die große That der Befreiung in der Reformation vollbrachte, gelobte es sich selbst, nicht zu ruhen, bis alle die höchsten Gegenstände, die bis dahin nur blindlings erkannt waren, in eine ganz freie, durch die Vernunft hindurchgegangene Erkenntniß aufgenommen, in einer solchen ihre Stellung gefunden hätten." Auch zur Zeit der Freiheitskriege habe sie sich als nationale Tugend bewährt in Männern, wie Fichte und Schleiermacher. „Sollte nun diese lange ruhmvolle Bewegung mit einem schmählichen Schiffbruch enden, mit der Zerstörung aller großen Ueberzeugungen und somit der Philosophie selbst? Nimmermehr! Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid, wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen mitgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft*)."

Man muß einer Gelegenheitsrede wohl nachsehen, daß darin das Publicum, welches sie anhört, und der Ort, wo sie gehalten wird, eine Stimme mitredet. Schelling hatte von Berlin nie

*) Schellings erste Vorlesung in Berlin (Cotta. 1841). S. W. Abth. II. Bd. IV. S. 357—67.

so günstig gesprochen, als jetzt, wo er berufen war, dort zu wirken. Es gab eine Zeit, wo sich „Berlinismus" und „Plattheit" in seinem Munde leicht und gern verbanden *). Jetzt hieß Berlin „die Metropole der deutschen Philosophie." Als Fichte und Hegel dort lehrten, erschien es ihm nicht so. Das Wort ist ihm nachgetragen worden, und eine im Uebrigen werth- und sinnlose Streitschrift, die wirkliches Salz nur dieses einzige Körnchen enthielt, machte damals die boshafte Bemerkung: „sein Urtheil ändert sich nicht nach Zeit und Ort, sondern Zeit und Ort werden besser, wo er ist **)."

3. Vorlesungen und Ansprachen.

Die Objecte seiner berliner Vorlesungen waren hauptsächlich Philosophie der Mythologie und der Offenbarung: diese las er während des ersten Semesters und wiederholte sie drei Jahre später im Winter 1844/45, jene im zweiten Semester und wiederholte sie im Winter 1845/46. Es war das letztemal, daß er las. Aus der Wintervorlesung 1843/44 ist ein Bruchstück „Darstellung des Naturprocesses" in die Gesammtausgabe der Werke übergegangen ***).

---

*) S. oben. Cap. XI. S. 198.

**) Fr. Wilh. Jos. v. Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter. (Lpz. 1843). S. 253.

***) Schellings S. W. Abth. I. Bd. X. S. 301—390.

Die obigen Zeitangaben der berliner Vorlesungen Schellings sind der Gesammtausgabe seiner Werke entnommen und stimmen nicht ganz mit den amtlichen Lectionskatalogen. Nach den letzteren hat Schelling fünfmal über Philosophie der Mythologie gelesen: Sommer 1842, 43, 45, Winter 1844/45 und 1845/46; die im Sommer 1842 begonnene Vorlesung sollte im nächsten Sommer ergänzt und vollendet werden, ebenso die Vorlesung aus dem Sommer 1845 in dem darauf folgenden Winter „nach einer kurzen Wiederholung des vorangegangenen Theils."

Seit dem Frühjahr 1846 geriethen seine Vorträge in dauernden Stillstand, nicht aus Mangel an Theilnahme, denn obwohl die Zahl der Zuhörer sich beträchtlich gemindert hatte (sie soll im zweiten Semester auf den zehnten Theil des ersten herabgesunken sein), so kamen doch fast jedes Semester Deputationen, welche um Wiederaufnahme der Vorlesungen baten. Schelling versprach es auch für das Jahr 1850, aber erfüllte die Zusage nicht. Wir werden später auf die Veranlassung kommen, die er für den einzigen Beweggrund erklärt hat, aus dem er seine Lehrthätigkeit einstellte*).

Schelling war damals die von der preußischen Regierung anerkannte und gleichsam mit ihr verbündete Großmacht der Philosophie, der König schätzte ihn hoch, der damalige Cultusminister Eichhorn war sein Verehrer und Freund, die Familien beider verbanden sich durch eine Heirath. Jedes öffentliche Wort, das Schelling gelegentlich sprach, wurde weiter getragen und durchlief die Zeitungen. Was er bei Gelegenheit einer Ovation oder beim Beginn und Schluß eines Semesters gesagt hatte, erregte die Aufmerksamkeit und Kritik der öffentlichen Meinung. Er kannte die Tragweite seiner Worte und wußte, daß jedes an die Adresse kam,

---

Demnach scheint, daß er innerhalb eines Semesters die Mythologie nur einmal g a n z vorgetragen hat. Im Sommer 1844 las er über den ersten Theil der Offenbarungsphilosophie. Für die beiden Wintersemester 1842/43 und 43/44 fehlt in den Katalogen Name nnd Ankündigung. Nach 1846 findet sich Schellings Name nur einmal noch, in dem Winterkatalog von 1847/48, für welches Semester er „die neuere Philosophie seit Cartesius in ihrem Zusammenhange und Fortschritt" angekündigt hatte, ohne sie dann zu halten.

*) Aus Schellings Leben. III. S. 242 (Br. v. 29. Decbr. 1852 an Beckers). Vgl. S. 221 flgd. Anmerkung (Br. v. 3. Januar 1850).

für die es bestimmt war. Was er daher den Gegnern zu hören geben wollte, wurde bei solchen Gelegenheiten gesprochen und sollte einschlagen in die Kämpfe der Zeit. In der Philosophie waren es die Hegelianer, in der Theologie und Kirche die Rationalisten und Lichtfreunde, die damals blühten, auch wohl die Männer der starren Orthodoxie, denen er gelegentlich etwas von der Art, die man später „Neujahrswünsche" genannt hat, zukommen ließ.

Als ihm nach dem Schlusse des ersten Semesters, den 18. März 1842, seine Zuhörer einen solennen Fackelzug brachten, erwiederte er diese Huldigung mit einer Gegenrede, die aus dem Bewußtsein seiner philosophischen Großmacht hervorging und einen bösen Blick auf die Gegner warf, die sie ihm streitig machten. Er verdiene den Dank der Studenten, denn er habe ihnen etwas mitgetheilt, das länger daure, als das schnell vorübergehende Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, eine Philosophie, welche die frische Luft des Lebens und das volle Licht des Tages vertragen könne; er habe sie die höchsten Dinge in ihrer ganzen Wahrheit und Eigenthümlichkeit erkennen lassen, er habe ihnen statt des Brodes, das sie verlangten, nicht einen Stein gegeben und dabei versichert: das sei Brod! Er verabscheue jeden Unterricht, der zur Lüge abrichte, jeden Versuch, durch absichtliche Entstellung die Gemüther der Jugend moralisch und geistig zu verkrümmen*).

Als er nach seinem Eintritt in den preußischen Staatsdienst seine Vorlesungen im Winter 1842/43 begann, erklärte er den Studirenden, nicht bloß ihr Lehrer, sondern ihr Freund und Rath-

*) Preußische Staatszeitung 1842 (v. 19. März). Den 22. März wurde ihm von seinen Schülern eine Dankadresse überreicht, die auch von Neander und Twesten unterzeichnet war. Man begrüßte darin „die neue Aera der Philosophie."

geber sein zu wollen. Auch das größte Talent werde erst durch den Charakter geadelt. Die Charakterbildung der Jugend geschehe in der Wechselerregung und Wechselbegeisterung für die Wissenschaft, so werde sie selbständig und erringe sich jene wissenschaftliche Tüchtigkeit, ohne welche Denk- und Lehrfreiheit Worte seien ohne Inhalt; sie möge sich nicht für fremde Zwecke brauchen, nicht benutzen lassen zu Manifestationen für eine nichtige und falsche Lehrfreiheit, die nicht aus Wahrheitsliebe, sondern aus persönlichen Interessen gefordert werde, wie bei denen, die von einer Kirche angestellt sein und zugleich die Freiheit haben wollen, die Lehre derselben durch ihre Vorträge zu untergraben *).

II.

Vorwort zu Steffens' Nachlaß.

Hatte sich Schelling bei der ersten Gelegenheit gegen die falschen Philosophen der Zeit, bei einer zweiten gegen die lichtfreundlichen Prediger gewendet, so ließ er sich bei einer dritten etwas weiter aus über die religiösen Zeitfragen und theologischen Wirren. Die Veranlassung gab der Tod seines Freundes Steffens, dessen Andenken er durch einen öffentlichen Vortrag ehrte, womit er den 24. April 1845 seine Vorlesungen eröffnete. Ein Jahr später ließ er diese Rede mit einigen Erweiterungen als Vorwort zu Steffens' nachgelassenen Schriften erscheinen **).

Mit diesem Nachlaß hat das Vorwort nichts zu thun, und es hängt auch mit Steffens' Person nur sehr lose zusammen. Von einer Entwicklungsgeschichte, einem Charakterbilde, einer

*) Leipzg. Allg. Ztg. 1842 v. 1. December. Augsb. Allg. Ztg. 1842. Nr. 346. (Die Vorlesung, von der im Winterkatalog 1842/43 nichts steht, ist also nachträglich gehalten worden).

**) Nachgelassene Schriften von H. Steffens. Mit einem Vorwort von Schelling. (Berlin 1846). S. W. Abth. I. Bd. X. S. 391—418.

Analyse der Werke desselben ist nicht die Rede, nicht einmal, was man hier am ehesten erwarten würde, von seiner religiösen Parteistellung im Kampfe des Lutherthums mit der Union *). Steffens sei als Naturforscher Naturphilosoph geworden in einer Zeit, wo die beiden Richtungen noch zusammenhielten und noch nicht die Meinung war, das Geschäft der Naturforschung werde um so besser betrieben, je ferner sie sich von aller Philosophie halte; die Welt habe dann zu ihrer Verwunderung aus dem geologischen Schriftsteller einen theologischen hervorgehen sehen, heute würde diese Umwandlung weniger auffallen, denn die ganze Zeit sei inzwischen theologisch geworden. Mit wenigen Worten wird der Grundzug hervorgehoben, in welchem die Naturphilosophie fortwirke; sie habe dem „unnatürlichen Supernaturalismus" und damit dem „schwachen Theismus" ein Ende für immer gemacht und durch Zufall den Ausgang in einen „plumpen Pantheismus" genommen, worunter das System „des später Gekommenen" gemeint ist, wie sich zwölf Jahre früher die Vorrede zu Cousin ausdrückte.

Die theologisch gewordene Zeit in ihren Parteistellungen bildet das Thema der Vorrede zu Steffens. Wir erhalten eine Selbstcharakteristik Schellings, von der Seite genommen, die dem biographischen Interesse an seiner berliner Stellung am nächsten liegt. Man muß sich die Zeit, die den politischen Ausbrüchen des Jahres 1848 unmittelbar vorherging, vergegenwärtigen und wie damals die öffentlichen Kämpfe und Gegensätze sich fast alle auf dem kirchlichen Gebiete zusammendrängten. In einer solchen Zeit, sagt unser Vorwort, dürfe niemand gleichgültig bleiben, am wenigsten die Philosophie, der man jede freie Bewegung einräu-

*) Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von H. Steffens. Breslau 1831.

men wolle, nur nicht die Berührung mit der positiven Religion, sobald sie diese vor sich sehe, solle sie zurücktreten und umkehren. Wie man aber der Philosophie auch nur ein Ziel verbiete, müsse man ihr alle vorschreiben und sie damit auf das Schmählichste beschränken. Als Philosophie müsse sie ganz frei, nur auf sich gestellt sein, schon in ihrem Anfange mit jeder Autorität, welchen Namen sie trage, gebrochen haben, selbst den Namen einer christlichen Philosophie müsse sie ablehnen. Die Reformation habe das Christenthum frei gemacht, jetzt solle es frei erkannt, frei angenommen werden und an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wissenschaft durchwehtes, darum allen Stürmen gewachsenes, dauerhaftes System treten. Keine äußere Macht dürfe diese Freiheit hindern, selbst der öffentliche Abfall vom Christenthum solle überall ohne Gefahr geschehen können. Es brauche keine äußere Hülfe und dürfe keine annehmen. „Und welche könnte es annehmen, nachdem es, in der Reformation sich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndsten Macht, die die Erde je gesehen, zurückgestoßen hat*)?"

Die geforderte Freiheit habe nothwendige Voraussetzungen verneinender Art. Auf dem Wege von der Reformation bis zum völlig freien Wiederaufbau des positiven Christenthums werde in einem unvermeidlichen Fortgange das Gebäude des alten Autoritätsglaubens Stück für Stück abgetragen; der Offenbarungsglaube werde in der protestantischen Dogmatik immer dünner, immer fadenscheiniger. Dieß habe schon d'Alembert sehr richtig erkannt und an dem Beispiele der Glaubenslehre eines genfer Theologen ergötzlich geschildert: in der ersten Auflage sei „von

---

*) Schellings S. W. Abth. I. Bd. X. S. 394—98. S. 400.

der Nothwendigkeit einer Offenbarung" gehandelt worden, in der zweiten nur noch von deren „Nützlichkeit", das drittemal, sagte d'Alembert, werde es heißen „die Bequemlichkeit einer Offenbarung", und in der vierten Auflage, so fügt Schelling hinzu, wird man „von der Unschädlichkeit der Offenbarung" reden. So gehe es fort bis zum äußersten Deismus. Am Ende gelten die Glaubensthatsachen nur noch für Einkleidungen und Allegorien sogenannter sittlicher Wahrheiten; das positive Christenthum werde für ein paar armselige moralische Lehrsätze hingegeben, wie jener König, von dem Sancho Pansa erzählt, sein Reich für eine Gänseheerde verkaufte oder der „Neologe", über den Goethe sich lustig macht, ererbte Rittergüter besitzt, aber lieber ein Bauerngütchen möchte. Die Art, wie die Rationalisten mit dem positiven Glauben umgehen! Unfähig, ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, verflüchtigen sie ihn und lassen an seine Stelle moralische Gemeinplätze treten. Es ist keine Religion mehr, sondern ein willkürliches philosophisches Machwerk. Mit der Natur der Religion hören auch deren Wirkungen auf; je philosophischer die Religionsideen werden, je entkleideter vom Positiven, um so unwirksamer zeige sich ihr Einfluß auf die Volksbildung: diese schätzbare Bemerkung habe im Hinblick auf die socinianische Gemeinde in Polen Spittler gemacht, ein Mann, den bis jetzt an politischem Scharfsinn kein deutscher Geschichtsforscher übertroffen*).

Gegen diese Glaubensverflüchtigung suche man umsonst Hülfe bei den Glaubensbekenntnissen. Sie können nicht helfen, weil sie den Glauben nicht aus seinem eigensten Ursprunge begründen, sondern nur aus der Schrift beglaubigen, nicht auf die Wahrheit, sondern bloß auf die Richtigkeit desselben gehen, d. h.

*) Ebendas. S. 399—402.

auf seine Uebereinstimmung mit der Richtschnur der Bibel; sie gründen sich selbst bloß auf Schrifterklärung und sind damit unterthan der Schriftauslegung, der philologisch-exegetischen Forschung. Nicht um die Beurkundung des Glaubens handle es sich, sondern um die Glaubenssache selbst. Findet man diese undenkbar und unmöglich, so wird die Schwierigkeit nicht dadurch gehoben, daß es so in der Schrift steht, daß man exegetisch beweist, es stehe wirklich so darin; kein Bekenntniß vermag diesen Zweifel zu lösen und den Glauben zu erzwingen. Die Zeit der Bekenntnisse sei vorüber, die Sache selbst stehe in Frage*).

Nun berufe man sich auf den göttlichen Ursprung der Schrift, und es gebe zwei verschiedene Arten, ihn geltend zu machen. Die Einen, welche in den theologischen Schulen das meiste Ansehen haben, setzen die Inspiration der Schrift voraus als eine von außen gegebene Thatsache, womit alle Bedenken der Vernunft einfach ausgeschlossen und niedergeschlagen seien. Dieser Standpunkt, damals in Hengstenberg und seinen Anhängern verkörpert, wird von Schelling gänzlich zurückgewiesen: es werde damit eine völlige Barbarei eingeführt, ein blinder Autoritätsglaube, blinder als der katholische, eine Theologie, unwissenschaftlicher als die scholastische, die doch für die formelle Denkbarkeit der Dogmen Sorge getragen, während die orthodox sein wollende Theologie von heute auch diese beseitige als unnöthig und überflüssig für den blinden Buchstabenglauben*). Die Andern berufen sich für die Göttlichkeit der Schrift wenigstens auf etwas, woran man glauben könne, nämlich auf die eigene innere Erfahrung, das testimonium spiritus sancti: das sei die fromme Art, die als solche bloß individuell und persönlich, darum unvermögend sei, Gemeinbewußtsein zu werden, sich kirchlich und theo-

*) Ebendas. S. 402—405.

logisch zu entfalten, denn die Theologie sei das wissenschaftliche Bewußtsein der Kirche*).

Darum sei zur Lösung der gegenwärtigen Glaubensfrage eine neue Theologie erforderlich, nicht pectoral, wie die fromme, nicht blind, wie die orthodoxe, nicht flach, wie die rationalistische, nicht bloß formal, wie einst die scholastische war, sondern eine reale aus den Tiefen wirklicher Wissenschaft geschöpfte Theologie. Man müsse der Vernunft den positiven Inhalt des Glaubens begreiflich machen, d. h. „die reale Denkbarkeit" desselben darthun. Alle Vernunfteinsicht gehe überhaupt nur auf die Möglichkeit der Dinge, nicht auf deren Existenz, diese könne überall nur geglaubt werden, in der Natur so gut als in der Religion. Ohne die Einsicht in die Möglichkeit seines Objects sei der Glaube blind, durch diese Einsicht werde er erleuchtet. Das positive Christenthum erleuchten, heiße klar machen, „daß es zu seiner Voraussetzung keine anderen Verhältnisse habe, als durch welche die Welt besteht, daß der Grund des Christenthums gelegt sei, ehe der Grund der Welt gelegt war." Wem dieser tiefste Ursprung des Christenthums verborgen bleibe, der könne auch seinen geschichtlichen Ursprung nicht verstehen, denn das Christenthum sei älter als seine Bücher. Eine Untersuchung, deren äußerste Objecte nur die christlichen Urkunden seien, reiche nicht heran bis an den Kern der Sache, so wenig als der Thurm von Babel an den Himmel, und könne daher jenen Kern auch nicht zerstören. Daher die Kritik, die sich mit den Verfassern und Abfassungszeiten der biblischen Schriften zu thun mache, zwar anerkennenswerth sei in gelehrter Hinsicht, aber nichts in der sachlichen Frage entscheide und schließlich zu keinem andern Resultat führe, als was sich für jeden, dem die objective Wahrheit des Christen-

*) Ebendas. S. 405.

thums nicht einleuchte, auch ohne Kritik von selbst versteht: daß nämlich eine solche Lehre dann nur ein Gewebe successiver menschlicher Erfindungen sein könne*).

Die Lösung der Glaubensfrage, sachlich verstanden, ist die erste Forderung, die Art der Lösung könne nur wissenschaftlich, das Mittel dazu nur philosophisch sein. Ohne die Erleuchtung des positiven christlichen Glaubens durch Vernunfteinsicht, sei dieser Glaube verloren. Bekenntnisse retten ihn nicht, auch nicht eine Veränderung in der äußeren Form der Kirche. Die Glaubensüberzeugung, das gemeinsame Bewußtsein der Glaubenswahrheit sei das innerste Selbst der Kirche. Ohne dieses sei die Kirche ein Körper ohne Seele, ein todter Körper. Daher möge man sich nicht der Täuschung hingeben, als ob man die erste aller religiösen Zeitfragen umgehen und vertagen könne, als ob der Kirche zu helfen sei durch eine Verfassung, als ob der Glaube kommen werde, wenn die Verfassung da sei. Diese soll und wird aus dem religiösen Leben, aus dem Glauben hervorgehen, nicht umgekehrt. Weder Glaube noch Verfassung lassen sich erkünsteln oder erzwingen. Wollte der Staat eine sogenannte Rechtgläubigkeit vorschreiben oder begünstigen, „so wäre unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht eine ächte und lautere, sondern nur eine gemachte, verschrobene und verfälschte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinsten Rationalismus, wenn er übrigens nur ehrlich sei, weit vorziehen müßte**).“ Und auf der andern Seite würde man durch äußere Einrichtungen vielleicht etwas mehr Gleichförmigkeit und Stabilität erreichen, die Kirchenverwaltung etwas erleichtern können, aber die Sache nicht fördern, im Gegentheil je fester und ausgeprägter die Form von außen, um so

*) Ebendas. S. 406—409 (Anmerkung).

**) Ebendas. S. 412 (Anmerkung).

gehemmter die Entwicklung von innen, eine vollkommen befestigte äußere Existenz wäre nicht ohne Rückfall zu erlangen, wie die Kirche in England beweise, diese „Bastarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus." Der Glaube allein könne die Kirche frei und selbständig machen, er werde es, wenn er sich selbst völlig befreit d. h. aus eigenem Vermögen zu wirklich allgemeiner Geltung entwickelt habe. Für seinen gegenwärtigen Entwicklungsdrang sei die äußere, precäre, schwankende, unmündige Existenzform der deutschen protestantischen Kirche die günstigste Verfassung, weil sie ihn am wenigsten fessle. Diese Kirche könne mit ihrem Apostel sagen: „wenn ich schwach bin, bin ich stark!"*).

Man sieht aus diesem Vorwort, welches uns wichtiger erscheinen darf, als dem Verfasser selbst, welchen Standpunkt Schelling haben und als den seinigen angesehen wissen will. Geht es nach ihm, so soll der christliche Glaube beides sein: g a n z f r e i und g a n z p o s i t i v. Wie sich einst die Naturphilosophie zur Natur verhielt, so will sich die positive Philosophie zum Christenthum stellen: dasselbe in seiner vollen Realität bejahen, von innen heraus gleichsam nachschaffen und dadurch auf eine ganz neue Weise erleuchten. Diese Analogie hat ihm selbst beständig vorgeschwebt, und darum fühlte er sich auf seinem letzten Standpunkt immer noch gleich seinem ersten und mächtig zu einer eben so großen, ja größeren Wirkung. Ob dies eine Selbsttäuschung war, ist eine andere nicht hier zu entscheidende Frage. So wenig die Naturphilosophie an die Stelle der wirklichen Natur treten, dieselbe vielmehr bloß erkennen will, eben so wenig soll die Religionsphilosophie sich an die Stelle der wirklichen Religion setzen. Auf eine und dieselbe Art ist die wirkliche Natur für alle, für den Physiker, wie für den Laien; der Physiker, indem er die Möglich-

*) Ebendas. S. 413 flgd.

keit der Naturerscheinungen einsieht, hört dadurch nicht auf, die Wirklichkeit der natürlichen Dinge ebenso zu erfahren und zu erleben, wie der Unkundige, der nichts davon weiß, wie diese Dinge sein können. So soll es sich auch mit den göttlichen Dingen verhalten, deren Realität von allen auf gleiche Weise erfahren, erlebt, geglaubt wird, während die Einsicht in ihre Möglichkeit die höchste Erkenntniß ausmacht, die Vollendung der Philosophie, die dadurch den Glauben bei keinem aufhebt oder stört. Die Naturphilosophie verändert die Natur nicht und macht dieselbe nicht weniger positiv als sie ist. Eben so behält der Glaube sein eigenthümliches, in ihm selbst gegründetes Leben und bleibt, was er ist, unabhängig von aller Wissenschaft. Eben darin bestehe das eigentliche Wesen der Glaubensfreiheit*).

Erst die freieste Wissenschaft, d. h. die vollkommen entwickelte, erreicht den Glauben und versteht denselben in seiner ganzen Realität, in seiner ganzen von ihr unabhängigen Freiheit. Daher sind es diese drei Posten, die Schelling vertheidigt: die Freiheit der Wissenschaft gegen die Orthodoxen, die Freiheit des Glaubens (in dem bezeichneten Sinn) gegen die Rationalisten, die Zusammenstimmung beider, ich meine den Satz: je freier die Wissenschaft, um so einleuchtender der positive Glaube — gegen die Kritiker, mit welchen letzteren er den Proceß sehr kurz und sich erstaunlich leicht macht. Am schärfsten wollte er die Lichtfreunde und die Orthodoxen getroffen haben und glaubte, daß gegen jene das Vorwort auch einige Wirkung gehabt. „Man schämt sich doch“, bemerkt er in einem Briefe an Dorfmüller, „des lichtfreundlichen Enthusiasmus auf der einen Seite, und auf der andern legt man der Sache nicht mehr die Wichtigkeit bei, wie früher.“ Die Märzstürme des Jahres 1848 hatten das Mi-

*) Ebendas. S. 406.

nisterium Eichhorn und das orthodoxe System in Preußen plötzlich verschwinden gemacht. „In einer Hinsicht athme auch ich freier", schrieb Schelling unmittelbar nach jenen tumultuarischen Tagen, „ich konnte mich nicht wohl fühlen in der Atmosphäre der Bestrebungen, namentlich in Ansehung des Christenthums, die Zeit wieder auf den blinden Autoritätsglauben zurückzuführen, wogegen ich mich darum in dem Vorwort zu Steffens auch so entschieden aussprach, Bestrebungen, die bei weitem mehr schadeten, als sie je nützen konnten*)."

III.

Vollendung des Systems.

(Vorträge in der Akademie.)

Diese Vorrede zu Steffens war Schellings letzte von ihm selbst herausgegebene Schrift. Im Hintergrunde derselben lag das System, das nur als Ganzes an das Licht der Welt treten sollte, und dessen Ausarbeitung und Vollendung den Philosophen bis zum letzten Augenblick fortwährend beschäftigt hat. Die Gesammtdarstellung zerfiel in die beiden uns bekannten Theile der negativen und positiven Philosophie: jene sollte die Grundlage bilden, diese den Aufbau. Die Grundlage besteht in der rationalen Philosophie oder reinen Vernunftwissenschaft, „der Principien- oder Potenzenlehre", die Schelling auch die Metaphysik seines Systems nennt; auf ihr ruht die Gottes- und Religionslehre, die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung, welche letztere im engeren Sinn die positive Philosophie heißt, und deren Ziel die „philosophische Religion" ausmacht.

---

*) Aus Schellings Leben. III. S. 207, 211 flgd. (Br. v. 11. Decbr. 1847 u. 30. März 1848 an Dorfmüller.)

Der zweite Haupttheil des Systems war früher vollendet als der erste, und seine Veröffentlichung mußte anstehen, bis die Grundlage fertig war. Diese auszuführen, war die Arbeit der letzten Lebensjahre, und Schelling starb, noch bevor er die letzte Hand daran legte. Daher konnte er das Gesammtwerk seiner Lehre nicht selbst herausgeben. Ueber die Philosophie der Mythologie und Offenbarung hat er wiederholt gelesen, über die allgemeinen Theile schon in Erlangen, über das Ganze erst in München und Berlin, über die rationale Philosophie nie; sie wollte keine abgeschlossene Gestalt gewinnen und erweiterte sich unter seinen Händen unaufhaltsam, ja über sehr wichtige Punkte, wie über das Verhältniß der positiven Philosophie zur Potenzenlehre und über den Fortschritt der negativen Philosophie zur positiven, will Schelling selbst erst in Berlin völlig ins Klare gekommen sein. Mit einigem Erstaunen liest man dieses Bekenntniß in einem seiner letzten Briefe an Beckers. Seine Polemik gegen Hegel stützt sich wesentlich auf diesen Punkt, auf den Unterschied und das Verhältniß der negativen und positiven Philosophie, und die Sprache, die Schelling in jener Polemik führt, diese stets so determinirte, sichere, den Gegner wegwerfende Sprache sollte glauben lassen, daß er gerade an dieser Stelle seiner Sache völlig und mit aller Klarheit gewiß war. „Jetzt", schrieb er in den letzten Tagen des Jahres 1852, „handelt es sich für die Principienlehre nur noch um die vollendete schriftliche Abfassung*)."

Die Themata, worüber Schelling in den Jahren 1847—1852 in der Akademie gelesen, gehören fast sämmtlich in die Entwicklung der rationalen Philosophie und können als Bruchstücke daraus gelten: über Kants Ideal der reinen Vernunft, die

*) Ebendas. III. S. 241 (Br. v. 29. Decemb. 1852).

ursprüngliche Bedeutung der dialektischen Methode, die ἁπλᾶ des Aristoteles, eine principielle Ableitung der drei Dimensionen des Körperlichen, einige mit μα zusammengesetzte griechische Adjectiva. Die den 17. Januar 1850 gelesene Abhandlung über die Quelle der ewigen Wahrheiten hat in der Darstellung des Systems eine gesonderte Stellung erhalten*).

*) S. W. Abth. II. Bd. I. S. VI. Das erstemal las Schelling in der Akademie den 20. Febr. 1843 (Aus Schellings Leben III. S. 178). Die Abhandlung „Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache" wurde den 25. Nov. 1850 gelesen. (S. W. Abth. I. Bd. X. S. 419 flgd.)

Neunzehntes Capitel.

Letzte Kämpfe und Jahre.

I.

Letzte Kämpfe. Der Proceß wegen Nachdrucks.

1. Art der Angriffe. Alte Feinde.

Chr. Kapp.

Schellings Erscheinung in Berlin, die Tendenz seiner Berufung, das Aufsehen, das er erregte, die neuen und großen Verheißungen, mit denen er kam, mußten die Gegner reizen und hervorlocken. Von allen Seiten rührten sich die Angriffe. Einige trieben die Polemik gegen ihn als ein profitables, von den Zeitumständen begünstigtes Geschäft; Andere, die das Bollwerk stürmten, zu dessen Vertheidigung er sich erhob, bekämpften ihn mit dem leidenschaftlichsten Zorn; es gab auch solche, die alten Unmuth oder alte Rache an ihm auszulassen hatten. Er war schon einige Jahre in Berlin, als Salat den Zeitpunkt gelegen fand, ein zweites Heft seiner Schrift „Schelling in München" herauszugeben. Ein Abschnitt darin war überschrieben „Schellings Orden"*)! Die zornigen Gegner, die in ihm verkörpert sahen, was sie den „Geist der Lüge" nannten, wiederholten, was Feuer-

*) Schelling in München. Von Salat, ordentlichem Professor an der ehemaligen Universität zu Landshut. Heft II (1835). S. 98 flgd.

bach gesagt. In dem Jahr 1843 fiel ein förmlicher Platzregen von Streitschriften. „In der That", schrieb damals Schelling seinem Bruder, „die Bosheit der ganzen überall zusammenhängenden antireligiösen, auf Zerstörung ausgehenden Clique ist grenzenlos, und sie werden nicht ruhen, so lang ich unter den Lebenden bin, die ganze Hölle wird sich in diesen Werkzeugen gegen mich aufthun *)."

In diesem Jahr erschien unter dem Titel „Fr. W. J. v. Schelling, ein Beitrag zur Geschichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter" ein racheschnaubendes, im Uebrigen unschädliches Buch. Der vieljährige Beobachter war Christian Kapp, den Schelling — ich lasse dahingestellt, mit wie vielem Grunde — einst schwer und entehrend beleidigt hatte. Kapp, damals Professor in Erlangen, hatte im Jahr 1829 Schelling die Zusendung und Widmung einer Schrift „über den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesis" angekündigt; die Antwort Schellings, nicht als Anrede, sondern in der dritten Person gehalten, bezeichnete den Verfasser als notorischen Plagiator, der seine Vorlesung über Philosophie der Mythologie, Hegels Vorlesung über Philosophie der Geschichte aus Heften geplündert habe, unter „die diebische Nachdruckerzunft" gehöre und jetzt sich ihm nähere, „um durch hündisches Schönthun und Schweifwedeln die wohlverdienten Fußtritte abzuwenden." Kapp's briefliche Erwiederung wurde gar nicht angenommen, und dieser brachte nun in einem offenen Sendschreiben an Schelling den Handel zur Kenntniß des Publicums **). Die eigentliche Rache sollte jetzt in dem obengenannten Buch zwar spät, denn es waren vier-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 180.

**) Sendschreiben an den Herrn Präsidenten u. s. f. von Schelling in München. Von Prof. Chr. Kapp zu Erlangen. 1830.

zehn Jahre verflossen, aber um so gründlicher vollstreckt werden. Es war auf eine vernichtende Charakteristik Schellings abgesehen, aber es kam nur zu einer Sammlung dunkler, fast unarticulirter Tiraden, und nach 268 Seiten hieß es: „dies alles nur zum Vorgeschmack, nun etwas näher zur Sache." Keine neue Lehre bringe Schelling in Berlin, sondern wiederkäue die alte, „unter dem Hohngelächter der Eumeniden fresse er sein Gespeites", er sei „der Judas und Segestes der deutschen Wissenschaft", „der ächte Lucifer, der Philosoph des Abfalls", „das Plagiat sei das eigentliche Princip seiner schriftstellerischen Thätigkeit", seine erste Schrift „vom Ich" sei Fichte und Kotzebue nachgebildet, seine Naturphilosophie aus einem vergessenen Buch des 17. Jahrhunderts, Kufelaers Pantosophie, entlehnt u. s. f. Kapp wollte den Spieß umkehren, aber er hatte keinen Spieß. Wenn man die Eumeniden, Judas, Segestes, Lucifer und Kotzebue aus dieser Polemik wegläßt, so bleibt eine wunderliche Logik übrig. Was Schelling als neue Lehre vortrage, sei im Grunde die alte; vielmehr sei es nicht die alte, denn von dieser sei er abgefallen; vielmehr er sei von der eigenen Lehre nicht abgefallen, denn er habe eine eigene Lehre nie gehabt, sondern seine Ideen sämmtlich entwendet*). Indessen ist unter den Feinden Schellings Kapp nicht der einzige Repräsentant einer solchen Logik.

2. Der Angriff auf sein literarisches Eigenthum.

Paulus.

Alles Reden für oder gegen Schelling war leeres Gezänk, so lange der Hauptpunkt ununtersucht blieb: die Wahrheit und Neuheit seiner zweiten Lehre, welche die erste nicht umstürzen, son-

*) Fr. W. J. v. Schelling u. s. f. (Lpz. 1843.) S. 91, 129, 175 flgd. 268, 323 flgd. 358 flgd.

dern ergänzen und vollenden wollte. Er hatte in seiner Antrittsrede das Größte verheißen: „eine sehnlichst gewünschte, wirkliche Aufschlüsse gewährende, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternde Philosophie", „eine neue bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft"! Ob diese Verheißungen in den Vorträgen wirklich erfüllt seien, war die Frage, die nur aus einer genauen Einsicht, aus einer ruhigen Prüfung der gedruckten Vorträge entschieden werden konnte. Aber Schelling ließ nichts drucken. Die ungestümen Forderungen und Vorwürfe feindlicher Zeitschriften, daß seine philosophia secunda das Licht scheue, bewegten ihn nicht, auch Rosenkranz's poetische Ermahnung, er möge als Preuße die preußischen Nationalfarben beherzigen und seine neue Lehre schwarz auf weiß geben, ließ ihn ungerührt*). Was er nicht that, während er allein es auf die rechte Weise thun konnte, versuchten andere; man brachte Auszüge aus nachgeschriebenen Heften, um über Schellings Lehre öffentlich Gericht zu halten. Er war noch gar nicht in Berlin, als schon eine Flugschrift aus brieflichen Mittheilungen, die münchener Zuhörer gemacht, den Beweis zu führen suchte, daß es mit der neuen Lehre nichts sei**). Er hatte seine erste Vorlesung in Berlin noch nicht beendet, als eine Schrift erschien, die aus der Vergleichung dreier Collegienhefte die schelling'sche Offenbarungslehre wiedergeben, in ihrem Unwerthe namentlich Hegel gegenüber darthun, als den „neuesten Reactionsversuch gegen die freie Philosophie" vernichten wollte***). Die Absicht beider (ano-

*) Schelling. Vorlesungen von Rosenkranz (1843). S. V.

**) Schellings religionsgeschichtliche Ansicht nach Briefen aus München (Berlin 1841).

***) Schelling und die Offenbarung, Kritik des neuesten Reactionsversuchs gegen die freie Philosophie (Berlin 1841).

nymer) Schriften war rein polemisch; die erste hatte Riedel, die zweite Engels verfaßt. Neutraler verhielt sich J. Frauenstädt, der aus Schellings Vorlesungen während der beiden ersten Semester eine kurze Skizze seiner Lehre gab, „die Irrthümer in der Auffassung des Christenthums“ nachzuweisen, „das Große, Tiefe und Wahre seiner Einsichten“ zu würdigen versprach. Die Skizze war aus den drei Haupttheilen der Vorträge genommen: Philosophie der Offenbarung, Satanologie (die Schelling noch gegen Ende des ersten Semesters las, indem er die Stundenzahl verdoppelte) und Philosophie der Mythologie. Die Widerlegung war einfach: der Pantheismus sei falsch, der Theismus ebenfalls, also auch die Lehre Schellings, die beide verbinde *).

Schelling ließ diese Auszüge und Skizzen, die aus seinen Vorlesungen veröffentlicht wurden, ihren Weg gehen, und man konnte zweifeln, ob er sie überhaupt für richtig anerkenne. Privatim äußerte er sich darüber mit der größten Verachtung. In einer sehr derben Epistel an den würtembergischen Pfarrer Barth, der sich über Schellings neue Lehre auf Grund der frauenstädt'schen Schrift öffentlich ausgelassen hatte, heißt es von der letzteren: „sie habe von seinen Vorlesungen einen durchaus unrechtlichen Gebrauch gemacht und sei das Product einer bettelhaften und schmutzigen Buchmacherei **).“

Da trat ein Fall ein, den er nicht mehr ruhig mit ansah. Er hatte so viel über Ideenraub, Plagiat, Nachdruck geklagt und den Teufel an die Wand gemalt bis „der bekannte Satanas und Erbfeind seiner Philosophie“ ***) wirklich kam und aus der Sache

*) Schellings Vorlesungen in Berlin. Darstellung und Kritik der Hauptpunkte derselben u. s. f. von Dr. J. Frauenstädt (Berlin 1842).

**) Aus Schellings Leben. III. S. 190 (Br. v. 5. Febr. 1841).

***) S. ob. Cap. VIII. S. 140.

Ernst machte. Es war Paulus, sein ganz specieller Landsmann, der vor fünfzig Jahren Schellings Aufsatz über den Mythus selbst in die Oeffentlichkeit gebracht hatte*), sein Freund und Amtsgenosse in Jena, sein Amtsgenosse, aber nicht mehr sein Freund in Würzburg; dann hatten sich auch ihre äußern Lebenswege getrennt, Paulus war nach der würzburger Zeit einige Jahre lang (1807—1811) Schulrath in Bamberg, Nürnberg und Ansbach und seit 1811 Professor in Heidelberg. Er hatte Schelling nicht aus dem Auge gelassen, überzeugt, daß seine Lehre von Seiten der Herkunft nicht originell, von Seiten des Inhalts unwahr, in ihren Wirkungen irreführend, in ihrem Charakter lauter Schein und Dunst sei. Er paßte auf ein gedrucktes Wort Schellings, um ihn auf der That zu ergreifen und der Welt als Gaukler, wofür er ihn hielt, zu entlarven.

Kaum war die Vorrede zu Cousin da, so erschien eine Spottschrift unter dem Titel: „Entdeckungen über Entdeckungen unserer neuesten Philosophen, ein Panorama in fünfthalb Acten mit einem Nachspiel. Von Magis Amica Veritas" (1835). Der anonyme Wahrheitsfreund war Paulus, den Schelling auch gleich als Verfasser erkannte**). Das Nachspiel ging auf Fichte den Sohn, der, ohne Schellings neue Lehre zu kennen, es derselben schon zuvorgethan haben wollte und sich als Zukunftsphilosoph meldete; das Intermezzo spottete über den bekannten Unfall Hegels, der in seiner Habilitationsschrift die Lücke im Planetensy-

---

*) S. oben Cap. I. S. 18.

**) „Die Schrift: Entdeckungen u. s. f.", schrieb Schelling den 21. Octob. 1835 an Beckers, „die so viel Lügen als angebliche Thatsachen enthält, habe ich erst vor Kurzem genauer angesehen und auf den ersten Blick als Verfasser meinen alten Collegen und Landsmann Dr. Paulus in Heidelberg erkannt." Aus Schellings Leben. III. S. 115.

stem eben da als nothwendig hatte nachweisen wollen, wo kurz vorher Piazzi schon einen Planeten entdeckt hatte; der eigentliche Hauptheld der übrigen vier Acte war Schelling, in dessen Philosophie „die absolute Leere" Paulus wirklich zu entdecken meinte. Den Titel seiner ersten Schrift „vom Ich" habe Schelling von Kotzebue, den Inhalt von Fichte, die Identitätslehre von Bardili, an seinen bisherigen Leistungen sei nichts originell, die Verheißung künftiger sei Phrase, Anfang und Ende des Mannes eine Mystification. Es sei Zeit, „sein im absolut Leeren lange genug aufgeführtes Possenspiel" nun wirklich einmal zu beendigen.

Dieser letzte und entscheidende Act schien gekommen, als Schelling mit seiner Offenbarungsphilosophie in Berlin auftrat, von der, wie er selbst verkündet hatte, „die größte, in der Hauptsache letzte Umänderung der Philosophie" ausgehen sollte*). Es war der Moment, auf den Paulus lange gewartet. Er ließ jetzt von der ersten Vorlesung, die Schelling während des Winters 1841/42 in Berlin hielt, ein Heft auf seine Kosten wörtlich nachschreiben und gab es (bei Leske in Darmstadt) unter dem Titel heraus: „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung oder Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurtheilung und Berichtigung der v. Schelling'schen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christenthums im berliner Wintercursus von 1841—42, der allgemeinen Prüfung vorgelegt von Dr. H. E. G. Paulus" (1843). Weitschweifig, wie Titel und Widmung**),

---

*) Worte aus Schellings Vorr. zu Cousin. S. XVIII.

**) Die Widmung hieß: „Insbesondere gewidmet denen, welche endlich wieder den historischen Christus historisch-idealisch suchen zu müssen begreifen, kirchenhistorisch aber einsehen, wie die ins Uebermenschliche phantasirende, dialektische Speculation in Athanasius, Augustinus, An-

waren Vorrede, Einleitung und die in den Text eingeflochtenen Zwischenbemerkungen des Herausgebers, so daß sie von dem sehr umfänglichen Buch einen großen Theil einnahmen, der übrige und größte Theil gab sich selbst für den wörtlichen Text der Vorträge Schellings. Es war nicht mehr ein Auszug oder eine Skizze, sondern eine Copie. Daß es sich wirklich so verhielt, anerkannte Schelling, indem er den Herausgeber wegen Nachdrucks gerichtlich verfolgte. Den 3. August 1843 brachte die preußische allgemeine Zeitung die Nachricht, das Werk sei als Nachdruck polizeilich mit Beschlag belegt. Paulus schrieb eine „vorläufige Appellation an das wahrheitsliebende Publicum contra des Philosophen Fr. W. J. v. Schellings Versuch, sich mittelst der Polizei unwiderlegbar zu machen.“ Eine solche Lehre zu widerlegen und unschädlich zu machen, sei ein gemeinnütziges Werk, es gebe dazu kein anderes Mittel als die Veröffentlichung; da Schelling seine Vorträge selbst nicht habe drucken lassen, so sei das angeklagte Buch weniger Nachdruck als „Vordruck“ und übrigens so verfaßt, daß es der Herausgeber als sein volles geistiges Eigenthum beanspruche, da er die fremde Lehre keineswegs bloß mitgetheilt, sondern zum Gegenstand seiner eigenen historischen und kritischen Darstellung genommen *). Der Proceß erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit, es war seit den Bundesgesetzen gegen Nachdruck der erste Rechtshandel von Bedeutung, und da von Seiten des Angeklagten nicht gemeine Gewinnsucht, sondern eine sogenannte gute oder zeitgemäße Absicht im Spiele

selmus und deren Nachahmern sich von dem praktisch geistigen Messiasideal der neutestamentlichen Christlichkeit im unfruchtbaren Meinungsglauben immer weiter verlaufen habe.“

*) Vgl. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus u. seine Zeit. Von K. A. Frh. v. Reichlin-Meldegg (1853). Bd. II. S. 378—383.

war, da in diesem Falle Crispin das Leder genommen hatte, um den armen Leuten Schuhe zu machen, so neigte sich ein großer Theil der öffentlichen Meinung ihm zu und vergaß über dem Parteiinteresse die Rechtsfrage. Schelling rechnete mit völliger Bestimmtheit auf den gerichtlichen Sieg, zumal die preußische Regierung jene Bundesgesetze beantragt und durchgesetzt hatte. Indessen wurde das Buch gerichtlich nicht für Nachdruck erkannt und die Beschlagnahme aufgehoben. Dieß war der Grund, warum Schelling seine Vorlesungen für immer einstellte.

Wir kennen die Entfremdung, die zwischen den beiden Männern zeitig eingetreten war und gar nicht ausbleiben konnte; es ist über ein Menschenalter her, daß Schelling an Schubert schrieb, Paulus sei unter den bösen Menschen, von denen er zu leiden gehabt, der böseste*). Es war auf beiden Seiten ein lange genährter gründlicher Haß, der jeden in dem andern eine incarnirte Schlechtigkeit ganz besonderer Art sehen ließ. Schelling sah in Paulus eine Art „Shylock", der auf den Moment laure, wo er ihm mit dem Messer beikommen könne; Paulus sah in Schelling einen gemeinschädlichen Charlatan, den zu entlarven jedes Mittel erlaubt sei. Es ist ein unerquicklicher Anblick, diese bösen Empfindungen noch einmal und gehässiger als je auflodern zu sehen in dem fast siebzigjährigen Schelling, in dem zweiundachtzigjährigen Paulus! Nach dem letzten Unrecht, das dieser ihm zugefügt, schrieb Schelling einem seiner Freunde: „daß die Protestanten, zumal die Rationalisten über mich und die Philosophie der Offenbarung herfallen, wundert mich nicht, und ich habe es wohl verdient. Wenn Einer davon, der seit vierzig Jahren mit dem wüthendsten, bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß mich verfolgt und wohl wissend, daß ich zu solchem Schmutz nicht herabsteigen

*) S. ob. Cap. XI. S. 202.

kann, Lügen und Verläumdungen gegen mich häuft, wobei die frühere immer als Beweis für die Wahrheit der späteren dienen muß, der noch außerdem die Niedrigkeit hat, dabei immer anderer Werkzeuge, verlorener Menschen sich zu bedienen, wenn es diesem gelingen könnte, mich wirklich zu verletzen, so wüßte ich, wofür ich die Wunden zu nehmen hätte: es wären *στίγματα τοῦ Χριστοῦ*. Sie wissen indeß, daß ich diesem Bösewichte den Nachdruck eines Heftes meiner Vorlesungen nicht habe hingehen lassen, weil ich weiß, daß gegen die vollkommene Ehr- und Schamlosigkeit des verhärteten 82jährigen Sünders durch kein Mittel etwas zu gewinnen ist als pecuniären Verlust, daß Geldstrafe und Geldentschädigung, die ich zu erlangen hoffe, das Einzige ist, was ihn afficirt." Wenige Tage später kommt Schelling auf die Sache zurück und wünscht dem Processe die größtmögliche Publicität zu geben. „Bei dieser Gelegenheit hoffe ich des alten Bösewichts nebst seinem ihm allein noch gebliebenen Schildk(n)appen einmal für immer loszuwerden." „Die Regierungen müssen eines von beiden auf sich nehmen, entweder den Bundesbeschlüssen ins Gesicht entgegenzuhandeln oder einen soi-disant berühmten Gelehrten und Buchhändler, wäre der erste auch Geheimer Kirchenrath und der andere Hofbuchhändler, als förmlichen Diebstahls überwiesen zu verurtheilen*)." Da er nun den Schutz und die Genugthuung, die er gerade in Berlin am ehesten erwarten durfte, nicht gefunden, so erklärte er dem Ministerium, unter solchen Verhältnissen nicht weiter lesen zu können**).

3. Apologeten.

Schelling hatte das einundsiebzigste Jahr überschritten, als

*) Aus Schellings Leben. III. S. 182—184 (Br. v. 28. Sept. u. 6. Oct. 1843 an Dorfmüller).

**) Ebendas. III. S. 242.

er aufhörte, nach außen zu wirken, und das staubige Feld der letzten Kämpfe verließ. Er hatte noch einmal in der geistigen Welt stürmische Bewegungen hervorgerufen und erlebt, heftige Anfeindungen und begeisterte Zurufe, welche letzteren freilich unter dem lauten Getümmel der feindlichen Stimmen weniger gehört wurden, auch geringer an Zahl waren; sie waren deshalb noch nicht wirksamer an Gewicht. Es fehlte nicht an freiwilligen Apologeten, von denen einige durch rohe Schmähsucht*), andere durch Uebertreibung die Sache, die sie führen wollten, verdarben. Ein ungenannter Apologet forderte die ganze Schaar der Gegner heraus und suchte einen nach dem andern in den Staub zu werfen. Auch ließ sich mit einigen dieser Gegner leicht fertig werden, denn ihre Gründe waren schwach und sie selbst noch schwächer. Die Apologie war eine Verherrlichung Schellings. In ihm sei das Heil der Theologie erschienen, er sei „der spiritus rector des Jahrhunderts", „der moderne *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*". Sie verglich ihn mit dem Heilande selbst. Einst habe er über Palmen und unter dem Hosianna der Menge seinen Einzug in die Welt gehalten, jetzt gehe er den Kreuzesweg unter Schmähungen**).

II.

Lebensabend. Das Ende.

Die letzten Jahre des Philosophen ziehen sich vor den Blicken der Welt immer tiefer zurück in die Verborgenheit und Stille des

---

*) Z. B. das „G. Heine" unterzeichnete Vorwort zu dem Wuttke'schen Jahrbuch der deutschen Universitäten für das Winterhalbjahr 1842/43.

**) Schelling und die Theologie (Berlin 1845), besonders abgedr. aus dem „neuen Repertorium für theologische Literatur und kirchliche Statistik." (1845.) Heft II.

Hauses, der Familie, der Arbeit. Er hatte in Berlin einen Kreis bedeutender Freunde gefunden, in dem er sich bald heimisch fühlte, Männer, wie Steffens, Neander, die beiden Grimm, Pertz, Ranke u. a. Unter den Hegelianern war ihm Henning der angenehmste*). Seine Erholungen sind kleinere Reisen, von denen die weiteste im Sommer 1846 nach dem Rhein, Belgien und den Niederlanden ging; seine körperliche Stärkung sucht er in Karlsbad, später in Pyrmont, wonach gewöhnlich eine Sommerfrische auf der Wilhelmshöhe folgt, das letztemal in Ragaz. Im September 1843 machte er zu Karlsbad die Bekanntschaft des Fürsten Metternich, der Schelling zu sehen wünschte und eine lange Unterredung mit ihm hatte, so vertraut, als kenne er ihn seit vielen Jahren. Zu seinem Erstaunen erfuhr Schelling einige Zeit später, daß die Philosophie Metternichs stille Liebe sei. „Dieser Tage hörte ich aus zuverlässiger Quelle von einem vertrauten Schreiben des Fürsten von Metternich, worin dieser mit ergreifendem Schmerz seinen Ekel an Staatsgeschäften ausspricht und der greise in den größten Staatshändeln grau gewordene mächtige Mann, dessen Bekanntschaft ich vor zwei Jahren in Karlsbad gemacht, sich nichts wünscht als ganz der Philosophie leben zu können. Wer hätte dieß gedacht? Aber die Zeit drängt von selbst dahin, und die letzte Entscheidung wird doch nur eine geistige sein können**)."

Indessen traf schon die nächste Zeit ganz andere Entscheidungen, denen Schelling innerlich abgewendet und abgeneigt war. Der Gang der Dinge lief ihm zuwider, das Bedürfniß nach Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt, wie es dem hohen Alter wohl ansteht, stimmte ihn nicht mehr zu rascher und lebhafter Theil-

*) Aus Schellings Leben. III. S. 178, 184.

**) Ebendas. III. S. 181, 197.

nahme. In demselben Jahr, wo er sich für immer zurückzog, fing die nationale Bewegung in Deutschland an, ernsthaft politisch zu werden, und vertrieb schnell den theologischen Charakter der Zeit, dem Schelling gegenüberstand. Die schleswig-holsteinische Frage weckte die deutsche; die Umwandlung der preußischen Provinzialstände in Reichsstände, vom Könige angebahnt und zurückgehalten, von der Opposition des vereinigten Landtages gefordert, rief die Parteien und parlamentarischen Kämpfe ins Leben, die das Jahr 1847 bedeutsam gemacht haben; das große Thema des nächsten Jahres, nach dem Sturz der Julíregierung in Frankreich, nach den Straßenkämpfen in Wien und Berlin, war die Erneuerung des deutschen Reichs, die deutsche Verfassungsfrage, welche die Nationalversammlung in Frankfurt gelöst haben wollte, als sie im Frühling des folgenden Jahres die erbliche Kaiserkrone des neudeutschen Reichs dem Könige von Preußen brachte. Wo sich Schelling über die Zeitereignisse brieflich und vertraulich ausspricht, erkennen wir dieselbe Sinnesart wieder, die er schon vor mehr als dreißig Jahren in seinem Urtheil über die würtembergischen Verfassungskämpfe an den Tag legte*). Sein Kanon ist die Gesetzmäßigkeit und Continuität geschichtlicher Entwicklung, der fortschreitende, aber nirgends gewaltsam abgebrochene und gestörte Rechtsgang der Dinge, er will nicht, daß man die gegebenen Zustände vertilgt und neue, willkürlich gemachte an deren Stelle setzt. So ist er durch seine ganze Denkweise ein erklärter Gegner der Revolution. Gegenüber der schleswig-holsteinischen Frage findet er, daß die untrennbare Verbindung der Herzogthümer nur in Beziehung auf Dänemark gelten könne, da sie in Beziehung auf Deutschland eben nicht gelte**);

*) S. oben Cap. XIII. S. 238 flgd.

**) Aus Schellings Leben. III. S. 201 flgd. (Br. v. 8. Nov. 1846 an Waitz).

dem Chaos der französischen Zustände gegenüber sieht er das einzige Heil in der Rückkehr zur Legitimität auf dem Wege der Fusion und wünscht, daß die Herzogin von Orléans, diese schwergeprüfteste Frau ihrer Zeit, offen und rückhaltlos den Weg dazu betreten möge*); mit der neuen Reichsverfassung seines eigenen Vaterlandes ist er im völligen Zwiespalt. Er ist, um nach den Schlagworten der Zeit zu reden, föderativ und großdeutsch gesinnt. Der Einheitsstaat paßt ihm nicht für die Natur, die Rechtszustände, die Bestimmung des deutschen Volks; die Form der strengen Monarchie findet er unangemessen zu der Vereinigung, deren Deutschland bedarf, die Ausschließung Oestreichs erscheint ihm „als die tödtliche Amputation des zukunftreichsten und lebensvollsten Theils." Er will den Dualismus nicht vertilgt, sondern gemildert sehen und empfiehlt gegen die Zweiheit als das beste Mittel die Dreiheit; Preußen und Oestreich seien die natürlichen, durch ihre Machtstellung gegebenen Oberhäupter Deutschlands, dazu solle ein drittes kommen, gewählt aus der Reihe der Könige**). Daß der König von Preußen die Kaiserkrone nicht nahm und Preußen und Oestreich sich wieder vertrugen, um gemeinschaftlich eine kurze Restaurationsepoche zurückzuführen, war ihm erwünscht. Er hat die Zeit nicht mehr erlebt, wo die deutsche Frage von neuem erwachte, die Bewegung wieder mit Schleswig-Holstein begann, aber zur Lösung des Knotens das Schwerdt ergriffen wurde und die Aera der Kriege aufging, die aus der Niederlage dreier Völker zuletzt das deutsche Kaiserreich davontrug.

Man muß diese politischen Ansichten Schellings nicht höher nehmen, als sie selbst sich geben, es sind vertrauliche briefliche

*) Ebendas. III. S. 245 flgd. (Br. v. 8. März 1853 an Schubert).
**) Ebendas. III. S. 214—217 (Br. v. 12. Decbr. 1849 an Waitz).

Aeußerungen, die dem öffentlichen Treiben fern sind und sein wollen. Ein politischer Preuße ist er nie geworden. Man möchte sagen: Baiern geht ihm nach, besonders bei der Triasidee. Vielleicht daß einen persönlichen Antheil daran die Liebe zu seinem königlichen Schüler Maximilian II. hatte, dessen fähiges und ernstes Streben er gern rühmt, und der ihm bei jeder Gelegenheit seine Dankbarkeit zeigte. Das Wiedersehen des Königs in Berlin (Sept. 1853), kurze Zeit vor seinem Tode, war eine der letzten Lebensfreuden Schellings*). In dem officiellen Preußen hat er sich nie recht heimisch gefühlt, und die herrschende, fast byzantinische Staatstheologie, die er vorfand, war ihm zuletzt so drückend geworden, daß in dieser Hinsicht selbst der Luftzug der Märztage ihm wohlthat**).

Sein inneres Leben vertiefte sich ganz in die Arbeit seiner Gedanken. „Meinen Trost", schrieb er im Rückblick auf die eben erlebten Straßenkämpfe, „habe ich in der Arbeit gesucht und selbst in den schlimmsten Tagen nicht gefeiert***)." In der Vollendung seines Systems sah er sein letztes Tagewerk und wo er es am besten fördern konnte, fühlte er sich am wohlsten, in einsiedlerischer Abgeschlossenheit; das Vorgefühl des Endes, mit dem alles menschliche Wirken aufhört, trat ihm nah, und er ließ es ruhig und friedlich in sich walten. „Es ist wirklich so," schrieb er im Sommer 1851 seinem Schwiegersohn, „daß ich seit Jahr und Tag gewissermaßen geschieden von dieser Welt mich nur glücklich fühle in meiner Arbeit, weil sich in ihr mein ganzes Leben zusammenfaßt und im Verhältniß, als sie der Vollendung näher rückt, die Vorempfindung des bevorstehenden, ewigen Frie-

*) Ebendas. III. S. 246—249 (Br. v. 8. u. 12. Sept. 1853 an Dorfmüller u. Beckers).

) Ebendas. III. S. 211. *) S. 213.

dens über mich kommt*)." Einige Monate später dankt er Schubert für die neue Auflage seiner Geschichte der Seele: „Dir, lieber Freund, ist ein lieblicheres Loos gefallen als mir; Dir ist es verstattet, in alle die heimlichen, sonnigen, blumenreichen Thäler einzudringen, an denen ich, auf den allgemeinsten Zusammenhang angewiesen, wie auf dem Dampfschiff vorbeifahre, nur von ferne einen Blick in sie werfend." „Lasse nicht von mir, wenn ich auch Monate lang stumm bleibe und fühllos scheine gegen Liebeserweise, wie die Deinigen; sieh mich als einen zum Theil Abgeschiedenen an, der fast mit sich allein bleiben muß, um in anhaltendem Feuer und im Zusammenhang seiner Arbeit zu bleiben**)."

Auch sein Haus ist mit der Zeit einsam geworden, er lebt die letzten Jahre allein mit seiner Gattin, aber es ist die glückliche Einsamkeit des Patriarchen, der auf die stattlichen Häuser der Söhne und Töchter hinblickt und auf eine Schaar von Enkeln. Wenn er als Vater und Großvater redet, wird seine Stimme weich und zärtlich. Eine seiner Töchter, um deren Gesundheit er besorgt ist, ladet er im Sommer 1852 zu sich nach Pyrmont: „der Vater ist nicht bloß alt, sondern fängt auch an sich alt zu fühlen, jedenfalls sind seine Tage gezählt. Also komm, komm liebstes Kind, es soll dir gut gehen und du dich wohl fühlen bei uns***)." Der letzte Brief, den wir von ihm haben, aus dem Februar 1854, ist ein großväterlicher Dank für die Geburtstagswünsche einiger seiner Enkel†). Es war sein letzter Geburtstag, der achtzigste. Ein altes katarrhalisches Uebel, das ihn während des Winters 1853/54 viel belästigt hatte, sollte durch eine Cur in Pfäfers gemildert werden. Schon auf der Reise dahin fanden die Seinigen in Gotha und Erlangen sein Aussehen sehr verändert. Er starb in Ragaz Abends den 20. August 1854.

*) Ebendas. III. S. 230.
**) S. 232 flgd.
***) S. 238.
†) S. 250.

Auf seinem Grabe hat König Max ihm ein Denkmal errichtet, seine Bildsäule steht in München, seine Büste in Walhalla, eine Straße Berlins führt seinen Namen. Dauernder als diese äußeren Zeichen seines Andenkens und Ruhms lebt seine Geistesthat in der deutschen Philosophie.

III.
Die Werke.

Die Gesammtausgabe seiner Werke, falls sie ihm selbst nicht möglich sein sollte, hatte Schelling letztwillig seinen Söhnen übertragen, insbesondere dem ältesten, der mit seiner Lehre am vertrautesten war. Unter der Mitwirkung seiner Brüder übernahm K. Fr. A. Schelling, Decan in Weinsberg, die Herausgabe des gesammten väterlichen Nachlasses und erbat sich, um dieser Arbeit ganz leben zu können, eine zeitweilige Enthebung von seinen Amtsgeschäften. In dem Zeitraum von 1856—1861 erschienen bei Cotta in vierzehn Bänden „Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämmtliche Werke".

Die Herausgabe geschah in zwei Abtheilungen, von denen die erste zehn, die zweite vier Bände zählt; jene erschien von 1856—61, diese von 1856—1858. Die zweite Abtheilung enthält das handschriftlich ausgeführte System: Einleitung in die Philosophie der Mythologie, die Philosophie der Mythologie, die Philosophie der Offenbarung. Zur Einleitung gehört als zweites Buch die rationale Philosophie. Angehängt ist dem ersten Bande die Abhandlung über die Quelle der ewigen Wahrheiten, dem vierten die erste Vorlesung in Berlin, die eigentlich ihre Stelle in dem letzten Bande der ersten Abtheilung haben sollte, denn sie gehört nicht in die Darstellung des Systems und hat ihren bestimmten chronologischen Ort.

Die erste Abtheilung enthält die übrigen bereits gedruckten und handschriftlichen Werke in chronologischer Ordnung; sie umfaßt einen Zeitraum von achtundfünfzig Jahren (1792—1850), in zehn Abschnitte getheilt, die dem Stoffe gemäß sehr ungleich ausfallen müssen. Auf die ersten fünf Bände kommen elf Jahre, auf den sechsten eins, auf die vier letzten sechsundvierzig.

Die erste Hälfte (1792—1803) umfaßt die Zeiten von Tübingen, Leipzig und Jena, der sechste fällt in die würzburger Zeit, die folgenden reichen von den letzten Jahren in Würzburg bis zu den letzten Jahren in Berlin. Hie und da hat sich der Stoff in die chronologische Eintheilung der Bände nicht fügen wollen. Schellings Reden in den Sitzungen der münchener Akademie reichen von 1827—1841; der Band, in dem sie stehen, trägt die Ueberschrift von 1816—1832. In diese Zeit fallen schon Schellings propädeutische Vorlesungen in München, aber sie finden sich erst im folgenden Bande und sind dadurch von der Antrittsvorlesung, mit der sie zusammengehören, getrennt. Die ersten vier Bände enthalten nur Gedrucktes. Abgesehen von dem Gespräch „Clara", kleineren Aufsätzen und poetischen Versuchen, sind aus dem Nachlaß veröffentlicht: die Werke der zweiten Abtheilung, in der ersten die Weltalter und außerdem nur Vorträge aus Jena, Würzburg, Erlangen, Stuttgart, München, Berlin.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

Druck von Fr. Frommann in Jena.